

1

Offiziers-Ehen

Roman

von

Freiherr von Schlicht

1. - 5. Tausend

Wien 1907

Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel)

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht
in fremde Sprachen vorbehalten.



I.

Leutnant Gillberg war mit seiner jungen Frau von der Hochzeitsreise zurückgekommen und hatte nun mit seiner Gattin die offiziellen Antrittsbesuche im Regiment gemacht. Natürlich mußte das junge Paar von den anderen Familien streng nach der Anciennetät eingeladen werden, da war klar. Der Oberst mußte den Anfang machen, und das gestand sich seine Frau nur zu gern ein.

Frau Rita von Eckern war trotz ihre fünfunddreißig Jahre eine mädchenhaft anmutige, auffallend schöne und elegante Erscheinung, die im Verein mit ihrem Mann, dem Kommandeur des in der Stadt garnisonierenden Infanterie-Regiments, ein ungemein gastfreies Haus führte. Das glaubte sie sich ihrer Stellung schuldig zu sein, dafür war sie die erste Dame des Regiments. Selbst in Gedanken nannte sie sich niemals die „Kommandeuse“. Mit komischem Schrecken fuhr sie jedesmal zusammen, wenn sie das häßliche Wort hörte oder las: sie wußte, auch keiner der Offiziere nannte sie so, und das machte sie stolz, das schmeichelte ihrer Eitelkeit mehr, als tausend fade, wenn auch noch so ehrlich gemeinte Komplimente.

Die jungen Leutnants, die ebenso wie die Fähnriche, samt und sonders unsterblich in sie verliebt

waren, nannten sie nur „die Regimentsfee“. Wo war die Kommandeuse, denn das war und blieb sie nun einmal trotz alledem, der außer ihr von ihren Offizieren ein solcher Ehrentitel beigelegt wurde?

Der Oberst schalt etwas, als sie ihm den Plan des Festes entwickelte, ihm die Anzahl der einzuladenden Gäste nannte, ihm das mit ebenso viel Geschmack wie Geschick zusammengestellte Menu vorlas.

„ . . . und hinterher wird getanzt.“

„Auch das noch!“ Er stöhnte auf. Aber sie wußte: er war besiegt. Er hatte ihr einmal gestanden, sie wäre für ihn nie schöner und begehrenswerter, als wenn sie nach den Klängen der Musik dahinschwebe, die Augen ganz unbeabsichtigt halb geschlossen gleichsam unbewußt tanzend, sich von selbst nach den Walzerweisen im Kreise drehend. „Wenn Herodes die Wahl gehabt hätte, ob Du oder Salome vor ihm tanzen solltest, — er hätte Salome nach Haus geschickt und Dich tanzen lassen,“ hatte er erklärt. Von der Stunde an war sie eine noch leidenschaftlichere Tänzerin geworden, als bisher — sie tanzte nur für ihn. Auch wenn sie nicht sah, so fühlte sie doch seine Blicke fortwährend auf sich gerichtet. Mit zärtlichen Augen sich immer aufs neue an ihrer schönen Gestalt, an ihren vollendet klassischen Bewegungen berauschend, verfolgte er jeden ihrer Schritte. Aber er selbst forderte sie nie auf, — ihr zuzusehen war ihm ein viel größerer Genuß, als selbst mit ihr zu tanzen.

Die Gesellschaft bei Eckerns war beschlossen und

die Einladungen wurden an sämtliche Familien und Junggesellen des Regiments und auch an einige Familien der Stadt versandt, die tanzlustige Töchter hatten. Eckerns waren in der glücklichen Lage, über einen Speisesaal zu verfügen, dessen Größe die sonstige Sorge der Gastgeber: „hoffentlich sagt jemand ab, damit wir auch Alle setzen können!“ überflüssig machte.

Die, denen zu Ehren das große Fest gegeben wurde, freuten sich über die Einladungen am wenigsten, und Frau Thea – die junge Gattin des Leutnant Gillberg – brach darüber fast in Tränen aus. Sie war eine Dänin von Geburt, Kopenhagenerin. Wie fast alle ihre Landsmänninnen: wundervoll gewachsen, mit brünettem Haar und blauen Augen. Sie hatte ihren Mann kennen gelernt, als der in Dänemark bei Verwandten zu Besuch war, und sich dann ebenso schnell in den schönen, stattlichen Offizier verliebt, wie er sich in sie. Schon wenige Tage nach der geschlossenen Bekanntschaft hatten sie sich verlobt, und so schnell es die unvermeidlichen Formalitäten, die Herbeischaffung des Konsenses erlaubte, hatten sie geheiratet. Ohne gerade reich zu sein, verfügten sie Beide zusammen für junge Leutnants-Verhältnisse doch über ein sehr beträchtliches Einkommen.

Frau Thea sprach fließend Deutsch, wenn auch zuweilen mit dem scharfen Akzent der Dänin. Aber in einer Hinsicht verstand sie von dem deutschen Wesen garnichts: von der Disziplin und der Subordination in der Armee, die sich sogar auf das Familienleben

erstreckte. Auf der Hochzeitsreise, die sie nach der Riviera machten, hatte er versucht, sie in den Geist der preußischen Armee einzuführen, er hatte ihr gleichsam Instruktionsstunden gegeben, sie über die verschiedenen Gradabzeichen der Offiziere belehrt, damit sie gleich die Charge eines jeden erkenne und nicht in Versuchung käme, jemand falsch anzureden. Er hatte ihr klarzumachen versucht, daß die Frau eines Majors mehr zu sagen habe, als die eines Hauptmanns, und diese wieder mehr als eine Leutnantsfrau. Er hatte sie darüber belehrt, daß schon aus Klugheit, aus Rücksicht auf das Avancement des Mannes eine Dame niemals der Frau eines Vorgesetzten ernsthaft widersprechen dürfe, im Gegenteil: daß sie ihr umso lebhafter zustimmen müsse, je mehr ihre eigene Meinung der anderen entgegengesetzt wäre. Dann würde die „vorgesetzte Frau“ die Untergebene beloben, wenn auch nicht öffentlich, so doch daheim, dem Gatten gegenüber, und wenn die Damen sich gut ständen, so ständen sich auch die Männer gut, und das wäre besonders dann wünschenswert, wenn der eine einen höheren Dienstrang bekleide, als der andere

Sie hatte energisch den Kopf geschüttelt: „Das verstehe ich nicht — das werde ich nie verstehen und will es auch nicht verstehen! Ich habe Dich geheiratet, ich will Dich glücklich machen und durch Dich glücklich werden. Alles andere ist mir einerlei. Ich benehme mich, wie es mir gefällt, ohne selbstverständlich etwas

Unrechtes zu tun, und wenn das den anderen Damen nicht paßt, dann können sie mir den Abschied geben — "

„Dich kann man nicht verabschieden, Kind," sagte er halb lachend, halb ärgerlich. „Wohl aber mich. Und das möchtest Du doch nicht?"

„Warum nicht?" Sie sah ihn ganz erstaunt an. „Wir sind nicht übertrieben reich — — ich weiß, aber wir können auch ohne Dein Gehalt leben. Und Du kannst ja einen anderen Beruf ergreifen. Wenn nicht hier, dann in Kopenhagen — — möchtest Du nicht da leben? — O, es gibt nur eine Stadt — Kjöbenhavn, die ist doch viel, viel schöner als Paris, das hast Du mir selbst zugegeben! Die schönen Straßen — die hübschen Menschen — die Umgebung — die Ausflüge nach Klampenborg und Amalienburg, die See — — und dann des Abends das Tivoli — — wenn die Kapellen spielen, das Feuerwerk abgebrannt wird, — tausende von eleganten Menschen in prächtigen Toiletten dort auf und ab wandern —! Komm, nimm Deinen Abschied — wir ziehen nach Kjöbenhavn."

Sie meinte das stets ganz ernsthaft, er empfand es nur zu deutlich, trotzdem zwang er sich stets zu einem Lachen. „Aber Kind, sei doch vernünftig — das geht doch nicht, hier ist es doch auch sehr schön."

„Hier?" Sie rümpfte das zierliche Näschen. „Hier ist alles gräßlich — die Stadt und die Menschen. Nur Frau von Eckern ist liebenswürdig und

schön, die könnte in Kjöbenhavn geboren sein, aber sonst?"

Daß sie immer wieder auf „Kjöbenhavn“ zurückkam, war keineswegs ein Zeichen dafür, daß sie dumm war. Im Gegenteil: sie hatte einen sehr scharfen und klugen Verstand, aber sie litt an Heimweh, sie sehnte sich zurück nach dem schönen Norden, und wagte es doch nicht, dies ihrem Mann, den sie zärtlich liebte, einzugestehen.

Sie saßen bei Tisch, als die Einladung von Eckerns kam, und so sehr sie auch die schöne Frau verehrte, so hielt sie dennoch nur mühsam ihre Tränen zurück.

„Müssen wir wirklich hin? Müssen wir?“

Hätte sich eine Möglichkeit geboten: er wäre diesen flehenden Worten gegenüber nicht unerbittlich geblieben.

Über den Tisch hinweg ergriff er ihre kleine Hand und führte sie an seine Lippen: „Thea, sei vernünftig! Du hast doch eben selbst gesagt: Frau von Eckern wäre so schön und liebenswürdig, daß sie sogar Deine Landsmännin sein könne.“

„Ja, die wohl!“ rief sie lebhaft, „aber die anderen — — diese schreckliche Frau Major — wie heißt sie doch noch? — ach so ja: Mängold, die so reich ist und doch nur immer wollene Unterröcke trägt und wollene Strümpfe, weil selbst ihre Eitelkeit ihren Geiz nicht überwinden kann. Und dann die Frau von Ahlert, die mit ihrem Mann — wie

Du mir erzähltest – zu Hause wie Katze und Hund leben, die sich täglich beschimpfen und am liebsten schlägen, und die doch nach außen hin wie zwei Turteltauben mit einander verkehren, nur, damit die Vorgesetzten nichts davon merken – und dann die Frau Hauptmann von Taller, die ihrem Mann zu Hause nicht erlaubt, den Mund aufzumachen, und die allen Leuten jeden Tag sechs Mal erzählt: Ich tue alles, was mein geliebter Rudolph will, mein Wille kommt seinem Glück gegenüber garnicht in Frage! – – und dann die Frau Major von Rockhausen, die ihrem Mann und damit auch ihrer Tochter durch ihre ewigen unbegründeten Eifersuchts-Szenen das Leben zur Hölle macht, – und dann –“

Er unterbrach sie: „Du hast ja alles sehr genau behalten, was ich Dir gesprächsweise auf der Reise erzählte! Ich tat es ganz gewiß nicht, um Dich gegen die anderen Familien aufzuwiegeln, Du wirst Dich erinnern, daß ich alles nur humoristisch, nicht boshaft oder gar gehässig schilderte. Jetzt sehe ich es zu spät ein: ich hätte lieber ganz schweigen sollen.“

„Glaubst Du, ich hätte nicht auch sonst sehr schnell alles erfahren? Ich habe doch mit eigenen Ohren den wollenen Unterrock der Frau Mangold rauschen hören, als wir dort Besuch machten. Und die Freundlichkeit und Liebe, die Frau von Taller ihrem Mann bewies, als sie uns besuchten, war viel zu groß, um echt zu sein. Wahre Liebe zeigt die Frau dem Mann nur dann, wenn sie mit ihm allein ist.“

„So? Dann zeig' sie mir 'mal,“ neckte er sie lustig.

Sie sprang auf, setzte sich auf seinen Schoß, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn zärtlich.

Dann aber nahm sie schnell ihren Platz wieder ein: „Wenn der Bursche das gesehen hätte,“ meinte sie etwas verlegen und fuhr sich mit der Hand über die Haare: „Wie Du mich wieder zugerichtet hast — Du — Du —!“ Und voller Liebe bot sie ihm von neuem mit einem glücklichen Lachen die Hand zum Kuß.

„Und Du bist vernünftig und kommst mit auf die Gesellschaft.“

„Ja. Aber nur auf diese eine, weil Frau von Eckern so schön und so nett ist, aber zu den anderen gehe ich nicht, das sage ich Dir gleich.“

„Darüber sprechen wir später. Auch da wirst Du natürlich hingehen müssen — und wenn wir uns dann glücklich bei allen Familien herumgegessen haben, dann müssen wir sie alle zu uns einladen. Selbstverständlich nicht auf einmal, das erlaubt uns schon die Größe unseres Eßzimmers nicht. Aber so nach und nach — jedesmal vielleicht fünf Ehepaare und ebenso viele Junggesellen —“

„Das ist ja schrecklich, Fritz! Das hättest Du mir eher sagen müssen — wenn ich das gewußt hätte, hätte ich Dich garnicht geheiratet.“

„Wirklich nicht?“

Sie sah ihn mit einem bezaubernden Lächeln an: „Vielleicht doch – aber auch nur vielleicht!“ Dann wurde sie wieder ernsthaft: „Ist das bei allen Regimentern so, wie Du es erzählst, oder nur hier, weil Eckerns so gastfrei sind? Das ist doch schrecklich! Was hat man denn nun in der ersten Zeit der Ehe von einander? Tagsüber bist Du im Dienst, abends müssen wir zu irgend einer langweiligen Gesellschaft bei Deinen Kameraden oder bei Deinen Vorgesetzten. Das ist ja fast noch schlimmer als der Dienst, der Dich von Hause fern hält.“

„Sehr häufig ja,“ stimmte er ihr bei, „wenn auch vielleicht nicht ganz so schlimm, wie es Dir im Augenblick erscheint.“

Sie schwieg eine ganze Zeit. „Und wenn wir sie dann alle wieder einladen müssen, können wir das denn nicht auf einmal tun, sie alle zusammen an einem Abend in ein Hotel oder in Euer Kasino bitten? Dann hätten wir die Sache hinter uns.“

„Das wäre erstens sehr teuer und außerdem unhöflich,“ widersprach er. „Die Geselligkeit im Regiment soll zugleich die Kameradschaft pflegen und fördern. Mit einer Massen-Abfütterung, wie man das so nennt, ist das nicht getan. Je öfter wir Gäste bei uns sehen, umsomehr werden wir den anderen gegenüber in den Ruf kommen, gute Kameraden zu sein.“

„Aber das kostet doch eine Masse Geld,“ klagte

sie, „und sechs kleine Gesellschaften machen hundert Mal mehr Arbeit, als eine große.“

„Darauf kommt es nicht an. Und ob wir es bezahlen können, oder nicht, das ist einerlei, man würde uns immer den Vorwurf machen, mit einem großen Fest unseren Etat zu überschreiten, über unsere Verhältnisse zu leben und nach außen hin einen Aufwand zu treiben, der in keiner Weise der Stellung eines jungen Offiziers entspricht, wie ich es bin.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Das wirst Du schon mit der Zeit begreifen, wenn Du erst eine wirkliche Soldatenfrau bist.“

„Brrr!“ Sie schauderte lachend zusammen: „Soldatenfrau – was ist das?“

„Eine Soldatenfrau,“ entgegnete er ernst, „nennt man bei uns jene Frau, die mit ihrem Mann Kummer und Leid teilt, die mit ihm für seinen Dienst und seinen Beruf lebt, die einfach und anspruchslos ist, die nicht klagt und weint, wenn der Mann einmal in den Krieg muß, sondern die sich seinetwegen darüber freut, die ihre Söhne später zu tüchtigen Menschen, zu treuen Anhängern ihres Kaisers erzieht, die mit ihrem Mann eins ist in der Liebe zu Kaiser und Reich.“

Sie hatte ihm aufmerksam zugehört: „Steht das in Euren Kriegsartikeln?“

Er mußte unwillkürlich lachen: „Nein, in denen kommt Ihr Frauen nicht vor.“

„Umso besser,“ meinte sie. „Da kann ich es Dir

ja ruhig sagen: alles, was Du mir da erzählst, ist Unsinn."

„Na, erlaube 'mal,“ fuhr er auf.

„Wirst Du wohl artig sein,“ schalt sie. „Vorhin hast Du gesprochen, nu rede ich.“

Er ging auf ihren Ton ein: „Ich höre.“

„Was Du sagst, ist Unsinn,“ wiederholte sie noch einmal. „So, wie Du die Soldatenfrauen schilderst, mögen sie früher einmal gewesen sein, als wir beide noch nicht lebten. Jetzt sind sie ganz anders, weil sie anders sein müssen. Nun müssen sie auf Gesellschaften gehen, sie müssen diese erwidern, sie müssen oft Gäste bei sich sehen, um die Kameradschaft zu pflegen. Mit Rücksicht auf die Karriere ihres Mannes sollen sie sich vor den älteren Damen beugen, vor ihnen kriechen und gut-Kind tun, kurz, alles mögliche, nur nicht das, was Du sagst.“

Er wußte nicht gleich, was er erwidern sollte: „Das Eine schließt das Andere nicht aus. Aber ich bat Dich schon wiederholt: Du darfst als Ausländerin nicht alles so schroff beurteilen, wie es Dir im ersten Augenblick erscheint. Warte es nur ab: leb Dich hier nur erst ein, dann wirst Du sehen, daß unsere Offiziersdamen doch noch das sind, was man früher unter einer preußischen Soldatenfrau verstand. Die Zeiten und damit der Rahmen, in dem sie leben, haben sich geändert, aber das Herz und die altpreußische Auffassung ist dieselbe geblieben. Merk' Dir das Wort,

das ich Dir eben sagte – ich werde Dich oft daran erinnern –“

„Ich Dich auch, und wir werden ja sehen, wer recht hat.“

„Ja, das werden wir auch sehen.“ Seine Stimme klang trotzig und verärgert.

„Willst Du wohl artig sein?“ schalt sie.

Sonst mußte er bei diesen Worten stets lachen, aber dieses Mal verfehlten sie den Eindruck. Er war wirklich verstimmt. Seine Frau hatte ein Talent, über die Offiziersfamilien, überhaupt über alles, was ihr an der preußischen Armee nicht gefiel, in einer Art zu sprechen, die er zumeist wahnsinnig komisch fand, die ihn schließlich aber doch verstimmt und beunruhigte. Wie sollte Thea sich später in den ihr neuen Verhältnissen wohl fühlen? Und das mußte sie, wenn es in Zukunft nicht noch häufiger als schon jetzt zu einer ähnlichen Aussprache kommen sollte. In mancher Weise hatte sie ja Recht mit dem, was sie sagte, wengleich sie in ihrer Lebhaftigkeit natürlich alles übertrieb. Aber trotzdem mußte sie schweigen, schon seinetwegen, denn sie wußte doch, daß er durch und durch Soldat war.

Frau Thea sah, daß er schlechter Laune war, sie bemerkte die Zornesfalte auf seiner Stirn, und sie wußte: die kam daher, daß er ihr so gerne bewiesen hätte, wie sehr sie im Unrecht war – und daß er dies doch nicht konnte.

„Willst Du nun wohl endlich artig sein?“ Aber

es verfiel nicht, und auch sie wurde schlechter Laune: „Der wollene Unterrock der Frau Major ist es wirklich wert, daß wir uns deswegen zanken.“

„Das ist doch nicht der Grund, das weißt Du ganz genau.“

„Na, dann sind es die wollenen Strümpfe.“

Er zuckte die Achseln: „Du verstehst mich eben nicht.“

Sie sah ihn schelmisch lächelnd an: „Armer Mann — so jung — und schon unverstanden.“

Er antwortete nicht, sondern nahm sich eine Zigarre.

Schweigend saßen sie sich gegenüber.

„Willst Du mir nicht eine Zigarette geben?“ bat sie.

Sie zündete sich ihre Papyros an und blies ihm dann den Rauch ins Gesicht: „Ach, Fritz — was bist Du doch für ein dummer Mensch! Nun hast Du Deine kleine Frau, ohne die Du früher nach Deiner Meinung nicht leben konntest, und anstatt sie auf Deinen Schoß zu nehmen und zu küssen und ihr zu sagen, daß Du sie sehr lieb hast, — sitzt Du da und machst ein Gesicht, als täte es Dir wirklich leid, mich geheiratet zu haben!“

„Wenn Du Deine Ansichten über die Kreise, in denen sich fortan Dein Leben abspielen wird, nicht änderst, dann werde ich es wirklich noch einmal bereuen. Aber dann ist das Deine und nicht meine Schuld,“ stieß er unüberlegt in einer leidenschaftlichen

Erregung, in die er sich selbst künstlich hineingeredet hatte, hervor.

Einen Augenblick sah sie ihn fassungslos an, dann aber brach sie in Tränen aus: „Was? Du willst es bereuen, daß Du mich geheiratet hast?! Das — das sagst Du mir, Deiner kleinen Thea, die Dich so liebt —? O — wie haben sie mich gewarnt, Dich zu heiraten. Alle meine Freundinnen haben mir abgeredet — jetzt kannst Du es ja wissen — sie haben gesagt: alle Preußen wären Scheusale — jetzt weiß ich das auch — und Du bist das allergrößte.“

„Da haben Sie vollständig Recht, gnädige Frau.“

Einen Augenblick stand Frau Thea verwirrt da, aber schnell faßte sie sich wieder: „Es ist schön, daß Sie kommen, Herr Leutnant — Sie müssen diesem gräßlichen Menschen einmal ganz gehörig meine Meinung sagen! — Wissen Sie, was er eben behauptet hat —?“

„Laß das doch, Thea,“ bat ihr Mann, der seine heftigen Worte schon lange bereute, „das wird Doermann wahrscheinlich sehr wenig interessieren — schenk' ihm lieber eine Tasse Kaffee ein.“

Er reichte dem Freund die Hand: „Wie kommst Du im übrigen so plötzlich ins Zimmer — ich habe dein Anklopfen ganz überhört.“

„Bei der erregten Debatte weiter kein Wunder,“ meine Doermann lustig. „Aber, unter uns gesagt, ich klopfte auch garnicht an. Mit Entzücken hörte ich

draußen, wie Deine Frau Dir den Standpunkt klar-machte — ich wollte kein Wort davon verlieren, so trat ich, um besser hören zu können, näher, vor allen Dingen aber auch, um Deiner Frau beistimmen zu können. Der Sieg der Waffen muß sich im heiligen Kampf immer auf die Seite desjenigen neigen, der da Recht hat — und dem Mann gegenüber hat eine Frau immer Recht, besonders, wenn sie so schön ist, wie Deine."

„Sei Du erst 'mal verheiratet,“ knurrte Gillberg vor sich hin. Frau Thea aber rief lebhaft: „Nicht wahr, Herr Leutnant, die Frauen haben immer Recht? Die schönen Frauen ganz besonders, — und für Dich bin ich viel zu schön — Du — Du — Du Ungeheuer, Du!“

Doermann vermittelte schnell den Frieden und sah mit komischer Resignation zu, wie die Beiden sich endlich versöhnt in den Armen lagen und nach Herzenslust abküßten.

Er war mit Gillberg eng befreundet, sie standen schon seit zwei Jahren zusammen auf derselben Kompanie, Gillberg als Oberleutnant, er selbst noch als zweiter Offizier, trotzdem er nicht mehr weit vom Avancement entfernt war. Doermann stand in dem Rufe, jeden Menschen wie seinesgleichen zu behandeln und in dem Innersten seines Herzens aus vollster Überzeugung irgendwelche Autorität überhaupt nicht anzuerkennen. Er war deshalb in vieler Hinsicht auch ein sogenannter schwieriger Untergebener. Aber

darüber ärgerten sich höchstens seine Vorgesetzten, ihn selbst ließen seine Charaktereigenschaften ebenso kalt, wie die unangenehmen Minuten, die er dadurch anderen bereitete. Er hatte einen ganz „unvorschriftsmäßigen Mund“, und der machte ihm ebenso viele Freunde wie Feinde. Aber auch das ließ ihn ganz kalt. Als Offizier war er tüchtig, er besaß einen klaren Kopf und — was in den unteren Chargen noch viel mehr wert ist — eine ausgezeichnete Figur. Seine Paradebeine waren berühmt. Überhaupt war er ein hübscher Kerl, er hatte ein frisches, offenes Gesicht, mit einem kleinen, dunklen Schnurrbart, mit etwas kecken — manche sagten: mit etwas zu frechen — Augen.

Auf seine Augen, obgleich ihre graue Farbe keineswegs schön war, war er sehr stolz. „Sie haben mir schon oft geholfen, nicht nur Damen gegenüber — die fallen schließlich mehr oder weniger auf jeden Augenaufschlag hinein — wohl aber bei den Vorgesetzten. Ich habe sogar schon einmal eine Exzellenz so angesehen, daß die nicht den Mut fand, mir so grob zu werden, wie ich es verdiente. Nein, auf meine Augen lasse ich nichts kommen.“ — —

„Aber was führt dich zu dieser ungewohnten Stunde eigentlich zu mir?“ fragte Gillberg, als sie alle drei zusammen beim Kaffee saßen.

„Du bist ja ein angenehmer Hausherr, ein liebenswürdiger Gastfreund,“ meinte Doermann.

„Fragst Du Deine Gäste immer, was sie wollen, wenn sie zu Dir kommen?“

Gillberg wurde etwas verlegen: „Du darfst mir meine Frage nicht übelnehmen. Aber da Du sonst — wenn Du überhaupt kommst — erst spät am Abend kommst —“

„Wenn ich überhaupt kommen, ist gut! Seit vierzehn Tagen seid Ihr von Eurer Hochzeitsreise zurück, und fast ebenso oft bin ich des Abends auf einen Augenblick hereingekommen. Ich weiß, das gehört sich nicht bei einem jungen Ehepaar, das sich in der ersten Zeit so unendlich viel zu sagen hat. Ich will auch garnicht kommen, aber ich kann auf dem Spaziergang jede Richtung einschlagen, die ich will — plötzlich stehe ich nicht nur vor Eurem Hause, sondern vor Eurer Etagentür. Na, und bin ich erst so weit, dann bin ich auch schon drin. Ich weiß nicht: Eure Räume und Euer Zusammenleben strömen einen solchen Grad von Behaglichkeit aus, —“

„Besonders vorhin, als Sie kamen!“ rief Frau Thea halb ernsthaft, halb lachend.

„Junge Eheleute müssen sich zanken,“ belehrte Doermann sie. „Was man in der Hinsicht in der Jugend unterläßt, rächt sich im Alter. Ich meine: so, wie in Eurer Ehe ist es kaum in einer anderen im Regiment — jede hat ihr Skelett im Hause, die meisten sind nur nach außen hin glücklich, einige geben sich sogar nicht einmal die Mühe, die eheliche Mißstimmung ihrem lieben Nächsten gegenüber zu ver-

bergen. Bei unserem Kommandeur ist das etwas anderes, wer solche Frau hat, der ist hors de concours, der ist gegen jedes Unglück gefeit, der lebt auf Erden schon wie im Himmel."

Gillberg wurde wieder etwas ärgerlich: was der Freund da sagte, war nach seiner Meinung für seine Frau Wasser auf die Mühle. So meinte er denn: „Nicht jede Dame kann in ihrem Äußeren und in ihrem Wesen Frau von Eckern gleichen; das tut aber auch nicht nötig. Die anderen Ehe sind deshalb nicht weniger glücklich."

„Sie waren es, als die guten Leutchen sich heirateten," widersprach Doermann ernst. „Sie waren alle so glücklich, wie der Oberst es noch jetzt ist. Aber so vieles kam überall dazu, um das Glück zu zerstören: die finanziellen Sorgen, an denen nicht in letzter Linie die zwar unverlangte, aber doch unbedingt nötige Repräsentation gehört, die Rücksichtnahme auf die Frau des Höheren, der Dienst, der in jede Ehe mit hineinspielt, — und nicht zuletzt die ewige Sorge vor der Verabschiedung, die den Mann vor der Zeit alt und nervös macht. Die schlechte Laune, die der Mann vom Kasernenhofe mit nach Hause bringt, überträgt sich auf die ganze Wirtschaft. Wenn die Kinder vergnügt sind und toben, bekommen sie 'was an die Ohren —"

„Das ist doch in jedem anderen Berufe ebenso," rief Gillberg dazwischen.

Aber Doermann widersprach: „Ärgern tut sich

jeder Mensch in seinem Beruf, das ist er nicht nur seinem Temperament, sondern auch dem Staate schuldig. Ärgern muß man sich. Aber wo kommt sonst zu dem Verdruß auch noch die ewige Furcht vor der Verabschiedung? Eine Exzellenz in Zivil, ein Ober-Präsident darf einem Anderen so grob werden, wie er will, der Andere lacht im stillen und denkt: Laß deinen Gefühlen nur freien Lauf, ob du mich lobst oder nicht, was liegt daran, Regierungsrat werde ich doch, und ehe ich nicht mein gesetzlich festgesetztes Pensionsalter erreicht habe, kann mich kein Gott zwingen, den Abschied zu nehmen. Freiwillig tue ich es natürlich erst recht nicht, also warum regst du dich da auf? Nein, lieber Freund, beim Militär ist es in der Hinsicht — ich meine mit dem häuslichen Glück — schlechter und trauriger bestellt als irgendwo anders. Lüfte die Schleier — oder noch besser: lüfte sie nicht. Viel Not, viel Elend, aber auch Verstellung, Heuchelei, Protzentum und entsetzlich viel Feindschaft. Eine moderne Offiziersehe — ich danke."

„Sie müßten heiraten," rief Frau Thea übermütig, „Sie würden gewiß sehr glücklich werden. Wer da am meisten gegen die Ehe redet, wird der beste Ehemann."

„Ich spreche garnicht gegen die Ehe," verteidigte er sich. „Im Gegenteil: sobald ich den Abschied habe, — und das wird bei dem Entgegenkommen, das die Vorgesetzten ihren Untergebenen in dieser Hinsicht stets entgegenbringen, wohl nicht mehr allzulange

dauern, nehme ich mir eine Frau. Ich meine: wenn ich nicht mehr als ruhmreicher, militärischer Zeitgenosse bei einer Parade mit im Sande herumstrampele, sondern als Zivilist mit dem Sonnenschirm in der Hand mir den Unsinn von der Tribüne herab mit ansehe, dann sitze ich da nicht allein, sondern an meiner Seite die holde Gattin. Als Zivilist wird geheiratet, als Soldat bleibe ich ledig. So müßte jeder denken. Und wer das nicht tut, der ist ein —“

„Danke,“ sagte Gillberg gelassen, als der Freund plötzlich erschrocken innehielt, während Frau Thea laut auflachte.

„Bitte, bitte, keine Ursache. Ausnahmen gibt es natürlich überall — Deine Frau Gemahlin ist sogar eine sehr rühmliche — die wird Dich sehr viel glücklicher machen, als Du es verdienst.“ Und mit einem Seufzer, der einem Gefühl wirklicher, wahrer Freundschaft entsprang, rief er: „Ach, Kinder, werdet doch glücklich — und wenn Ihr es seid, dann tut mir den einzigen Gefallen, und bleibt es auch! Ich habe jeden Tag 'ne wahre Angst, daß hier schon irgend 'was nicht stimmt. Und deshalb komme ich immer her und sehe nach dem Rechten. Nun kann ich es ja sagen: ich hatte vorhin zu Hause keine Ruhe — ich wußte: Ihr zanktet Euch, und die Veranlassung des Streites war eine militärische. Ich hätte darauf geschworen. Und Ihr selbst werdet ja am besten wissen, wie weit ich recht habe.“

Die beiden Gatten tauschten einen Blick, dann

sagte Thea: „Nur schön, daß Sie kamen! Und wenn Sie in Zukunft 'mal wieder „eine Ahnung“ haben, als ob hier etwas nicht stimmt, —“

„Es muß aber stimmen, gnädige Frau! Ich habe Ihren Mann viel zu lieb, und Sie selbst verehere ich viel zu aufrichtig, als daß ich es mit ansehen könnte, daß auch aus Ihrem Glück sich mit der Zeit weiter nichts entwickelt als — eine Kommißehe.“

„Ein gräßliches Wort — entsetzlich!“ rief Frau Thea — „Soldatenfrau — Kommißehe — wo bleibt da die deutsche Poesie und die deutsche Schwärmerei?“

„Die gehen beide meist in der Ehe zum Teufel. Aber nicht wahr, Herrschaften, Ihr versprecht mir, daß Ihr oben bleibt, daß Ihr Euch nicht von all den tausend häßlichen Kleinlichkeiten unterkriegen laßt! — Ich habe ein Recht, so zu sprechen, denn Sie wissen doch, gnädige Frau, ich habe gewissermaßen Ihre Ehe gemacht — hätte ich dem guten Gillberg damals, als er nach Kopenhagen fuhr, nicht so energisch zugeredet, sich unter den schönen Töchtern des Landes einmal umzusehen, wer weiß, ob er dann jemals um Sie angehalten hätte?“

Frau Thea lachte: „Ja, Fritz, für einen preußischen Leutnant warst Du furchtbar schüchtern!“

Er gab ihr die Hand: „Wenn die Männer wirklich verliebt sind, sind sie alle gleich — dann sind sie verlegen, wie die kleinen Mädchen.“

„Das kommt auf die kleinen Mädchen an, inwiefern der Vergleich stimmt,“ meinte Doermann,

„manchmal stimmt's sehr, manchmal garnicht. Über den Punkt habe ich erst heute mit Bernburg gesprochen. Sie kennen ihn ja auch, gnädige Frau. Er ist unser lyrischer Tenor. Aber davon ganz abgesehen: ein harmloser, ja sogar ein sehr netter junger Mensch. Nur wenn er singt, hasse ich ihn, denn mir ist jede Musik gräßlich. Bei der Regimentsmusik fängt mein Widerwille an — schon deshalb, weil sie meistens nur Parademärsche spielt, nach denen wir die Beine strecken müssen. Und dann erst die großen Opern mit den ewigen Rezitativen — ich kann nicht dagegen an — ich bin zu dumm, zu ungebildet. Die Muse der Musik — ich weiß nicht, wie die ehrenwerte Dame heißt — möge es mir verzeihen!“

„Wie kommst Du denn mit Bernburg auf solche Gespräche?“ erkundigte sich Gillberg.

Doermann zuckte die Achseln: „Na, über irgend etwas muß ein Mensch doch mit einem andern reden. Aber diesmal hatten wir noch einen anderen Grund: seit heute morgen zehn Uhr fünfzehn Minuten hat er sich zur Abwechselung wieder einmal dahin entschieden, daß es eines Mannes unwürdig sei, unbeweibt zu sein — er will auf Brautschau gehen.“

„Das wird bei ihm nachgerade langweilig — heute denkt er darüber so, und morgen so.“

„Mit diesem Schwanken ist es nun vorbei,“ sagte Doermann bestimmt. „In einer Anwendung von Pessimismus, der in einer mir unbekanntem Ursache seinen Grund hat, schwur er mir: diesesmal sei es

ihm heiliger Ernst! Ohne dieses feierliche Gelöbniß hätte ich ihm natürlich garnicht zugehört, aber von dem Schwur kommt er nun nicht mehr zurück. Jetzt hilft ihm kein Gott: verloben muß er sich. Morgen weiß es die ganze Stadt, daß er auf Freiersfüßen geht. Er ist ja in der glücklichen Lage, von seinem reichen Vater nicht nur eine sehr anständige Zulage zu beziehen, sondern von seiner verstorbenen Mutter her auch ein schönes Kapital zu haben. — Dazu ist er ein passabel hübscher Kerl — na, ich bin begierig — die Jagd nach ihm kann gut werden. Ich jage ihm alles Wild zu — er mag dann aussuchen."

„Aber das ist sehr unrecht von Ihnen," meinte Frau Thea. „Bei den Ansichten, die Sie über die Ehe hegen, müßten Sie dem Freund doch zureden, als Soldat unbeweibt zu bleiben."

Wieder zuckte Doermann die Achseln: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, wenn er nicht weiß, ob er heiraten soll, oder nicht, muß er die Ehe mit ihren Freuden und Leiden erst kennen lernen, — scheiden lassen kann er sich ja immer wieder."

„Du bist wirklich ein Gemütsmensch! Du entwickelst da ja angenehme Aussichten."

„Sich scheiden lassen ist lange nicht so unangenehm, wie Jahrzehnte hindurch zusammen zu leben, wenn man doch nicht zu einander paßt. Bei Ahlerts ist es gestern mittag auch wieder zu einem großen Krach gekommen."

„Woher wissen Sie denn das?" fragte Frau Thea.

„Aus absolut sicherer Quelle. Die Gnädige hat es mir heute auf der Straße selbst erzählt.“

Überrascht sahen sich die anderen an: „Sie hat das erzählt —? Auf offener Straße?“

„Warum nicht?“ meinte Doermann gelassen. „Er hat es gestern abend in der Kneipe ja auch schon berichtet, und die Frau war ganz erstaunt, daß ich noch nichts davon wußte. — Übrigens ist die Frau garnicht so dumm, wie ich früher glaubte. Je unbefangener sie anscheinend selbst über solche Dinge spricht, umso weniger tragisch werden sie genommen.“

„Mag sein,“ meinte Frau Thea, „aber soviel weiß ich: ich könnte es mir überhaupt nicht vorstellen, daß ich mit einem unverheirateten Herrn über eine häusliche Szene spräche, — ja selbst einer Frau gegenüber würde ich mich genieren.“

„Und wenn es nun Ihre beste Freundin wäre?“

„Auch dann nicht! Ganz abgesehen davon, daß ich persönlich hier unter den Damen des Regiments nie eine Freundin finden werde.“

„Fängst Du schon wieder an?“ schalt ihr Mann.

Abre Frau Thea schüttelte den Kopf: „Dieses Mal will ich artig sein! Denn wir wollen doch unser Glück nicht durch dienstliche Dinge trüben lassen, was, Fritz?“

Doermann sah, wie die beiden sich die Hand reichten und im stillen dachte er: „Gott geb's, daß es immer so bleibt — —“



II.

Das Fest bei dem Oberst von Eckern war noch großartiger, noch glänzender, als man erwartet und gehofft hatte. Jetzt war man gerade vom Tische aufgestanden und bewegte sich, bis der Tanz begann, in zwanglosen kleinen Gruppen in den vielen nebeneinander gelegenen Zimmern plaudernd auf und ab.

Oberst von Eckern hatte die größte Wohnung in der Stadt inne und diese mit ebenso viel Luxus wie Geschmack eingerichtet, denn Eckern's galten für wohlhabend, wenn sie auch nicht annähernd so reich waren, wie man allgemein glaubte und wie namentlich auch Frau Rita die Welt glauben ließ. Das tat sie nicht, um damit zu prahlen, sondern weil sie im Laufe der Jahre eingesehen hatte, daß nicht nur ihre Schönheit, sondern auch der Glanz ihrer Toiletten, der große Zuschnitt ihres ganzen Haushaltes, die Art, in der sie auf das Großartigste die Kameradschaft pflegte — daß das alles ihrem Mann bei seiner Carriere zu Gute kam. Als sie sich verlobten, war er Hauptmann und trug sich mit dem Gedanken, seinen Abschied einzureichen. Aber sie hatte ihm das Unsinnige seines Vorhabens bewiesen, ihn überredet, weiterzudienen, und jetzt war ihr Mann schon seit drei Jahren Oberst. Aber das nicht allein: Oberst von Eckern hatte die

Gewißheit, Exzellenz zu werden, obgleich er selbst seine militärische Befähigung keineswegs überschätzte. Er wußte sehr wohl, wie viel er seiner Frau verdankte, die durch ihre große natürliche Liebenswürdigkeit die Herzen aller hohen Vorgesetzten eroberte, die nie einen Menschen um seine Freundschaft bat – und trotzdem nur Freunde hatte.

Frau Rita hatte ihrem Mann geholfen, nicht aus Ehrgeiz für sich, sondern weil sie ihren schönen, stolzen Mann heute noch genau so liebte, wie am ersten Tag der Ehe. Und Oberst von Eckern genoß selbst bei denjenigen seiner Offiziere, die ihn zuweilen wegen seiner Strenge verwünschten, den Ruf, ein tadellos vornehm denkender Charakter zu sein. Dazu kam seine selten schöne Erscheinung: groß, breitschulterig, mit einem hübschen, energischen Gesicht mit einem dichten, schwarzen Vollbart. Mit seinen dunklen Augen, seinem tiefschwarzen Haar und dem etwas dunklen Teint sah er oft viel strenger und viel härter aus, als er es in Wirklichkeit war. Nur die wenigsten ahnten, daß in ihm eine fast kindliche Seele wohnte, daß er die Güte und die Nachsicht selbst war. Hart und unerbittlich zu sein kostete ihm stets die denkbar größte Überwindung. Und doch ging es ja im Dienste oft nicht anders.

Nur einem einzigen Menschen gegenüber konnte er nie hart sein: das war seine Frau. Ihre Schönheit, die Anmut ihrer Bewegungen, ihre stolze, vornehme Figur, das feingeschnittene Gesicht mit dem

rosigen Teint, dem dichten, brünetten Haar, — ihre Art, sich zu kleiden und zu bewegen, entwaffnete ihn immer wieder aufs neue, wenn er sich vorgenommen hatte, sie zu schelten, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie weit über ihre Verhältnisse lebten, daß sein Kapital bald aufgezehrt sein würde. Die letzten Jahre hatten enorm gekostet und es war ihm oft nicht möglich gewesen, die Lieferanten so pünktlich zu bezahlen, wie er es sich nicht nur wünschte, sondern wie er es auch seiner Stellung als Oberst und Regiments-Kommandeur schuldig war.

Aber selbst die schwersten Bedenken, die er dann hegte, die größten Sorgen wußte sie mit einem Kuß, mit einer Liebkosung zu verscheuchen. Und schließlich hatte sie ja Recht, wenn sie sagte: „Wenn wir wirklich eines Tages unser Vermögen aufgezehrt haben, dann ist Deine Schwester Josefine noch da — die hat ja von ihrem verstorbenen Mann viele Millionen geerbt, die uns später ja doch zufallen, — die wird uns dann schon nicht im Stich lassen.“

Und gerade vor wenigen Tagen war man nach einer endlosen Korrespondenz mit Frau Josefine, die jetzt noch in einer Stadt am Rhein wohnte, darüber einig geworden, daß diese in den nächsten Wochen zu ihrem Bruder und zu ihrer Schwägerin zöge, um fortan ganz mit ihnen zusammen zu wohnen. Von ihrem großen Vermögen wollte sie alljährlich für den gemeinsamen Haushalt einen sehr bedeutenden Zuschuß gewähren, aber als Gegenleistung wollte sie dafür

auch nicht nur innerhalb des Hauses, sondern auch innerhalb des Regiments als gleichberechtigt mit ihrer Schwägerin behandelt werden. Josefine hatte sogar einen Kontrakt mit allen möglichen Paragraphen für das spätere Zusammenleben entworfen, und erst als dieser unterzeichnet war, ihr Kommen und ihre Hilfe definitiv zugesagt.

Sowohl der Oberst wie seine Frau sahen es voraus, daß sie es mit Josefine nicht immer leicht haben würden, denn die war durch eine lange, unglückliche Ehe verbittert worden. Aber es half nichts: Josefine mußte kommen. Es war die höchste Zeit, — denn das eigene Vermögen war vollständig aufgebraucht, und das Gehalt allein hätte auch nicht annähernd dazu ausgereicht, in Zukunft so weiterzuleben.

Wenn auch Frau Rita etwas vor der Zukunft graute, so nahm sie dennoch alles sehr viel leichter als ihr Mann. Es war ihre gewissenhafte Überzeugung, daß man so hatte leben müssen, um Karriere zu machen, denn für die höheren Stellen kommt es auch darauf an, daß der Betreffende über die Mittel verfügt, um repräsentieren zu können, und daß er auch sonst darnach angetan ist, der Gesellschaft gegenüber und nach außen hin eine glänzende Rolle zu spielen.

Bis zu einem gewissen Grade hatte der Oberst seiner schönen Frau beigestimmt, aber er hatte doch manche schlaflose Nacht hinter sich, in der er sich bittere Vorwürfe machte, aus Liebe zu seiner Frau ihren Wünschen gegenüber so schwach gewesen zu sein — —

Und der Gedanke, was werden solle, wenn seine Schwester, auf die sie so bestimmt zählten, im letzten Augenblick ihre Hülfe verweigern würde, hatte ihn oft der Verzweiflung nahe gebracht.

Aber die Gefahr war ja nun Gottseidank beseitigt: seine Schwester kam. Und mit ihr das Geld, das er brauchte, um ferner so luxuriös leben zu können, wie es seiner Frau zur zweiten Natur geworden war. Und er gestand sich offen ein, daß er selbst auch darunter gelitten hätte, wenn seine Frau in Zukunft nicht mehr überall die Schönste und Eleganteste gewesen wäre.

Und heute war Frau Rita womöglich noch schöner als sonst. Sie trug eine gelbseidene Robe mit reichem Spitzenbesatz, die erst vor wenigen Tagen aus Paris eingetroffen war und nun natürlich die Bewunderung aller erregte. Aber ein Gefühl des Neides kam bei keiner Dame auf. Nur eine Erscheinung, wie Frau von Eckern, konnte eine solche Robe tragen. Was bei anderen auffallend gewesen wäre, wirkte bei ihr ganz natürlich und war für sie ganz selbstverständlich.

Jetzt stand sie im Gespräch mit Frau von Gillberg, der zu Ehren ja das Fest gegeben wurde. So zeichnete Frau Rita sie in jeder Hinsicht aus, sprach mit ihr von dem schönen Kopenhagen, das sie weit mehr liebe als Stockholm, obgleich doch gerade diese Stadt wegen ihrer herrlichen Lage berühmt sei, und bezauberte die junge Frau damit derartig, daß ihre

Schwärmerei für die schöne Frau ins Ungeheure stieg.

Auch Frau von Gillberg strahlte in einer prachtvollen Toilette. Sie wollte den anderen Damen des Regiments einmal zeigen, daß man in Kopenhagen auch Geschmack und Chick besäße, in mancher Hinsicht mehr als in Deutschland. Sie sah bezaubernd aus, für eine Leutnantsfrau fast zu schön. Und außerdem zu elegant! Das machte ihr Feinde. Man fand es nicht passend, daß sie eine solche Toilette gewählt, das sähe ja beinahe so aus, als ob sie versuchen wolle, Frau von Eckern in den Hintergrund zu drängen! Das kam einer Leutnantsfrau nicht zu, einer Ausländerin erst recht nicht. Man begriff Gillberg überhaupt nicht, man hatte ihn überhaupt nie begriffen, wie hatte er nur eine Dänin heiraten können, die doch dem Geiste des preußischen Militarismus ganz fern stand! Warum hatte er sich nicht unter den Töchtern des eigenen Landes umgesehen? Da hätte er sicher etwas Passendes gefunden, eine Frau, wie er sie brauchte. Glücklicherweise sollte er allerdings ja auch jetzt sein. Aber ob das anhielt? Er durch und durch ein Preuße, sie eine fanatische Kopenhagenerin — das konnte doch nicht gut gehen!

Da war der Leutnant von Bernburg ein ganz anderer Mensch als dieser Gillberg! Mit Blitzesschnelle hatte sich das Gerücht in der Stadt verbreitet, er mache diesesmal wirklich Ernst, er wolle, noch bevor der Winter sich zu Ende neige, verlobt sein. An

jeder Haustür, hinter der Eltern mit heiratsfähigen Töchtern wohnten, hatte das Gerücht angeklopft: ein Freier ist in Sicht. Und in keiner dieser Familien hatte es geheißen: für unser Kind kommt er nicht in Betracht. Kaum ein einziges junges Mädchen, das sich nicht gesagt hätte: wenn er um mich wirbt, ich weise ihn ganz sicher nicht zurück, denn er ist hübsch, ist nett, hat einen guten Ruf, und vor allen Dingen: er ist vermögend.

Und nicht eine Mutter, die ihrem Kinde nicht das große Glück wünschte, „ihm“ zu gefallen — —

Tolstoi sagt einmal: jede Liebe sei Egoismus — die Mutterliebe aber sei der krasseste Egoismus.

Wenn die Mütter ihre Kinder nur verheiraten wollen, damit diese wirklich glücklich werden, dann hat er entschieden unrecht.

Aber er hat nicht unrecht.

Bernburg war der Held des Abends. Und daran änderte selbst die Schönheit der Hausfrau, die glänzende Toilette der Frau von Gillberg nichts. Bernburg war der Held! Nur ein wahres Glück, daß ihm seine Tischdame von der Hausfrau bestimmt worden war, sonst hätte man schon daraus, daß er gerade diese zu Tisch führte, allerlei Schlüsse gezogen. Gewiß, das junge Mädchen war ja sehr hübsch, im Verhältnis zu seiner großen Figur vielleicht ein wenig zu zierlich, aber die Familie, die Schulden — — Ihr Vater, der Regierungsrat steckte bis über beide

Ohren drin, ein wahres Wunder, daß er sich noch hielt. Als Offizier wäre er natürlich längst erledigt gewesen, aber in den anderen Berufszweigen denkt man ja über so etwas nicht so hart.

„Er wird sich doch nicht etwa mit der verloben?“ Das war die ängstliche Frage, die alle Gemüter beschäftigte. Jede Mutter wünschte ihm jedes andere junge Mädchen tausendmal lieber, und keine Mutter tat, als dächte sie dabei an ihr eigenes Kind. Und doch hatte jede keinen anderen Gedanken!

Bernburg merkte natürlich, daß er der Gegenstand der allgemeinen Beobachtung war, er fühlte die Blicke der Mütter auf sich gerichtet, er sah die leise Verlegenheit der jungen Damen, wenn er sich mit ihnen unterhielt, er las aber auch in einigen Gesichtern den deutlichen Wunsch, ihm zu gefallen. Das machte ihn verlegen und verstimmt. Er war alles andere eher als ein schüchterner Liebhaber. Aber die Damen, um deren Gunst er selbst geworben, die ihm ihre Liebe gezeigt und geschenkt hatten, waren doch für ihn als seine spätere Frau nie in Frage gekommen. Was ihn früher oft ermutigte, was sonst seiner Eitelkeit, die in jedem Mann fast noch mehr als in jeder Frau steckt, schmeichelte, daß ihm gezeigt wurde: du gefällst mir, ich bin dein, wenn du willst! das stieß ihn hier ab.

Da war das lange Fräulein Embden. Seit zehn Jahren machte sie nun schon alle Bälle mit. Alle ihre gleichalterigen Freundinnen waren schon lange

verheiratet oder wenigstens verlobt, sie allein war übrig geblieben. Ihr Stolz, ihre Eitelkeit, aber auch ihre stark ausgeprägte Sinnlichkeit lehnten sich dagegen auf. Sie wollte heiraten! Man erzählte sich, daß sie einmal gesagt haben sollte: ich heirate jeden, der mich haben will, was er ist, und wie er aussieht, ist mir einerlei! Ob das Wort wahr war oder nicht, wußte natürlich niemand, aber man traute es ihr schon zu, wenn man sah, wie sie mit jedem kokettierte, wie sie jeden, der neu in die Stadt kam, einzufangen versuchte.

Da war die nicht mehr ganz junge Bertha Lassen, die ästhetische Jungfrau, wie sie überall genannt wurde, denn ihre Mutter, eine verwitwete Frau Oberstabsarzt, erzählte jedem, der es hören und nicht hören wollte: ihre Netta sei durch und durch ästhetisch — alles Häßliche und Unschöne sei ihr ganz fremd, sie lebe in einem beständigen Idealismus. Nur deshalb habe sie noch nicht geheiratet. Und wenn sie es doch noch einmal tun sollte, dann würde ihr Kind sich selbst untreu werden müssen. Aber einer wirklich großen, echten Liebe würde ihre Netta auch dieses Opfer bringen — — — Aber wenn man Netta ansah, glaubte man nicht so recht, daß ihr das Opfer sehr schwer fallen würde. Sie mußte sich beständig Gewalt antun, um nicht aus ihrer ästhetischen Rolle zu fallen, zu der ihre schöngeistige Mutter sie nur zwang, um dadurch für sie einen Mann zu bekommen. Sie selbst hatte ihren Gatten durch ihre

Ästhetik eingefangen, und was ihr gelungen war, würde auch ihrer Tochter gelingen.

Eine jede der jungen Damen, die hier um ihn herumstanden, wartete auf einen Mann. Die eigene Eitelkeit verlangte es. Und zu Hause wurde ja nichts anderes gesprochen, nichts anderes gedacht.

Nur eine war da, die auch jetzt Leutnant von Bernburg zwar mit freundschaftlichen, aber sonst ganz gleichgültigen Augen ansah. Für sie kam er nicht in Betracht. Denn tausendmal hatte sie sich geschworen, nicht zu heiraten. Alles auf der Welt, nur keine Ehe! Sie sah ja das Elend täglich zu Hause mit an.

Ihr Vater war der Major von Rockhausen. Aus Liebe hatte er vor nunmehr zwanzig Jahren seine Frau geheiratet. Aber was war aus der Ehe geworden! Die Zuneigung hatte sich in einen fast unüberwindlichen Haß verwandelt, jeder ging seine eigenen Wege, die Eltern sahen sich so selten und so kurz, wie nur möglich, und vergebens suchte Elsbeth, das Kind, zu vermitteln. In der grenzenlosen Liebe zu ihrer Tochter waren sich die Eltern einig, aber der Vater suchte sie dem Einfluß der Mutter zu entziehen, und diese versuchte, sie dem Vater fernzuhalten. Jeder wollte sie für sich haben. Und das war auch der Grund, weshalb sie sich nicht scheiden ließen.

Elsbeth litt entsetzlich unter den häuslichen Verhältnissen, und als sie einmal vor Jahren an der Diphtheritis schwer erkrankt darniederlag, hatte sie trotz ihrer Jugend nur den einen Wunsch gehabt: zu

sterben. Dann brauchte sie es nicht mehr mit anzusehen, wie die Eltern sich gegenseitig zankten und immer aufs neue die Stunde verwünschten, in der sie einander geheiratet hatten.

Und wenn sie starb, dann würde die Ehe geschieden werden, dann hielt nichts mehr die Eltern zusammen, dann konnten sie getrennt, jeder für sich, vielleicht doch noch einmal wieder glücklich werden. Aber der Himmel erhörte ihre Gebete nicht: sie wurde gesund.

Nein, nur nicht heiraten! Wenn schon eine Liebesheirat, wie die Eltern sie eingegangen waren, so enden konnte, wie fiel da vielleicht eine andere Ehe aus, bei der auch die Vernunft oder der Wunsch nach einer glücklichen finanziellen Lage mitsprachen? Niemand machte ihr den Hof, und doch war sie vielleicht die Schönste von allen: groß und schlank, mit einem feingeschnittenen Gesicht und großen, dunklen Augen, die immer so traurig dreinblickten. Alle hatten sie gern. Jeder empfand Mitleid mit ihr, alle wünschten sie aufzuheitern und zu zerstreuen, denn man kannte ja den Grund ihrer Traurigkeit. Aber Elsbeth blieb immer die gleiche, wohl war sie lebhaft und unterhaltend, aber sie lachte fast nie, und wenn sie es dennoch tat, dann hatte man fast noch mehr Mitleid mit ihr, als wenn sie ernst und still vor sich hinsah.

Ihre Augen suchten jetzt die Eltern. Der Major, ein großer, schöner Mann, unterhielt sich lachend und

ü bermütig mit Frau von Eckern, während seine Frau anscheinend sehr lebhaft mit einigen anderen Damen plauderte, aber doch keinen Blick von ihrem Mann abwandte. Eine krankhafte Eifersucht quälte sie, ließ sie in jedem Wort, das er mit einer anderen wechselte, in jedem Handkuß, in jeder kleinen Aufmerksamkeit, die er einer anderen erwies, ein großes Unrecht, immer von neuem einen Beweis seiner Treulosigkeit sehen. Und widmete er sich einmal nur ihr, dann war ihr das erst recht ein Beweis dafür, daß er ein schlechtes Gewissen haben mußte, daß eine andere Liebschaft ihn beschäftigte. Er war nur deshalb freundlich zu ihr, um ihren Verdacht abzulenken. Die arme Frau machte sich und ihrem Mann das Leben zur Hölle, sie litt womöglich noch mehr als er unter diesen gänzlich unbegründeten Eifersuchts-Szenen, aber weder Bitten, noch ernste, vernünftige Aussprachen konnten hierin etwas ändern.

Da schlug ein lautes Lachen ihres Vaters an Elsbeths Ohr: für einen Augenblick huschte ein freudiger Schein auch über ihr Gesicht, sie war glücklich, weil der Vater es war, weil er wenigstens für eine Sekunde das häusliche Elend vergaß. Dann sah sie sich nach ihrer Mutter um, und sie erschrak förmlich vor der grenzenlosen Eifersucht, die aus ihren Augen sprach, sie dachte an die Szene, die sich schon im Wagen abspielen würde, wenn sie nach Hause führen! Und sie schauderte förmlich zusammen.

„Wenn ich bitten dürfte, gnädiges Fräulein.“

Sie hatte es ganz überhört. Aus dem inzwischen abgeräumten großen Eßsaal ertönten Geigenklänge, ihr Tischherr stand vor ihr, um sie zum ersten Walzer abzuholen.

Da ging auch ihr Vater an ihr vorüber und warf ihr einen freundlichen Blick zu. Sie zwang sich zu einem Lächeln und sah ihm nach, wie er Frau von Eckern, neben der er bei Tisch gesessen hatte, zum Walzer führte. Wenn Papa doch wenigstens nicht tanzen wollte! dachte sie. Er weiß doch, wie rasend das Mama macht! Sie sagt, er tanze nur deshalb immer noch so gerne, weil sie dann nicht hören könne, was er mit den anderen Damen spräche. Armer Papa — arme Mama!

Gleich darauf trat auch sie in die Reihe der Tanzenden — nächst der Hausfrau war sie vielleicht die beste Tänzerin, so war sie beständig von Herren umringt, kaum, daß sie einmal einen Augenblick Zeit fand, sich auszuruhen.

Dann kam der Kotillon mit tausend Überraschungen, endlosen Buketts und zahllosen Orden.

Bernburg sah nach wenigen Minuten wie ein moderner Hof-Theater-Intendant aus; seine Brust war so mit Orden bedeckt, daß man ihm schließlich lachend die weiteren Dekorationen auf den Ärmeln befestigte. Und bei der Damenwahl ließ man ihm erst recht keine Ruhe. Mehr als ein Dutzend junger Mädchen umringten ihn auf einmal und aus jedem

Munde erklang es: „Bitte, Herr Leutnant, bitte, Herr von Bernburg, bitte, bitte, tanzen Sie mit mir.“

Dachten die jungen Mädchen wirklich alle daran, daß er sich eine Braut suchte? Und wenn sie es taten, wußten sie denn nicht, wie wenig mädchenhaft es war, sich ihm so aufzudrängen?

Neue junge Damen kamen hinzu, ihn aufzufordern, und wieder hieß es: „Bitte, Herr Leutnant, mir dürfen Sie keinen Korb geben, Sie müssen mit mir tanzen!“

Mehr als zwanzig junge Mädchen standen um ihn herum, eine jede wollte als Siegerin hervorgehen, um ihrer selbst und um der Freundinnen willen, die dann neidisch sein würden.

Halb ärgerlich, halb belustigt, aber auch etwas angewidert, sah Bernburg sich zwischen den jungen Damen um: helle und dunkle Augen blitzten ihn schelmisch lächelnd, verführerisch blinzeln oder sinnlich begehrend an. Die Augen und der stumme Mund baten: komm zu mir, nimm mich!

Er dachte unwillkürlich an die Szenen in den Nachtcafés der Großstadt, wo die Damen der Welt, in der man sich nicht langweilt*, jeden Herrn einzufangen versuchen: „komm mit mir, — laß doch die anderen.“

„Aber ich kann doch nicht mit Ihnen allen tanzen, meine Damen.“ Er wußte sich wirklich nicht zu helfen und er wünschte sich befreit aus diesem Kreise, der ihn immer dichter umdrängte.

* „Die Welt, in der man sich nicht langweilt“ = Titel eines Lustspiels

„Meine Damen – Sie werden mir noch die ganzen Festdekorationen herunterreißen,“ meinte er lachend, „erst schmücken Sie mich mit diesen Orden, und nun reißen Sie mir die Dinger wieder ab.“

Aber auch diese Bitte half nichts. Man ließ ihn nicht los.

Im Saal war man auf die Gruppe aufmerksam geworden. Die anderen Paare hatten aufgehört zu tanzen, man beobachtete Bernburg im Kreise der jungen Damen, man machte seine Scherze darüber und fragte sich gegenseitig: wen wird er wählen?

Bernburg wurde immer ratloser, er wußte: die Dame, die er jetzt um den Tanz bat, würde sofort im Saal für seine zukünftige Braut erklärt werden, es würde überall heißen, „daß er von allen gerade die nahm, ist doch der beste Beweis, daß er sie heiraten will, sonst hätte er doch nicht gerade die genommen!“

Es würde unmöglich sein, gegen solche Logik, gegen solches Geschwätz und Gerede aufzukommen. Es mußte deshalb unter allen Umständen vermieden werden.

Ratlos sah er sich um. Da traf sein Blick Elsbeth von Rockhausen. Die stand kaum zehn Schritt von ihm entfernt an einen kleinen Tisch gelehnt, ganz allein, und sah zu der Gruppe hinüber. Und deutlich zeigte sich in ihrem Gesicht, daß sie die Freundinnen nicht begriff. Wie konnten sich die nur so prostituieren? Denn viel weniger als eine Prostitution war es ja nicht, was diese taten! Es galt, den Mann

einzufangen, ganz einerlei, wer der Mann war, um von den Eltern gelobt zu werden und um selbst später davon einen finanziellen Vorteil zu haben. —

Bernburg erriet, was in ihr vorging, er kannte sie schon lange, auf vielen Gesellschaften hatte er sie zu Tisch geführt; auch im Hause der Eltern, wenn diese allem eheliche Zwist zum Trotz ihre offiziellen Abfütterungen geben mußten, hatte er zuweilen neben ihr sitzen dürfen. Auch sonst war er ihr oft begegnet, und eine Art guter Kameradschaft hatte sich zwischen ihnen entwickelt. Er kannte sie und die strengen, moralischen Anschauungen, die sie in jeder Hinsicht hatte. Und plötzlich fühlte er, wie ihm das Blut in die Wangen stieg, Er schämte sich um der jungen Damen willen, und er schämte sich vor sich selbst, daß er hier gewissermaßen wie ein Sultan im Kreise der Damen stand und nicht wußte, wem er das Taschentuch zuwerfen sollte.

„Eben fällt es mir ein, meine Damen — ich hatte es ganz vergessen: Fräulein von Rockhausen hat mich bereits vorhin zum Walzer engagiert — ich sehe das gnädige Fräulein dort auf mich warten. — Darf ich bitten, mir den Weg freizumachen?“

Und wenn auch etwas widerstrebend und zögernd, zogen sich die jungen Damen doch zurück.

Alle wußten natürlich, daß er Elsbeth nur vorschob, um jetzt keine Wahl treffen zu müssen, und daß er gerade mit Elsbeth tanzte, war ihnen allen recht — die kam als Rivalin garnicht in Frage — —

Bernburg war rasch zu Elsbeth getreten: „Darf ich bitten, gnädiges Fräulein? Ich habe eben eine Aufforderung Ihrerseits zum Tanz vorgeschützt, um mich da drüben endlich freizumachen – bitte, verzeihen Sie mir die Lüge, und tanzen Sie mit mir.“

Sie nickte nur mit dem Kopfe, und gleich darauf führte er sie im Reigen dahin.

„Wissen Sie, Herr Leutnant, daß ich Sie vorhin aufrichtig bedauert habe?“ fragte sie, als er sie nun zu ihrem Platz zurückgeführt hatte und noch einen Augenblick neben ihr stand.

„Und warum das?“ fragte er etwas erstaunt.

„Sie hätten von Ihren Zukunftsplänen nicht sprechen sollen, Sie werden in diesem Winter keine frohe Minute mehr haben, man wird nicht eher glücklich sein, bis man Sie verheiratet hat, aber ob Sie dann glücklich sein werden – darnach fragt kein Mensch.“

„Sie auch nicht? Wär' Ihnen das auch gleich?“

Er wußte selbst nicht, wie er zu dieser Frage ihr gegenüber kam.

„Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen, daß Sie die richtige Frau finden möchten – – aber ob Sie die hier finden – – was ich da vorhin beobachtet habe – –“ Sie schwieg, dann sagte sie: „Als junges Mädchen steht es mir nicht zu, über meine Freundinnen zu richten.“

„Schärfer als ich selbst können Sie die jungen Damen auch nicht verurteilen. Und das veranlaßt

mich zu einer Bitte, die der Augenblick mir eingibt. — Wollen Sie mir nicht helfen, eine Frau zu finden —? Ich habe die ernste Absicht, zu heiraten — wir sind ja gute Freunde. Wollen Sie sich nicht etwas für mich umsehen und mir dann sagen: die nimm, die wird dich glücklich machen?“

Sie war bei seinen Worten ganz blaß geworden: „— Das kann ich nicht — ich am allerwenigsten. Wer Ihnen da hilft, übernimmt eine schwere Verantwortung — für mich wäre sie zu groß. Wer kann wissen, wie eine Ehe ausfällt?“

Er wurde verwirrt und verlegen. Er verstand, daß sie auf das unglückliche Verhältnis ihrer Eltern anspielte, daß sie unter dem Einfluß der Szenen, die täglich zu Hause stattfanden, niemandem sagen konnte: heirate, du wirst glücklich werden.

Er versuchte, mit einem Scherz über das Peinliche des Augenblicks hinwegzukommen, aber es gelang ihm nicht und er war froh, als ein Kamerad erschien, um Elsbeth zu einem Walzer zu engagieren.





III.

Frau von Gillberg lag in ihrem entzückend eingerichteten Boudoir in einem japanischen Kimono auf der Chaiselongue, ihr seidenes Taschentuch immer aufs neue zwischen den kleinen Fäusten ballend, und stieß so erregt mit den Füßen in die Luft, daß die kleinen Lackpantoffel jeden Augenblick auf den Teppich fielen. Mit unermüdlicher Geduld hob ihr Mann sie jedesmal wieder auf und zog sie ihr über die Füße, von Zeit zu Zeit küßte er auch die rosige Haut, die zwischen den seidenen Maschen der Strümpfe hervorsah, aber Frau Thea dankte ihm weder seine Aufmerksamkeiten, noch den Versuch, ihr immer aufs neue seine Liebe zu beweisen. Wie ein eigensinniges Kind wiederholte sie nun schon seit einer halben Stunde mit allen Anzeichen der höchsten Erregung: „Ich gehe nach Kjöbenhavn zurück — ich gehe nach Kjöbenhavn zurück!“

„Aber Thea, das geht doch nicht,“ widersprach er ihr nun schon wenigstens zwanzigmal, „ich bin Offizier — und Du bist meine Frau.“

„Gewiß. Aber ich bin auch nur Deine Frau, und mit Ausnahme von Dir hat sich kein Mensch um das zu kümmern, was ich tue — oder was ich nicht tue! Und wenn Du Deine Vorgesetzten anerkennen

und ihnen gehorchen muß, dann tue es. Aber ich als Deine Frau erkenne keine Vorgesetzten an — weder die Frau Deines Hauptmanns, noch die Deines Majors! Die am allerwenigsten! Die sollte lieber ihren Mann und ihr Kind glücklich machen, anstatt sich um Sachen zu kümmern, die sie garnicht — aber auch garnicht! angehen."

„Aber Thea — das war doch nicht so böse gemeint."

„Nicht so böse?" Sie richtete sich halb auf, während sie zugleich wieder einen ihrer Pantoffeln in die Ecke schleuderte und ihren Mann groß ansah. „Du hättest nur die giftgrünen Augen sehen sollen, als sie mir in ihrer scheinheiligen Freundlichkeit sagte: „Meine Liebe — ich hätte es als junge Leutnantsfrau nie gewagt, eine so glänzende Toilette anzulegen — schon mit Rücksicht auf die anderen Damen des Regiments nicht, deren Vermögen vielleicht nicht erlaubt, es mir gleichzutun. Je einfacher eine Leutnantsfrau sich anzieht, je mehr sie bei ihrer eigenen Toilette Rücksicht nimmt auf die der anderen Damen, umso besser ist es für sie selbst." — — Na, wie Du darin eine Freundlichkeit erblicken willst, das verstehe ich nicht!"

Ihr Mann wußte nicht recht, was er antworten sollte.

„Zwischen einer Freundlichkeit und einer Boshaftigkeit ist aber doch noch ein Unterschied," meinte er endlich.

Sie hatte sich auf der Chaiselongue wieder hintenüber geworfen: „Sag', was Du willst. Ich bleibe bei meiner Ansicht. Ich bin Deine Frau, einzig und allein! Was heißt das: Leutnantsfrau, Hauptmannsfrau, Majorsfrau - und was es sonst noch alles gibt! Das verstehe ich nicht, werde es auch nie verstehen, und wie die Frau von Rockhausen oder die „Frau Major“, wie Du sie wohl nennst, dazu kommt, mir zu erklären, ich wäre neulich abend bei Frau von Eckern viel zu elegant angezogen gewesen, das wäre nicht nur ihr, sondern auch allen anderen Damen aufgefallen – wie diese Frau dazu kommt, so zu mir zu sprechen, woher sie überhaupt den Mut nimmt, mir so etwas zu sagen, das werde ich bis an mein Lebensende nicht begreifen! Dazu bin ich zu dumm – viel zu dumm. Und weil ich für Euch nicht klug genug bin, gehe ich nach Kjöbenhavn zurück. – Du hast mir einmal erzählt: in Eurer Armee stände jeder durch die Willkür und die Macht der Vorgesetzten auf so schwachen Füßen, daß er nie wisse, ob er am nächsten Tag noch aktiv sei. Da bekommst Du hoffentlich bald Deinen Abschied – ich warte in Kjöbenhavn auf Dich.“

„Aber Thea, red doch keinen Unsinn,“ sagte er, über ihre Schlußfolgerung, wenn auch gegen seinen Willen, etwas belustigt.

„Ich rede keinen Unsinn,“ widersprach sie lebhaft. „Wenn zu Dir der Major gekommen wäre und Dir erklärt hätte: Herr Leutnant, Ihre Lack-

stiefel waren neulich abend noch blanker und eleganter als die meinen, für die Zukunft verbitte ich mir so etwas, dann hättest Du doch den Mann gefordert oder ihn für verrückt gehalten."

„Halte meinerwegen Frau von Rockhausen auch für verrückt."

„Das tue ich schon lange. Aber mit Verrückten verkehre ich nicht — aber verkehren muß ich ja mit ihnen, das hast Du mir klar bewiesen — folglich gibt es nur einen Ausweg: ich gehe nach Kjöbenhavn zurück —" und auch der zweite Pantoffel flog in die Ecke.

Dieses Mal aber ließ er sie liegen. Er erhob sich von der Chaiselongue, auf deren Fußende er bis jetzt gesessen hatte, und ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Mit Dir ist heute wirklich nicht zu reden."

„Mit Dir auch nicht. — Aber bitte, gib mir die Pantoffeln — meine Füße frieren sonst."

Ärgerlich hob er sie auf: „Nun behalt sie aber, bitte, an. Auf die Dauer wird es wirklich langweilig, sie immer aufzuheben."

Da lagen sie schon wieder in der Ecke. Und zwar beide zugleich.

„Du bist ein unartiges Kind, Thea."

„Und Du ein ganz unhöflicher Mann! Ein richtiger deutscher Brummbär! Gib mir die Pantoffeln!"

„Nein."

„Dann nicht!“ Gelassen lehnte sie sich in die Kissen zurück: „Wenn Du mich ärgern willst, so gelingt Dir das nicht, dazu habe ich Dich viel zu lieb. Über Dich will ich mich überhaupt niemals ärgern – niemals, verstehst Du?“

Nun war er doch entwaffnet und zog ihr die Pantoffeln wieder über die kleinen Füße. Und dieses Mal behielt sie sie auch an.

„Gib mir einen Kuß, Du Scheusal,“ bat sie, und leidenschaftlich schlang sie die Arme um seinen Hals, als er sich über sie beugte.

Aber wenn er geglaubt hatte, daß sie ihren Ärger und Verdruß nun überwunden hätte, dann irrte er sich sehr. Mit der den Frauen eigenen Hartnäckigkeit kam sie gleich wieder auf das alte Thema zurück.

Und abermals ging er erregt im Zimmer auf und ab.

Wenn sie an jenem Abend doch nur nicht dieses verwünschte Kleid getragen hätte! Er liebte sie in der Toilette, keine andere stand ihr auch nur annähernd so gut – er hatte sich den ganzen Abend im stillen über sie gefreut, glücklich die bewundernden Ausrufe der Kameraden mit angehört, ja, noch mehr: er hatte sich sogar über die neidischen Blicke gefreut, mit denen einige Damen des Regiments seine Frau musterten. Er war so stolz auf seine Thea gewesen – und nun verwünschte er die elegante Robe bis in die entferntesten Gegenden des Weltalls! Da konnte sie sinnetwegen bis zum Weltuntergang liegen bleiben

und verschimmeln, denn anziehen würde seine Frau das Kleid nie wieder — dafür wollte er schon sorgen. Erbitterte Kämpfe würde das noch kosten, das sah er voraus. Aber er mußte Sieger bleiben.

Wenn seine Frau geahnt hätte, daß auch er wegen des unglücklichen Kleides Ärger gehabt hätte! Der Major hatte sich bei ihm nach dem Befinden seiner Gattin erkundigt, dann aber im weiteren Verlauf des anscheinend ganz kameradschaftlichen Gespräches darauf hingewiesen, daß es sich für einen jungen Leutnant nicht schicke, seine Frau in solchen Toiletten auf Gesellschaften zu führen — das mache bei den anderen weniger bemittelten Damen böses Blut — jeder müsse sich nach seiner Decke strecken — und der Reiche dürfe im Interesse der Allgemeinheit die Decke nicht zu weit strecken, sondern müsse an das Wort des Kaisers denken: je mehr Luxus und Wohlleben um sich greifen, desto mehr muß der Offizier an der alten preußischen Einfachheit festhalten! Gerade in der heutigen Zeit, in der durch den langen Frieden nur zu leicht eine gewisse Sorglosigkeit und Leichtlebigkeit sich der Gemüter bemächtigt, in der auch die Offiziere nur zu leicht in Versuchung kämen, der täglich an sie herantretenden Verführung zu unterliegen! — —

Er war so verwirrt, so konsterniert gewesen, daß er kein Wort der Entgegnung gefunden hatte, er erkannte auch seinen Major kaum wieder, der sonst die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit selbst gegen ihn

wie gegen alle anderen Offiziere war. Sicher war dieser Aussprache eine entsetzliche Szene im Hause des Majors vorangegangen! Der hatte vielleicht, um wenigstens für vierundzwanzig Stunden einmal Ruhe zu haben, schwören müssen, ihm Vorstellungen zu machen, und hielt nun sein Wort, wenn auch schweren Herzens — —

Anders konnte Gillberg sich den Zusammenhang garnicht erklären, und der freundliche Händedruck, mit dem der Vorgesetzte ihn endlich entließ, dessen Bitte, ihn seiner schönen und liebenswürdigen Frau Gemahlin bestens zu empfehlen, bewiesen ja deutlich genug, wie richtig seine Vermutung war.

Wenn seine Frau etwas von der Unterredung geahnt hätte, dann würde es ihm noch viel schwerer werden als so, sie zu beruhigen. Er begriff ja ihre Aufregung nur zu gut, er fühlte es ihr vollständig nach, daß dieser Eingriff der im Dienstrang ihres Mannes höherstehenden Dame in ihre privaten Rechte, sich anzuziehen wie sie wolle, sie auf das tödlichste verletzen mußte! Und Thea war noch dazu eine Ausländerin, die von dem preußischen Drill, von der preußischen, militärischen Verpflichtung, zu allen Reden der Vorgesetzten Ja und Amen zu sagen, noch weniger begriff, als manch andere junge Leutnantsfrau, die aus dem Stande der freien Kaufleute oder der reichen Finanziers hervorgeht.

Er selbst zitterte vor innerer Empörung, wenn er an die Aussprache des Majors dachte, und anstatt

darüber zu schelten, mußte er versuchen, seiner Frau den Ärger auszureden.

„Morgen gehe ich hin und lasse mir ein noch viel, viel schöneres und noch viel eleganteres Kleid machen!“ sagte Thea jetzt, die eine Weile schweigend dagelegen und nun anscheinend diesen Gedanken gefaßt hatte.

„Das wirst Du nicht tun, Thea,“ sagte er sehr bestimmt.

„Doch!“ klang es ebenso fest zurück. „Papa hat mir gesagt: wenn ich einmal ein besonders teures Kleid brauche, dann soll ich es ihm nur schreiben — er bezahlt es sehr gerne, er ist glücklich, wenn er weiß, daß ich hübsch angezogen bin.“

„Aber Du brauchst es doch jetzt nicht!“ rief er nervös.

„Doch,“ widersprach sie unbeirrt. „Ich brauche es sogar ganz notwendig. Die anderen sollen sich totärgern — je schneller, desto besser, dann habe ich wenigstens vor ihnen Ruhe.“

Das klang so ernst, daß er gerade deshalb laut auflachte: „Mörderin,“ rief er ihr neckend zu.

„Lieber morden, als selbst gemordet zu werden.“

Der Bursche erschien, um zu melden, daß es für den Herrn Leutnant Zeit sei, zum Nachmittagsdienst zu gehen.

Frau Thea machte ein ganz betrübtes Gesicht: „Ich hatte geglaubt, Du wärest heute nachmittag frei,

weil Du Dich nicht wie sonst nach dem Frühstück ausgeruht hast."

„Das hast Du ja heute für mich besorgt. Da Du nicht wie gewöhnlich bei mir saßest, mußte ich mich doch zu Dir setzen."

Sie wurde verlegen: „Verzeih," bat sie, „vor lauter Ärger dachte ich nicht daran, daß Du müde sein würdest."

Er küßte sie auf den Mund: „Ich bin nicht müde. Aber nun muß ich fort. Um fünf — wie immer — essen wir. Aber richte Dich darauf ein, vielleicht bringe ich ein paar Gäste mit."

Sie durchschaute ihn, er wollte sie durch den Besuch auf andere Gedanken bringen, eine nochmalige Aussprache über den Verdruß, den sie gehabt hatte, vermeiden.

„Aber nach Kjöbenhavn gehe ich doch!" rief sie ihm nach.

„Und das neue Kleid läßt Du Dir auch noch vorher machen," rief er, schon in der Tür stehend, lustig zurück, dann ging er, um pünktlich zum Dienst zu kommen.

Frau Thea hatte heute morgen von all den Aufregungen des gestrigen Tages so rasende Kopfschmerzen gehabt, daß sie eigentlich garnicht aufstehen wollte. Nur um ihren Mann beim zweiten Frühstück nicht allein zu lassen, hatte sie sich doch erhoben, aber keine Toilette gemacht, sondern nur den Kimono übergeworfen. Jetzt aber beeilte sie sich mit dem An-

kleiden. Der Entschluß, die neue Toilette sofort, und zwar augenblicklich zu bestellen, stand bei ihr fest. Sie warf einen Blick auf die Uhr, es war gleich zwei, da hatte sie garnicht mehr viel Zeit, wollte sie pünktlich wieder zu Hause sein und sich noch vorher etwas in der Küche umsehen. Alles in allem blieben ihr kaum noch drei Stunden. Es war ihr nicht ganz klar, ob sie bis dahin überhaupt würde fertig werden können, denn was gab es nicht bei einer Toilette, wie sie sie sich ausgedacht hatte, zu besprechen! Ihr guter Vater würde Augen machen, wenn er die Rechnung sah! Und ihr Mann würde staunen, wenn er sie zum erstenmal in der Robe bewundern konnte! Und die anderen, die sollten sich totärgern, ganz tot!

Als sie gegen ein halb fünf aus der Stadt zurückkam, fand sie einen Zettel ihres Mannes vor: er brächte Dörmann, Bernburg und den Fähnrich von seiner Kompagnie mit zu Tisch — sie möchte drei Kuverts mehr auflegen.

Frau Thea empfing ihren Mann und ihre Gäste in der strahlendsten Laune, denn das Kostüm, das man ihr im Modemagazin vorgeschlagen hatte, übertraf noch das, was sie sich ausgemalt hatte: „— es wird ein Gedicht werden, gnädige Frau — ein Gedicht von Seide, echten Spitzen, französische Handstickerei — ein Gedicht, würdig von unserem größten Komponisten in Musik gesetzt zu werden!“ Förmlich be rauscht hatte sie diesen Worten gelauscht, und vor ihr hatte ein „Gelbster“ sich kokett in einem wunder-

baren Pariser Modellkleid hin und her gedreht. Frau Thea begriff kaum, wie diese elegante Robe, die einer Großstadt würdig war, sich hierher hatte verirren können. Aber daß sie das Kleid nähme, stand sofort bei ihr fest.

Frau Thea strahlte, sie war bei Tisch so lustig und übermütig, daß ihr Mann sie kaum wieder-erkannte. War das wirklich dieselbe Thea, die am Morgen auf der Chaiselongue gelegen und absolut nach Kjöbenhavn zurück gewollt hatte? Es lag ihm auf der Zunge, ihr mit einem Wort dafür zu danken, daß sie so schnell wieder vernünftig geworden sei, aber er unterließ es. Je weniger er das alte Thema be-rührte, umso besser.

Das einzige, was Frau Thea abhielt, noch lustiger, noch ausgelassener zu sein, war der Schwur, den sie sich selbst geleistet hatte: ihren Mann durch die neue Toilette zu überraschen! Mit keinem Wort wollte sie ihm verraten, wie schön sie würde, sie wollte überhaupt bis dahin nicht mehr von dem Kleide sprechen — nicht aus Angst vor ihm, nicht aus Furcht, daß er schelten würde — er war ja doch sofort wieder artig, wenn sie nur darum bat — nein, sie wollte auch ihm die Freude nicht rauben, er sollte völlig über-rascht sein!

Aber schwer war es doch, nicht davon zu sprechen, sehr schwer!

Ebenso wie Frau Thea waren die Herren in ausgelassener Stimmung. Völlig überraschend hatte

das Regiment die Nachricht erhalten, daß es in einigen Wochen aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Regiments-Jubiläums Sr. Hoheit des Fürsten Bernhard, dessen Namenszug, und wenn auch nicht die Gardelitzen, so doch eine Goldstickerei am Kragen erhalten würde. Von der Linie avancierte man zu den Grenadieren, war also beinahe Garde. Man wollte dem Fürsten damit eine Freude machen, daß man ihm ein Regiment verlieh und die Truppe wollte man dadurch anspornen, noch mehr als bisher die soldatischen Tugenden zu pflegen und zu fördern. Die Beziehungen, die man zu dem Fürsten selbst hatte, waren allerdings nur sehr lose. Das Regiment stand nicht in seinem Land, aber der Fürst besaß in der Nähe der Garnison ein ausgedehntes Jagdgebiet, das er alljährlich auf längere Zeit besuchte. Er pflegte dann stets die Herren des Regiments zu seinen Jagden einzuladen und hatte auch regelmäßig ein paar Mal im Offizier-Kasino gespeist. Das waren die ganzen Beziehungen, die zwischen dem Fürsten und der Truppe zu finden waren, aber das schadete ja nichts. Warum man beinahe Garde wurde, konnte allen ganz gleichgültig sein, die Hauptsache war: daß man es wurde.

Die Herren sprachen schließlich garnichts anderes, und ganz verwundert hörte Frau Thea zu, sie begriff nicht, wie das die Herren so beschäftigen konnte.

„Worin besteht denn eigentlich diese Auszeichnung?“ fragte sie endlich. „Wie können ernste und

erwachsene Männer sich nur darüber freuen, daß sie in Zukunft auf den Achselstücken anstatt einer Nummer einen Namenszug tragen, daß sie am Kragen und an den Rockaufschlägen Stickereien bekommen? Ist die Garde denn so viel besser als die Linie? Und vor allen Dingen: warum ist die Garde besser? Hat sie in den letzten Kriegen vor dem Feinde erfolgreicher gekämpft als Ihr? Dann solltet Ihr Euch schämen."

„Erlaube 'mal, Thea," rief ihr Mann.

„Gnädige Frau, gestatten Sie," nahm Bernburg das Wort, „da muß ich das Regiment sehr in Schutz nehmen, — wir haben anno 70 an sechs großen Schlachten teilgenommen, von den kleinen Gefechten ganz abgesehen. Wir haben einmal an einem Tage genau die Hälfte unserer Offiziere, genau ein Drittel unserer Mannschaften verloren, unsere Feldzeichen haben uns stets zum Siege geführt — und Seine Majestät hat den Fahnen deshalb auch das eiserne Kreuz verliehen, der beste Beweis dafür, daß sie stets im dichtesten Kugelregen waren und dort mutig ausgehalten haben. Nein, gnädige Frau, in der Hinsicht nehmen wir es mit jedem Regiment auf, aber auch mit jedem."

„Auch ohne daß Sie mir das sagten, habe ich es mir gedacht. Vieles wußte ich ja auch schon so, denn zu den Büchern, die ich hier habe lesen müssen, gehörte natürlich auch Ihre Regimentsgeschichte. — Nein, wirklich!" fuhr sie fort, als die anderen Herren

lachten. — „Fritz behauptete, eine Dame, die einen Offizier heirate, müsse in der Geschichte seines Regiments ebenso Bescheid wissen, wie in der Familie ihres Mannes.“

„Schaden kann's wenigstens nichts,“ verteidigte Gillberg sich, der bei dem Gelächter der anderen etwas verlegen wurde, „besonders nicht, da meine Frau Ausländerin ist. Aber Sie können sich beruhigen: viel hat die Lektüre meiner Frau nicht genützt. Das Wenige, was sie behielt, hat sie inzwischen lange wieder vergessen.“

„Gott sei Dank!“ stimmte Frau Thea ihm bei. „Vielleicht liegt es aber auch daran, daß das Buch so jeder Beschreibung spottend langweilig ist. Schriftsteller von Beruf scheinen die Herren nicht zu sein, die diese Geschichten schreiben!“

„Um Gotteswillen, gnädige Frau — sagen Sie das nicht laut!“ rief Doermann. „Wenn der Major von Rockhausen das hört, der das Buch auf Befehl der Brigade vor zwei Jahren neu bearbeitete, dann nimmt er Ihnen das rasend übel. Er ist wirklich sonst ein Vorgesetzter, an dem selbst ich verhältnismäßig wenig auszusetzen habe, wobei ich es allerdings dahingestellt sein lasse, ob das ein Beweis für seine Tugenden oder nur ein Beweis dafür ist, daß selbst meine Augen zuweilen doch nicht ganz zuverlässig sind — — aber, wie gesagt: lassen Sie das dem Major nicht hören. Der ist auf sein Buch viel stolzer, als Schiller und Goethe auf ihre gesammelten Werke.“

„Kinder, tut mir den einzigen Gefallen und nennt den Namen „Rockhausen“ hier heute nicht,“ bat der Hausherr, „das warum nicht? erzähle ich Euch ein ander Mal.“

„Meinetwegen kannst Du es gleich erzählen — sonst tue ich es,“ rief Frau Thea.

„Bitte nicht, Thea! — Verdirb mir wenigstens jetzt die Stimmung nicht, freu' Dich lieber mit uns, daß wir beinahe Garde werden.“

„Gewiß, sehr gerne. Aber erst muß ich wissen, warum ich mich deshalb freuen soll —“

„Aber Thea —,“ „aber gnädige Frau —,“ „das bedarf doch erst gar keiner Erklärung,“ riefen die Herren durcheinander, — „das ist doch ganz selbstverständlich!“

„Selbstverständlich ist für mich garnichts, — ich will Beweise oder wenigstens Gründe. Wer von Ihnen will mir die nennen?“

„Ich — ich — ich,“ riefen alle gleichzeitig, bis Bernburg endlich meinte: „Sehen Sie 'mal, gnädige Frau, unsere Garde hat nun doch 'mal den Ruf, unser vornehmster Truppenteil zu sein.“

„Warum hat sie den Ruf?“

„Warum?“ Bernburg sah sie ganz erstaunt an. „Aber das ist doch sehr einfach — zunächst steht sie in Berlin in Garnison — in der allernächsten Nähe Sr. Majestät des Kaisers. Die Königlichen Prinzen dienen in den Garde-Regimentern, und auch viele andere Prinzen, Träger berühmter Namen —“

„Bis sie in Berlin Dummheiten machen und in andere Garnisonen oder zur Schutztruppe abkommandiert werden.“

„Aber das hat doch mit dem Wert der Garde nichts zu tun,“ warf ihr Mann erregt ein. Und Doermann meinte: „Gnädige Frau scheinen mir heute sehr kampfesmutig zu sein — na, nur ein wahres Glück, daß wir jungen Mädchen hier sozusagen unter uns sind —“

„Aber Garde bleibt trotzdem Garde, gnädige Frau,“ fuhr Bernburg fort. „Schon der ganze Ton, der dort bei den Regimentern herrscht, ist ein ganz anderer, als bei der Linie. Das hat seine Ursache nicht zuletzt in der Zusammensetzung der Offizierkorps. Wenn Sie einen Blick in die Rangliste werfen, werden Sie sehen, daß man dort nur die vornehmsten Namen findet — Prinzen, Fürsten, Grafen, Barone — nur Adel, wirklich, echter, wahrer Adel!“

„In der letzten Zeit aber auch Geldadel,“ warf Doermann ein. „Täuschen wir uns darüber nicht, lieber Freund — es ist nicht alles Gold, was glänzt, — — ich hab' da neulich 'mal irgendwo einen Artikel gelesen, in dem stand geschrieben, daß jetzt auch die reichen Nachkommen einst jüdischer Familien bei der Garde stehen, schon deshalb, weil der wirkliche Adel nicht immer die nötigen Dukaten hat. Voraussetzung bei diesem Garde-Nachwuchs ist natürlich, daß wenigstens der Vater schon Christ war und als solcher

geadelt wurde. Na, und die nötigen Moneten muß man natürlich auch haben, wenn man bei der Garde stehen will — namentlich bei der Garde-Kavallerie."

Frau Thea zuckte die Achseln: „Wird in Deutschland wirklich der Wert eines Menschen nach der Anzahl seiner Ahnen oder nach dem Inhalt seines Geldschrankes berechnet? — Kann ein hervorragend tüchtiger Offizier wirklich nur deshalb nicht zur Garde kommen, weil er kein blaues Blut und nicht die nötigen blauen Scheine besitzt? Wenn die Garde eine Elite-Truppe sein will und auch sein soll, dann muß sie doch in erster Linie darauf sehen, solche Offiziere zu haben, die nicht einen glänzenden Namen tragen, sondern die glänzende Leistungen aufweisen."

„Aber der Prinz von Dingsda kann doch ein ebenso guter Offizier sein wie der Leutnant Müller," warf ihr Mann ein.

„Damit ist aber nicht gesagt, daß Leutnant Müller nicht zum mindesten dasselbe leistet, wie Seine Hoheit! Folglich hat auch er das Recht, zur Garde zu kommen, — und er kann es nur deshalb nicht, weil er bürgerlich ist. Das ist doch eine ungeheure Protektion des Adels — und ob die gerade im Interesse Eurer Armee gut ist, das kann ich nicht beurteilen, dazu verstehe ich viel zu wenig von militärischen Dingen."

„Na, seien Sie friedlich, gnädige Frau," meinte Doermann. „Sie wissen gerade mehr als genug. Und wenn Ihr Gatte seinen Rekruten nur halb so

viel beibrächte, wie Ihnen, dann würde er – wenn auch nicht gerade den Orden pour le mérite, so doch wenigstens eine lobende Anerkennung seitens des Herrn Oberst finden, – und das ist bei den schlechten Zeiten immerhin etwas. Sie gehen uns da mit einer Spitzfindigkeit zu Leibe, gegen die schwer anzukommen ist."

Und Bernburg rief: „Was Sie da sagen, ist bis zu einem gewissen Grade alles richtig – und doch ist es falsch."

„Inwiefern?" rief Frau Thea. Der lebhafteste Disput hatte ihre Wangen gerötet und mit übermütig blitzenden Augen sah sie den Sprecher an. Sie merkte, daß die anderen doch etwas in die Enge getrieben waren, und das schmeichelte ihrem Stolz und ihrer Eitelkeit.

Bernburg trank erst umständlich sein Glas Wein leer, dann meinte er: „Ich sagte es vorhin schon, gnädige Frau: Die Garde hat nun einmal den Ruf, der vornehmste Truppenteil zu sein, und sie ist es auch. Das warum mathematisch beweisen zu können, ist ein Ding der Unmöglichkeit."

„Na also," rief Frau Thea, „da habe ich doch recht!"

Bernburg widersprach von neuem: „Nein, gnädige Frau, Sie irren! Es gibt Dinge, die sich nicht beweisen lassen – und die trotzdem unanfechtbar wahr sind."

„Zum Beispiel die Weisheit der Vorgesetzten!“ rief Doermann dazwischen, der dem Gespräch scherzend eine andere Wendung zu geben versuchte. Was Frau Thea da sagte, fand selbst nicht seinen allerhöchsten Beifall. Er war gewiß die geborene Opposition, aber trotzdem: auch für ihn war die Garde nun einmal „Garde“. Und er hatte die Empfindung, daß Frau Thea um ihrer selbst willen besser täte, zu schweigen. Selbst er mit seinem aberkannt frechen Mundwerk konnte nicht immer alles sagen, was er meinte, und er hatte doch Gottlob ein dickes Fell, an dem die Grobheiten der anderen abprallten, wie der Gummiball an der Wand. Aber Frau Thea war eine Dame, die würde unter dem Aufsehen, das ihre Worte, sobald die bekannt würden, hervorrufen konnten, sehr empfindlich leiden!

So hoffte er, das Gespräch auf etwas Anderes bringen zu können, und mit Freuden bemerkte er, daß alle über seine harmlose Bemerkung lachten. Dann aber rief Frau Thea: „Herr Leutnant, Sie sind ein schrecklicher Mensch – kann man denn garnicht ernsthaft mit Ihnen reden?“ Und auch Bernburg bat: „Lassen Sie doch einmal für die nächsten fünf Minuten Ihre faulen Witze! Was die gnädige Frau da sagt, interessiert mich sehr. Vielleicht gelingt es mir doch, Sie zu überzeugen, gnädige Frau.“

Frau Thea sah ihn kampfeslustig an: „Da bin ich begierig.“

Bernburg dachte einen Augenblick nach: „So

ganz einfach ist das nicht, gnädige Frau — denn ich habe in Ihnen einen sehr klugen Gegner.“

„Kinder, laßt doch das Streiten,“ rief Gillberg, dem es mehr als unangenehm war, daß gerade in seinem Hause diese Frage erörtert wurde. Aber Thea und Bernburg widersprachen, und auch Dörmann stimmte ihnen zu: führte man das Gespräch jetzt nicht zu Ende, dann konnte das Frau Thea vielleicht erst recht schaden. Je offener man den Fall diskutierte, desto leichter konnte das Gespräch später als harmlos hingestellt werden. Wenn nur der Fähnrich nicht dabei gewesen wäre! So 'n Bengel kam ja eigentlich garnicht in Frage, der aß und trank beständig vor sich hin, ohne sich irgendwie an der Unterhaltung zu beteiligen — aber vielleicht redete er dafür hinterher desto mehr. Auf jeden Fall gelobte Dörmann sich, ihm auf dem Nachhausewege die nötigen Instruktionen für die Zukunft zu geben, und wenn er die nicht befolgte, dann konnte selbst der Himmel ihn nicht schützen — —

Bernburg hatte inzwischen über einen Angriffsplan nachgedacht. „Ich muß mich nochmals wiederholen, gnädige Frau. Ich möchte von dem ausgehen, was ich vorhin sagte: es gibt Dinge, an die wir glauben müssen, wenn wir sie auch nicht beweisen können. Das Kapitel der Religion wollen wir hier nicht weiter erörtern, auch da ist ja nichts zu beweisen.“

„Allerdings nicht,“ unterbrach Frau Thea ihn,

„denn die moderne Forschung hat schon lange an den Überlieferungen der Bibel gerüttelt. Lesen Sie die einschlägigen Werke? Was bleibt da noch von dem Gottessohn Christi übrig. Er war ein Menschensohn, wie jeder andere, nur als Mensch vollkommen, der Apostel der reinsten Liebe, eine Idealgestalt, wie wir sie auf Erden nicht wiederfinden. Und wer sich trotz alledem noch seinen Bibelglauben erhalten hat, der ist um seines Glaubens willen zu bewundern und – wenn der Glaube ihn glücklich macht – auch zu beneiden.“

Sie schwieg und verwundert sah sie die etwas verlegenen Gesichter der anderen: „Hätte ich das lieber nichtsagen sollen?“ fragte sie kindlich naiv.

Ihr Mann warf ihr einen streng tadelnden Blick zu. Sie merkte, sie war unvorsichtig gewesen.

Einen Augenblick herrschte Schweigen, dann meinte Bernburg: „Lassen wir das Kapitel Religion ruhen, gnädige Frau, wie er da denkt und urteilt, muß jeder allein wissen. – Aber es gibt noch viele andere Dinge, deren Wahrheit unanfechtbar ist, aus dem einfachen, unwiderleglichen Grunde, weil sie auf Tradition beruhen. Und die ist ebenso heilig wie die Religion, auch an ihr darf man nicht rütteln, wenn nicht nur der einzelne, sondern wenn nicht auch der Staat in seiner Gesamtheit dadurch Schaden erleiden soll. Ich meine da das Gottesgnadentum unserer Fürsten, die Ausnahmestellung des Adels in der Armee und im Staate, die Wahrung unserer Ehre

durch den Zweikampf, das Ansehen der Garde als Elite-Truppe — das Ansehen, das der Offizier schon um seines Rockes willen allein genießt — ich könnte die Zahl dieser Beispiele noch beliebig vermehren, aber diese wenigen werden schon genügen, um mir Recht zu geben. Die Notwendigkeit ihres Bestehens ist nicht zu beweisen. Und doch muß alles so sein, sonst gingen wir zu Grunde."

„Na, gnädige Frau, was sagen Sie nun?“ rief Dörmann, als Bernburg schwieg. „Wenn Sie nun nicht — wie man es poetisch so hübsch ausdrückt: einfach platt auf Ihren kleinen Mund geschlagen sind, dann gebe ich Bernburg den guten Rat, in ein Kloster zu gehen, — da hat er seinen Beruf als Wander-Prediger verfehlt.“

Aber Frau Thea dachte nicht daran, überzeugt zu sein.

„Warum muß das alles so sein?“ rief sie lebhaft. „Warum müssen die Könige von Gottes Gnaden stammen? Früher wurden die doch auch vom Volke gewählt oder setzten sich selbst die Krone auf? War Napoleon, weil er sich selbst zum Kaiser machte, vielleicht kein Genie? Nicht tausendmal tüchtiger, als mancher Fürst von Gottesgnaden, der womöglich mit einem körperlichen oder gar geistigen Leiden krank zur Welt kommt? Warum muß der Adel bevorzugt werden, leistet er eo ipso mehr als der Bürgerstand? Ich könnte Ihnen jede Ihrer Behauptungen widerlegen — denn eine Tradition kann man heutzutage

nicht mehr als richtig anerkennen. Ich möchte sogar sagen: traurig genug, daß man aus Bequemlichkeit oder aus anderen Gründen die Tradition nicht als altes Eisen in die Rumpelkammer wirft. Genau wie früher halten wir die Aufklärung dem Volk — ja, noch mehr! — wir halten sie uns selbst fern! Wir wollen nicht sehen, nicht sehen lernen! Auf dem Pfade der Tradition tappeln wir im Dunkeln dahin, den Weg kennen wir genau, wir wollen gar kein Licht. und wenn trotzdem einmal vor oder neben uns ein heller Schein aufflammt, dann wenden wir den Kopf zur Seite. Denn wir wollen nicht nur nicht sehen, wir dürfen auch nicht sehen. Denn die Tradition ist heilig — an der darf nicht gerüttelt werden. Daß wir festhalten an dem alten ist tausendmal wichtiger, als daß wir mit der Zeit fortschreiten, daß wir es verstehen, sie zu begreifen. In der Hinsicht könnten wir uns wirklich an den Sozialdemokraten ein Beispiel nehmen, deren Führer es für ihre heiligste Pflicht halten, ihre Anhänger aufzuklären. Wir denken über vieles noch genau so, wie vor zweihundert Jahren, und werden nach zweihundert Jahren noch ebenso denken, wenn bis dahin nicht irgendwelche äußeren Umstände uns zwingen, zu lernen und zu sehen!“

„Bist Du nun endlich fertig mit Deiner Weisheit?“ fragte erregt ihr Mann, der sich nur schwer hatte beherrschen können, sie nicht zu unterbrechen, „dann können wir wohl aufstehen. Gesegnete Mahlzeit!“ Und heftig stieß er den Stuhl auf den Boden.

Nicht wie sonst küßte er seine Frau nach Tisch, sondern er reichte ihr nur flüchtig die Hand, und sie sah, daß auch das nur mit Rücksicht auf die anderen Gäste geschah.

„Was hast Du denn nur?“ fragte sie leise. „— Ich habe doch garnichts von Rockhausens erzählt?“

„Laß doch den Unsinn,“ erwiderte er heftig, und sich zu seinen Gästen wendend, bat er: „Kommt, bitte, mit in mein Zimmer, wir wollen dort rauchen — nicht wahr, Thea, Du läßt uns den Kaffee dorthin schicken?“

Sie gab dem Burschen den nötigen Auftrag und schickte sich dann an, den Herren zu folgen, um bei ihnen ihre Zigarette zu rauchen.

„Ich bitte Dich — laß uns allein — ich werde genug zu tun haben, die anderen wieder zu beruhigen —“

Ganz verständnislos sah Frau Thea ihm nach, als er jetzt zur Tür hinausging.

„Was hat er denn nur?“ — fragte sie sich, „er kann doch nicht böse sein, daß ich in dem Namenszug nicht eine so hohe Auszeichnung erblicke, oder daß ich an die alten Traditionen ebenso wenig mehr glaube wie an die anderen Märchen aus meiner Jugend —? Na, er wird schon nachher wieder artig sein —“

Sie suchte ihr Zimmer auf und dachte bald garnicht mehr an seine Verstimmung, die sie garnicht ernst nahm. Ja, sie sah ihn höchst erstaunt an, als

er zwei Stunden später, als die Gäste gegangen waren, ganz erregt zu ihr kam.

„Was hast Du denn nur?“

„Was ich habe?“ fuhr er sie an. „Ja – wenn Du das selbst nicht weißt, hat es kaum einen Zweck, es Dir zu sagen! – Ich frage Dich, Thea, wie ist es möglich, daß eine so kluge und vernünftige Frau, wie Du es bist, solche Reden führen kann – noch dazu in Gegenwart Dritter! Du erkennst keinen Gott an – Du erkennst keine Garde an –“

„Ist diese Zusammenstellung eine Gotteslästerung oder eine Verhimmelung der Garde?“ fragte sie ihn neckend.

„Laß Deine schlechten Witze,“ brauste er auf. „Dazu ist diese Stunde wirklich nicht geeignet. – Was Du vorhin gesagt hast, ist vielleicht morgen schon in der Stadt bekannt – und kein Mensch wird Dich begreifen. Wie kannst Du nur erklären: Du glaubst an keinen Gott?“

„Bitte sehr – ich habe nur den sogenannten Bibelglauben verworfen.“

„Das sind doch Wortfechtereien, mit denen Du Dich herauszureden versuchst.“

Sie sah ihn stolz an: „Hältst Du mich für so feige, daß ich nicht vor allen anderen wiederhole, was ich sagte? Und im übrigen, Fritz – Hand aufs Herz: Ist dein Gottesglaube so groß? Soll ich Dich an den letzten Sonntag erinnern? Wie hast Du da gescholten und sogar geflucht, daß Du für einen be-

urlaubten Kameraden zur Kirche kommandiert wurdest, obgleich Du erst am Sonntag vorher dort warest —“

„Das hat doch mit dem Glauben nichts zu tun — und glauben kannst Du meinetwegen, was Du willst. Du kannst über Gott, über die Garde, über alte Traditionen, Sozialdemokraten und Freisinn und was Ihr sonst noch alles blödsinnigerweise erwähnt, denken, was Dir Spaß macht — aber sagen darfst Du es nicht. Und ich muß Dich dringend bitten, in Zukunft Deine Meinung für Dich zu behalten.“

„Und wenn ich das nun nicht tue?“ fragte sie zornig werdend. „Überleg' Dir bitte, was Du da sagst. Ich bilde mir ein, keine Puppe zu sein, sondern ein vernunftbegabtes Wesen, das bei guten Lehrern, im Verkehr mit gebildeten Menschen, durch die Lektüre ernster Bücher manches lernte. Du hast mir selbst in der Brautzeit erklärt, Du hättest mich auch deshalb lieb, weil ich nicht eine so dumme Pute wäre, wie viele andere Offiziers-Damen — jawohl — dumme Pute — das waren Deine eigenen Worte! Und nun soll ich plötzlich dabeisitzen, den Mund halten, zu allem ja und amen sagen, was man in meiner Gegenwart redet, auch dann, wenn es nach meiner Überzeugung offenbarer Unsinn ist —? Das kann ich einfach nicht.“

„Du wirst es aber doch noch lernen müssen, wenn Du nicht nur Dir, sondern auch mir ernste Unan-

nehmlichkeiten ersparen willst. Mich macht man für das verantwortlich, was Du tust und sagst — und dafür danke ich! Ich habe mehr als genug an der Standrede, die ich wegen Deines Ballkleides zu hören bekommen habe!”

Sie sah ihn ganz verständnislos an: — „Dich hat man deswegen zur Rede gestellt? — Und Du hast Dir das gefallen lassen? Du bist nicht in einer Art und Weise für mich eingetreten, daß Deinem Major und seiner Frau ein für allemal die Lust vergeht, sich um unsere Angelegenheiten zu kümmern? Du hast das ruhig angehört und vielleicht sogar noch: „Zu Befehl“ gesagt? Schämen sollst Du Dich — verstehst Du? — Es ist Deine Pflicht, jederzeit die Partei Deiner Frau zu ergreifen — und wenn Du das nicht tust, dann bist Du alles andere, nur nicht der Mann, zu dem eine Frau Vertrauen haben kann.“

„Ich verbitte mir solche Beleidigungen!“ herrschte er sie an. Dann aber ruhiger werdend, fuhr er fort: „Ich fühle es Dir ja nach, daß Dich die Sache erregt — ich wollte es Dir deshalb auch verschweigen, daß der Major mit mir gesprochen hat — aber nun habe ich mich ja doch verplappert. Was Du da sagst, daß der Mann jederzeit für seine Frau eintreten soll, ist in der Theorie sehr schön und ja auch vollständig richtig, aber beim Militär läßt sich das nicht immer durchführen. Den Vorgesetzten gegenüber muß man eben oft den Mund halten, so schwer es auch zuweilen wird, aber man darf nicht nur an

den Augenblick, sondern muß auch an die Zukunft, an die Karriere denken —“

„Wenn Ihr Unrecht ruhig hinnehmt, wenn Ihr Euch alles sagen laßt, nur um zu avanzieren und um ein paar hundert Mark mehr zu verdienen, dann tut Ihr mir von ganzem Herzen leid — da habe ich von dem preußischen Offizier denn doch eine höhere Meinung gehabt —“

Er zuckte die Achseln: „Man muß die Zeiten eben nehmen, wie sie sind, und sich ihnen fügen. Heutzutage kommt nur vorwärts, wer sich den anderen unterordnet und sich bei ihnen beliebt macht, wer lieber dreimal zuviel schweigt, als daß er ein einziges Mal an falscher Stelle den Mund aufmacht. Wollten wir uns über jedes Unrecht, das wir erleiden, beschweren oder gegen jeden Vorgesetzten, der uns ohne Grund zur Rede stellt, auffahren, — dann gäbe es bald keine Untergebenen mehr. Um aber auf die Hauptsache zurückzukommen: ich wiederhole: Du darfst nie und nimmer wieder so sprechen, wie Du es heute getan hast. Ich sehe die Weiber schon, wie sie über Dich zu Gericht sitzen — das schadet Dir und mir. Ich habe keine Lust, weil Du Dich hier vielleicht unmöglich machst, weil die anderen Damen sich vielleicht bald weigern, mit Dir zu verkehren, — ich meine: ich habe keine Lust, mich Deinetwegen nach Posemuckel oder in irgend ein Grenznest versetzen zu lassen —“

Sie war bei seinen Worten totenblaß geworden. „Ich verstehe Dich nicht — wer nicht mit mir ver-

kehren will, weil ich den Mut habe, das auszusprechen, was ich denke, der soll meinetwegen ruhig fortbleiben — ich verliere nichts an ihm! Und bedenke bitte, daß Du mich geheiratet hast, und nicht ich Dich! Du bist der Mann, ich die Frau. Du hast zu mir zu halten, und wenn Dir Deine Karriere höher steht, als Dein Eheglück, wenn Du glaubst, daß ich Deinem militärischen Fortkommen im Wege stehe, dann habe wenigstens den Mut, das offen und ehrlich einzugestehen — dann sag', daß Du es bereust, mich geheiratet zu haben. Ich packe dann noch heute meine Koffer und fahre morgen für immer nach Kopenhagen zurück. Ich will lieber gar keinen Mann haben, als einen, den ich doch nicht glücklich machen kann, der da beständig fürchtet, ich könnte ihm und seiner Karriere schaden. — Was ich da sage, ist mein völliger Ernst. Bitte, überleg' es Dir."

Er hatte ihr voller Ungeduld zugehört: „Red' doch keinen Unsinn!“ fuhr er sie von neuem an, „und gewöhne Dir endlich die verfluchte Redensart ab: ich gehe nach Kopenhagen zurück! Wir haben uns doch nicht zum Spaß geheiratet, sondern um mit einander zu leben. Dein Platz ist an meiner Seite. Du hast als meine Frau nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten, und die bestehen darin, daß Du Dich mit Deinem Benehmen, Deinen Anschauungen und Deinen Äußerungen dem Kreis anpaßt, zu dem Du jetzt durch mich gehörst. — Das mach Dir bitte ganz klar, und füge Dich lieber in Deinem eigenen Inter-

esse freiwillig, bevor man Dich dazu zwingen wird. Und damit gute Nacht. Ich habe keine Lust, mich den ganzen Abend mit Dir herumzuärgern. Ich gehe noch in den Klub. — Du brauchst nicht auf mich zu warten — ich werde wohl erst spät nach Hause kommen.“

Ohne ihr die Hand zu reichen, ging er zur Tür. Auf der Schwelle machte er noch einmal Halt und sah sich nach ihr um: „Gute Nacht —“

Aber sie fand kein Wort für ihn. Sie stand in der Mitte des Zimmers und sah ihn stumm an.

Der Zorn wurde wieder in ihm wach, und er lachte höhnisch auf: „Daß Du Dich jetzt auch noch als die beleidigte Jungfrau von Orleans aufspielst, wird bei Gott immer schöner! Aber wenn es Dir Spaß macht, — meinetwegen. Ich will Dir das Vergnügen nicht rauben.“

Und die Tür heftig hinter sich zuwerfend, daß Frau Thea erschrocken zusammenfuhr, ging er von dannen.

Lange stand sie noch auf demselben Fleck — immer noch den Blick auf die Tür gewandt, durch die er gegangen war. Dann suchte sie ihr Zimmer auf und legte sich auf dieselbe Chaiselongue, auf der ihr Mann heute vormittag zu ihren Füßen gesessen hatte.

Er war ihr plötzlich ein ganz Fremder geworden — und sie wußte, was zwischen sie getreten war, das war keine kleine Verstimmung, wie sie in jeder jungen Ehe vorkommt, sondern ein Riß, der schwerlich ganz wieder zu heilen sein würde — —



IV.

„Wissen Sie schon —? Haben Sie schon gehört —? Frau von Gillberg hat sich bei der Frau Oberst über Frau von Rockhausen beschwert! Wissen Sie das schon? Und wissen Sie auch, daß die Rockhausen um Verzeihung bitten muß?“

Wo sich zwei trafen, einerlei, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, — überall hieß es: „Wissen Sie schon?“ Auf dem Kasernenhof, in den Familien, im Kasino — es wurde nichts anderes gesprochen.

Zuerst hatte man dem Gerücht keinen Glauben geschenkt. Das war doch ganz undenkbar, daß eine junge Leutnantsfrau es wagen sollte, sich wegen einer solchen Bagatelle bei Frau von Eckern über eine andere Regimentsdame zu beklagen. Denn es war doch nur eine Bagatelle! Du lieber Gott, da hatte sich manche andere schon ganz andere Dinge sagen lassen müssen und hatte sie ruhig eingesteckt, wenn auch nicht leichten Herzens, so doch aus Klugheit. „Klug“ sein ist alles, das bringt tausendmal weiter als stolzes Selbstbewußtsein. Wer den Kopf hoch trägt, stößt ihn sich ein, wer ihn geschickt zu bücken weiß, sich zu winden und zu schieben versteht, schlüpft überall durch und findet sich dann plötzlich oben auf der höchsten Höhe wieder — —

Frau von Gillberg hatte sich beschwert und hatte Recht bekommen.

Frau von Eckern hatte Frau von Rockhausen zu sich bitten lassen und ihr so liebenswürdig wie nur möglich, aber doch auch sehr klar und deutlich zu verstehen gegeben, da sie ganz allein das Recht habe, darüber zu entscheiden, ob eine Dame zu elegant angezogen sei oder nicht. Sie allein habe über diese und ähnliche Dinge zu urteilen und sie müsse sehr bitten. —

Frau von Eckern lag die Rolle der Kommandeuse absolut nicht. Sie war die Salondame par excellence, nie und nimmer aber die Vorgesetzte. Leicht wurden ihr die Worte: „Ich muß sehr bitten“ nicht, aus ihrer Verlegenheit heraus klangen sie viel härter, als es beabsichtigt war, aber gerade deshalb wirkten sie doppelt und dreifach.

Frau von Rockhausen war, wie sie ihren Intimsten erzählte, bei dieser Unterredung förmlich zusammengeknickt — sie hätte es nie für möglich gehalten, daß Frau von Eckern so hart, so streng und unerbittlich sein könne, — aber ihr ganzes Wesen, ihre ganze Sprache hätten von Anfang an jeden Widerspruch unmöglich gemacht, — sie mußte sich fügen, ob sie wollte oder nicht!

Kein Mensch begriff, woher Frau von Gillberg den Mut genommen hatte, sich an die Frau Oberst zu wenden, denn Frau von Rockhausen war im Regiment gefürchtet, ihre Zunge war berüchtigt, es lag in

ihrem Charakter, daß sie jedem Menschen so lange das Schlechteste zutraute, bis sie die Beweise des Gegenteils in Händen hatte, aber dann glaubte sie ihrem eigenen Empfinden immer noch mehr, als dem Urteil der anderen.

Frau von Gillberg hatte Frau von Eckern erklärt: sie glaube es ihrer Selbstachtung schuldig zu sein, sich eine derartige Behandlung nicht gefallen lassen zu dürfen.

Auch das Wort wurde kolportiert. Die Damen fanden es lächerlich — den Herren imponierte es. Einen Fähnrich verleitete es sogar zu dem Ausruf: „Donnerwetter, die Frau hat Rasse — an der kann man sich ein Beispiel nehmen!“ Aber trotzdem er sie sich als leuchtendes Vorbild hinstellte, gab er seine feste Absicht, sich über seinen Hauptmann zu beschweren, doch wieder auf. Was hatte er davon, ob er Recht bekam oder nicht? In den Augen seiner Vorgesetzten war und blieb er doch eine „Jammergestalt“, die dem preußischen Offizier-Korps, das so viel Wert auf Äußerlichkeiten legt, nicht zur Verschönerung diente. — —

Frau von Rockhausen hatte um Verzeihung gebeten. Sogar in Gegenwart der Frau von Eckern. Beide Damen waren gemeinsam zu Frau von Gillberg gegangen und mit ihrem freundlichsten Lächeln, das sie für ähnliche Fälle stets auf Lager bereit hielt, hatte die Rockhausen versichert: — nichts habe ihr ferner gelegen, als Frau von Gillberg irgendwie

kränken oder beleidigen zu wollen — sie nehme alles, was sie gesagt habe, zurück — und bedaure lebhaft, jene Äußerung — die gut gemeint gewesen wäre! — getan zu haben. — —

Und dann hatte Frau von Gillberg die beiden Damen wieder gehen lassen, ohne ihnen eine Tasse Tee oder Kaffee anzubieten, obgleich es gerade die Nachmittagsstunde dafür war.

Wenn Frau von Rockhausen bei der Schilderung ihres Ganges nach Canossa bei diesem Punkt anlangte, versagte ihr die Stimme — die setzte dann tatsächlich aus — dann hörte man nur den hellen pfeifenden Ton ihrer Lungen. Daß sie ohne Kaffee hatte fortgehen müssen, war die größte Demütigung, die ihr hatte widerfahren können! Selbst als der chinesische Sühneprinz damals nach Berlin gekommen war, hatten die Truppen, nachdem er Kotau gemacht, vor ihm präsentiert und das Spiel war gerührt worden. Selbst dem hatte man Ehren erwiesen, — ihr aber nicht! Eine Tasse Kaffee hätte dem Besuch wenigstens einen versöhnlichen Abschluß gegeben, hätte das Offizielle der Visite sehr gemildert, — aber es hatte keinen Kaffee gegeben, nicht die kleinste Tasse. — —

Das sollte die Gillberg ihr büßen! Diese hochnäsige, freche Person, die alle Leute mit ihrem ewigen Kopenhagen langweilte, mit dieser Stadt, die doch nur aus dem Tivoli bestand, einer anerkannt unmoralischen Stätte leichtester Vergnügungen —!

Frau von Rockhausen kochte vor Wut, und um nicht als Gedeprügte dazustehen, ging sie die ganzen Offiziersfamilien ab und erzählte überall von ihrem Besuch. Je offener sie selbst darüber sprach, umso weniger würden die anderen hinter ihrem Rücken darüber zischeln. Am liebsten hätte sie an Frau von Gillberg kein gutes Haar gelassen, aber die Erfahrungen, die sie gemacht, hatten sie doch für die nächste Zeit gewitzigt. So sprach sie über die Frau selbst kein Wort. Aber umsomehr ließ sie ihren Zorn an Kopenhagen aus. Sie machte die Stadt in einer Weise schlecht, daß kein guter Stein an ihr blieb, uns symbolisch deutete sie damit an, daß naturgemäß aus einer so gräßlichen und scheußlichen Stadt nur eben solche Menschen kommen könnten. Sie war ja sicher, daß die anderen Damen der Gillberg alles widersagen würden. Die liebte ja ihre Vaterstadt über alles — die würde sich dann krumm und schief ärgern, und das geschah ihr ganz recht — dann hatte sie wenigstens keine Ursache mehr, sich etwas auf ihre Schönheit einzubilden. —

Aber anstatt sich zu ärgern, lachte Frau Thea. Sich darüber zu ärgern, lag doch gar kein Grund vor. Sie merkte nur zu deutlich die Absicht. Und wenn es auch nicht gerade vornehm und edel war, so war es doch menschlich und begreiflich, daß Frau von Rockhausen sich irgendwie zu rächen versuchte.

Aber daß sie den Damen keinen Kaffee angeboten hatte, bedauerte Frau Thea nicht. Sie stand auf dem

Standpunkt, daß dies unpassend gewesen wäre. Die Ansicht vertrat sie auch heute noch, und wenn die anderen anders dachten, dann war das ihr gutes Recht.

Frau Thea strahlte, daß ihr die Genugtuung zuteil geworden war. Gegen die anderen Damen erwähnte sie den Besuch selbstverständlich mit keiner Silbe, aber vor sich selbst rühmte sie sich ihres Erfolges.

„Ich muß meinem Mann zeigen, daß ich nicht die Puppe bin, für die er mich unbegreiflicherweise zu halten scheint. Dann wird er mir in Zukunft das Recht zugestehen, fortan meine Ansichten zu äußern. Ich muß ihm beweisen, daß ich nach außen hin vertrete, was ich tue und sage — ich darf mich auch um seinetwillen nicht an die Wand drücken lassen, denn unmöglich kann ein Mann seine Frau achten, wenn sie weiter nichts ist, als ein willenloses Geschöpf.“

Aber gerade der verzieh ihr diesen Schritt nicht.

Als er in der Kaserne davon gehört (sie hatte es ihm absichtlich verschwiegen, denn sie wollte ihm gleich das Ergebnis ihres Besuches mitteilen können), war er in der größten Erregung nach Hause gekommen und hatte ihr eine Szene gemacht, die sie nicht für möglich gehalten hätte:

„Nur immer so weiter, — Du wirst ja sehen, wie weit Du damit kommst! Mach' Dir nur an allen Ecken und Enden Feinde, bis Du ganz allein dastehst — eher kommst Du ja doch nicht zur Vernunft. Du

machst es mir ja geradezu unmöglich, Deine Partei zu nehmen, für Dich einzutreten, wie Du es von mir verlangst. Ich kann Dich nicht beständig gegen meine Überzeugung in Schutz nehmen, da wird man mich bald ebenso wenig verstehen, wie Dich – und bei der ersten besten Gelegenheit bricht man mir dann das Genick – denn die militärischen Fähigkeiten allein entscheiden heutzutage schon lange nicht mehr über unsere Zukunft – sondern unser ganzes Auftreten, Denken und Empfinden.“

Er hatte sie mit Vorwürfen überhäuft – und empört wandte sie sich von ihm ab. Aber dennoch nahm sie ihm die Ausdrücke, die er in der Erregung sagte und deren Tragweite er sich garnicht überlegte, nicht übel, – wohl aber diese ewige Angst vor der Verabschiedung, diese beständige Furcht, keine Karriere zu machen. Sie konnten doch auch ohne das Gehalt leben. Und dazu kam, daß er fast täglich über den Dienst schalt. Sie wußte: er war ja trotzdem gern Offizier, aber nur um der Uniform und der Ausnahme-Stellung willen, die er als Militär in der Gesellschaft und überall einnahm. Verwöhnt und verhätschelt, wie es alle Offiziere in der Hinsicht sind, konnte er sich ein Leben als Zivilist garnicht vorstellen. Was hatte man dann noch von seinem Dasein, wenn man nicht überall die erste Rolle spielte, wenn nicht ein jeder ihm überall den Vortritt ließ, wenn die Kellner nicht um seiner Uniform willen ihm entgegen flogen, sobald er ein Restaurant betrat, wenn die

Damen und die dummen Zivilisten ihn nicht mehr à conto seines Rockes als ein höheres Wesen betrachteten? —

Sie verstand ihn ebensowenig, wie er sie.

Sie hatte es als ganz selbstverständlich angenommen, daß er sich nun auch über den Major beschweren werde, denn daß der nun ebenfalls seine Worte zurücknehmen müsse, war doch klar. Auch daran hatte sie gedacht, als sie zu Frau von Eckern ging: es sollte kein Vorwurf auf ihm sitzen bleiben, den er nicht verdient hatte, er sollte nicht unschuldig gescholten werden, auch deshalb hatte sie sich gefreut, als Frau von Eckern ihr in allen Punkten Recht gab. Aber er dachte nicht daran, sich zu beschweren. „Dazu liegt doch gar kein Grund vor,“ sagte er ganz erstaunt. „Es ist genug, daß Frau von Rockhausen zu Dir gekommen ist, ja, sogar mehr als genug, und mir wäre es tausendmal lieber gewesen, Du hättest nicht darauf bestanden, denn Freude wirst du von diesem Besuch nicht haben, das kann ich Dir schon jetzt sagen. Warte die Zukunft ab. Und wozu immer neuen Staub aufwirbeln — laß doch die dumme Geschichte nun endlich begraben sein — ich habe schon genug Ärger und Verdruß davon gehabt. Und man muß auch nicht immer nur an sich, sondern auch etwas an die anderen denken. Der arme Major tut mir aufrichtig leid — der hat es nicht erst nötig, daß ich mich über ihn beschwere — der hat den Kopf sowieso schon voll genug — dem wird seine Frau das Leben jetzt noch mehr

als sonst zur Hölle machen. Und auch daran bist Du schuld."

„Aber jeder ist sich doch selbst der Nächste! Oder willst Du es denn wirklich nicht merken und nicht einsehen, daß auch unser junges Eheglück auf dem Spiele steht?“ rief sie ganz verzweifelt. „Wir werden uns doch auch innerlich fremd, wenn Du weiter so denkst wie jetzt, wenn Du Dir alles gefallen läßt, wenn Du kein Rückgrat hast.“

Er versuchte die Sache ins Lächerliche zu ziehen: „Als moderner Mensch darf man das heutzutage überhaupt nicht mehr haben. Die Wissenschaft wird sehr bald feststellen, daß man nicht nur ohne Blinddarm, sondern auch ohne Rückenwirbel ganz gut leben kann. Sieh Dich doch einmal um im lieben deutschen Vaterland — das doch jetzt auch Deine Heimat ist —, wer geht denn da noch aufrecht? Wer weiß, vielleicht kommt es noch einmal wieder dahin, daß wir wie in der Urzeit auf allen Vieren kriechen —“

In ihren Augen blitzte es stolz auf: „Ich krieche nicht mit — weder jetzt noch später! Das laß Dir gesagt sein. Niemand wird jemals von mir behaupten können, daß ich hochmütig bin. Dazu habe ich auch keine Veranlassung. Aber den Kopf trage ich trotzdem hoch, trotzdem! Oder gerade deshalb.“

Und um dem unerfreulichen Gespräch ein Ende zu machen, ging sie schnell hinaus.

Zähneknirschend sah ihr Mann ihr nach und suchte dann sein Zimmer auf. Das kam jetzt in der

jungen Ehe schon öfter vor, daß sie des Abends, ein jeder für sich, allein saßen.

Ein unsteter und schwankender Charakter, war er im Grunde seines Herzens trotz einer zuweilen fast brutal aufwallenden Heftigkeit, grenzenlos gutmütig. Wenn er dann in seinem Zimmer saß und an seine Frau dachte, war sein Zorn meist nach wenigen Minuten verraucht, und sein Gedanke war stets: geh zu Thea, gib ihr einen Kuß und vertrag' dich wieder mit ihr!

Aber die Furcht, schwach zu erscheinen, hielt ihn zurück: ich darf nicht nachgeben, Thea muß einsehen, daß sie im Unrecht ist, sie muß sich nun einmal in die neuen Verhältnisse hineinfinden und sie muß begreifen, daß sie als Offiziersfrau nicht alles sagen kann, was sie will. Vor allen Dingen aber muß sie lernen, so zu denken, wie in unseren Kreisen nach alter Tradition gedacht wird. Nein, ich darf nicht nachgeben, unter keinen Umständen.

Und ebenso dachte Frau Thea. Sie weinte nicht, wie so manche andere junge Frau es wohl getan hätte, wenn sie des Abends allein saß. Sie schrieb keine Briefe nach Haus, in denen sie sich über ihren Mann beklagte und über ihr Leben beschwerte, sie haderte nicht mit sich und ihrem Geschick, sie war nur traurig. Aber auch da dachte sie weniger an sich, als an ihren Mann. Er tat ihr leid. Sie konnte sich in seine Denkungsweise, die er zur Schau trug, nicht hineinversetzen. Wie unglücklich mußte ein Mann sein,

der nicht den Mut seiner Überzeugung hatte, der ihn nicht haben durfte!

Wenn sich auch im ersten Augenblick ihr Zorn stets gegen ihn richtete, so mußte sie dann doch immer bald zugeben, daß er im Grunde viel unschuldiger war, als sie es zuerst annahm. Auf keinen Menschen paßte das Wort: „ein jeder ist das Produkt seiner Geburt und seiner Erziehung!“ so gut wie auf den preussischen Leutnant. Ein jeder wird nach dem Schema F erzogen, die gewaltsame Erstickung des Individualismus kommt dem Ganzen zu Gute, die Vernichtung der Individualität, die sich nicht nur auf die Männer, sondern auch auf die Damen des Regiments erstreckt!

Ihr Mann tat ihr dann aufrichtig leid. Gewiß: er war kein Genie, aber er war befähigter, als mancher andere. In einem anderen Berufe hätte etwas aus ihm werden können, sie hätte ihm geholfen, seinen Fleiß und seinen Ehrgeiz angefeuert, hier stagnierte alles. Er wollte sich auf die Kriegs-Akademie vorbereiten, aber das Gefühl: ich komme ja doch nicht hin! ließ ihn diesen Vorsatz nicht allzu ernst nehmen. Er hatte ihr erzählt, wie wenig Plätze für die Provinzen frei wären, und um jeden Platz bewürben sich hundert Offiziere. In der Lotterie das große Los zu gewinnen, sei tausendmal leichter, als diesen einen Sitz zu erwischen.

Und doch mußte er auf die Akademie, sie sah es ein, je länger sie darüber nachdachte. Hier verkam er ganz, hier ging alles Gute an ihm zu Grunde.

Die Fähigkeiten, die er besaß, schiefen ein, er würde in seinen Auffassungen und Anschauungen immer kleinlicher und engherziger werden. Um seiner selbst willen mußte er einmal aus der Garnison heraus, den Blick weiten, mit anderen Menschen in Berührung kommen, lernen, daß es außer dem Leutnant auch noch Menschen gibt, begreifen, daß Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft in der Welt auch eine bedeutende Rolle spielen — —

Und auch um ihrer selbst willen wünschte sie, daß ihr Mann nach Berlin käme. Sie war schon jetzt manchmal der Verzweiflung nahe. Diese ewigen Kinder- und Dienstbotengeschichten, der beständige Klatsch, das Hineinmischen in die Angelegenheiten anderer, das Aufbauschen der geringsten Bagatelle zu einer Staats-Aktion, — das alles war ihr mehr als gräßlich.

Die einzige Dame, mit der sie sich verstand, war Frau von Eckern. Aber der Rangunterschied machte einen intimen Verkehr unmöglich. Und sie wollte nicht in den Verdacht kommen, um die Gunst der Frau Oberst zu werben, sich bei der einzuschmeicheln und dadurch den Anschein zu erwecken, als verfolge sie private Interessen. Und das hinderte sie auch, Elsbeth von Rockhausen so häufig bei sich zu sehen, wie sie es sich wohl wünschte, denn auch diese war ihr in jeder Hinsicht äußerst sympathisch und sie wußte, daß auch sie dem jungen Mädchen sehr gefiel. Aber so gerne Elsbeth auch zu ihr kam, das Verhältnis,

in dem sie selbst zu der Mutter des jungen Mädchens stand, ließ doch zuweilen bei einem Zusammensein eine gewisse Verlegenheit aufkommen.

Frau Thea versuchte oft, ihr Urteil über die anderen Damen zu ändern. Sie schalt sich ungerecht, voreingenommen und verbittert, aber ihre Ansicht blieb trotz alledem die gleiche. Gewiß waren vortreffliche Frauen unter ihnen, Frauen, die mit den vorhandenen, oft bescheidenen Mitteln den Haushalt sehr gut leiteten, die ihren Männern die besten Gattinnen, ihren Kindern die besten Mütter waren. Aber der Militarismus hatte allen anderen Interessen in ihnen getötet. Die Angst um die Existenz ihrer Männer ließ sie ihres Lebens nicht froh werden. Wie die Herren selbst, sprachen auch sie fortwährend von den bevorstehenden Besichtigungen. Das Wort: „Exzellenz kommt!“ ließ auch sie zusammenfahren. Nicht nur aus Liebe zu ihren Männern, auch aus Egoismus. Sie wollten avancieren, Karriere machen, Exzellenz oder wenigstens Kommandeuse werden. Sie dachten immer nur an die Zukunft, von der sie sich alles versprachen, und genossen daher niemals den Augenblick. „Wenn mein Mann erst Hauptmann ist, — wenn wir erst Major sind —“ das waren ständige Redensarten. Aber für die Beteiligten selbst waren es keine leeren Worte, dann erst kam für sie das Glück. Und sie machten sich garnicht klar, daß sie dann wieder sagen würden: „wenn wir erst die und die Charge erreicht haben —!“ Die Frauen wurden

in dem Gedanken an die Zukunft alt, ohne von der Gegenwart und von ihrer Jugend etwas zu haben.

Und ihre Interessen für alles, was außerhalb der engen Grenzen des Militärs lag, schwand immer mehr dahin. Man ging wohl ins Theater, man las die neuesten Bücher aus der Leih-Bibliothek, und zuweilen fing man auch an, sich darüber zu unterhalten. Aber meistens beschränkte sich dieses Kunstgespräch nur auf die Frage: „Haben Sie dies oder jenes gelesen?“ Und wer nicht dem Urteil der Allgemeinheit beistimmte, war gerichtet! Und nun erst, wenn man es — wie Frau Thea — wagte, die modernen und die modernsten Dichter anzuerkennen. Über die wurde in moralischer Hinsicht der Stab gebrochen. Mit der konnte man wirklich nur über die banalsten Sachen sprechen, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, durch das, was die andere sagte, selbst mit kompromittiert zu werden!

Frau Thea fürchtete manchmal in dieser Atmosphäre zu ersticken. Sie war kaum ein viertel Jahr hier, aber sie hatte in dieser kurzen Zeit ihre neue Umgebung zur Genüge kennen gelernt. Sie glaubte nicht an das Wort ihres Mannes: Du wirst Dich mit der Zeit schon einleben. Sie wußte nur zu genau, daß die Spannung zwischen ihr und den anderen Damen immer größer werden würde. Noch ließ man eine gewisse Nachsicht und eine oft tödlich verletzende Rücksichtnahme walten: „Sie sind ja noch so jung, meine Liebe, Sie kommen aus dem Auslande, Sie

müssen sich erst akklimatisieren, sich in die neuen Verhältnisse hineinfinden —“

Aber vor dieser geistigen Akklimatisation — denn nur diese war mit den Worten gemeint — graute ihr! Sie wollte geistig nicht auf dasselbe Niveau sinken, auf dem die anderen standen, sie wollte sich ihre Eigenart bewahren.

Sie sah sich um in ihrem behaglich eingerichteten, kleinen Boudoir, wie hübsch war alles! So vieles hatte sie aus dem Elternhaus mitbekommen, um sich in ihrem neuen Heim gleich wie zu Hause zu fühlen, da waren die Bilder, die sie in ihrer Jugend lieb gewonnen, die schwedischen Holzschnitzereien, die Thorwaldsenschen Figuren und tausend andere Sachen. Es war so hübsch und behaglich bei ihr. Und doch fehlte das Glück. Ein paar Stuben von ihr entfernt saß ihr Mann, verärgert und grollend, und sie selbst saß hier allein, traurig und verzagt.

Und wie sie heute hier saß, würde sie noch oft so sitzen, wenn sie nicht nachgab, wenn sie nicht offen erklärte: „Ich will mir in Zukunft alles gefallen lassen — ich will nichts mehr sagen, was irgendwie von der Meinung der anderen abweicht, ich will die Garde als eine höhere, wenn Du willst: sogar als eine Art göttliche Institution anerkennen, ich will die Tradition als heilig gelten lassen, ich will alles tun, was ich soll, ich will ein Herdenschef werden, wie die anderen, ich will keinen anderen Gedanken haben als den: ob Du schon in zwei Jahren Hauptmann wirst,

oder erst in drei? — Ich will mit Dir täglich zusammen Deine Vorderleute zählen und ihnen, ebenso wie Du, zwar alles Gute, aber doch eine baldige schmerzlose Verabschiedung wünschen. Ich will mich fortan für die Kindergespräche der Frau Hauptmann und für die Haushaltungs-Unterhaltungen der Frau Major interessieren — ich will aufhören, ‚ich‘ zu sein.“

Nur auf dieser Basis war ein dauernder Friede möglich, und nur dann würde das Glück wieder bei ihnen einkehren — dasselbe Glück, das sie in den ersten Wochen der Ehe genossen und von dem sie geglaubt hatte, es würde sie nie wieder verlassen.

Sie schloß die Augen, sie glaubte die zärtlichen Küsse und Liebkosungen ihres Mannes zu fühlen, begehrend hielt sie ihm die Lippen entgegen, ihr Körper streckte und dehnte sich, sie wollte die Arme um seinen Hals schlingen und ihn an sich ziehen — — sie war allein.

Ihre Leidenschaft war erwacht, sie sehnte sich nach ihm und den Beweisen seiner Liebe, denn er mußte sie doch noch lieben — sie war ja jung und schön, und wie kurz waren sie erst verheiratet.

Sie richtete sich halb auf, sie wollte zu ihm gehen, ihm sagen: „Komm, sei artig!“ Und sie wollte sich von ihm in die Arme nehmen lassen und alles vergessen — — sie wollte glücklich sein!

Schon sprang sie auf und wandte sich zur Tür. Aber plötzlich blieb sie wieder stehen: sie wußte, wenn

sie jetzt zu ihrem Mann ging, Liebe heischend und Liebe begehrend, dann würde sie gezwungen oder freiwillig ein Versprechen geben, das sie nie würde halten können, — ohne daran zu Grunde zu gehen.

Alles wollte sie dem Mann geben, den sie aus Liebe geheiratet hatte und den sie auch heute noch liebte, zu jedem Entgegenkommen war sie bereit, ihr Leben würde sie für ihn opfern, wenn sie ihn dadurch retten könnte, — aber ihre Persönlichkeit durfte sie nicht aufgeben, wenn sie sich nicht selbst verachten wollte.





V.

Das große Ereignis, daß man den Namenszug erhalten und damit beinahe Garde werden sollte, warf seine Schatten voraus. Gewiß, das Regiment hatte stets das denkbar Beste geleistet, im Kriege hatte es sich bewährt wie nur wenige und in der langen Friedenszeit hatte es verstanden, auf der alten Höhe seines Ruhmes zu bleiben. Bei allen Besichtigungen waren die Vorgesetzten immer des Lobes voll gewesen, man hatte das Regiment den anderen Truppenteilen als leuchtendes Vorbild hingestellt, aber trotz alledem genügte das nun mit einem Male nicht mehr. Wer da der Ehre teilhaftig werden soll, anstatt der Regimentsnummer einen Namenszug auf den Achselklappen zu führen, wer fortan Goldstickereien tragen will, der muß noch viel mehr leisten als bisher, der muß nicht nur mit zur Garde gerechnet werden, der muß auch dasselbe leisten, wie die Elitetruppe selbst.

Vom Generalkommando herab war die Parole gegeben: Seine Exzellenz der kommandierende General hoffe an dem Tag, an dem Seine Hoheit erscheinen würde, um das Regiment gewissermaßen persönlich in Empfang zu nehmen, die Truppe in einem Zustande anzutreffen, der über jedes Lob erhaben sei

— nur so könne es sich der hohen Ehre und der seltenen Auszeichnung würdig erweisen.

Die Division und die Brigade hatten dasselbe nur noch mit etwas deutlicheren Worten gesagt, und wenn man jetzt die Divisions- und Brigade-Befehle las, die fast täglich einliefen, dann konnte man leicht in Versuchung kommen, zu glauben, daß das Regiment bis zu dieser Stunde sich in einem gänzlich verwahrlosten Zustande befunden habe und daß es die höchste Zeit sei, dieser Lotterwirtschaft ein Ende zu machen.

Oberst von Eckern schüttelte zwar über diese „vorgesetzten Schreiben“, die auf seinem Schreibtisch im Regimentsbureau niederregneten, verwundert den Kopf, aber die nervöse Unruhe der Exzellenzen steckte in schließlich an. Wenn an dem großen Tag, an dem Seine Hoheit erschien, irgend etwas nicht klappte, wenn nicht die geringste Kleinigkeit tadellos war, dann konnte ihm das den Hals kosten.

So schwebte an jenem Tage das Schwert des Damokles noch mehr als sonst an einem ganz dünnen seidenen Faden über seinem Haupte, der brauchte nur zu reißen — und er war eine Leiche. Aber er wollte noch nicht sterben, wenigstens sollte nicht gerade der Ehrentag des Regiments sein Todestag sein.

So übertrug er denn die Wünsche und Winke der Höheren in strenge dienstliche Befehle. Die drakonischen Gesetze, die sich doch auch durch ihre Härte auszeichneten, waren zärtliche Versprechungen und

Liebkosungen im Verhältnis zu den Strafen, die vom Regiment aus angedroht wurden, wenn nicht alles bis ins kleinste tadellos funktionieren sollte. Dem Oberst taten sein Offiziere und seine Mannschaften aufrichtig leid, aber es ging nun einmal nicht anders, er mußte Unmögliches verlangen, um wenigstens das Menschenmögliche zu erreichen. War mit Gottes Hilfe der große Tag erst glücklich vorüber, dann wollte er die Zügel schon locker lassen, dann sollten auch die Mannschaften ein paar Tage Ruhe haben, um sich erholen zu können.

Aber vorläufig war an Ruhe noch nicht zu denken. Auf dem Kasernenhof und auch auf dem Exerzierplatz herrschte ein Leben und Treiben, als wäre das Vaterland dem Verderben nahe, als sei gerade dieses Regiment bestimmt, es vor dem äußersten zu schützen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurde exerziert und marschiert, geschimpft und geflucht, gedroht und geschmeichelt — es war ein Lärm, daß man oft sein eigenes Wort nicht verstand. Und zwischendurch ertönte der dumpfe Ton der kleinen Trommel, der schrille Klang der Pikkolo-Flöten, denn in einer Ecke des Hofes marschierten die Krummen und die Unmusikalischen der zwölf Kompagnien, um doch noch den militärischen Rhythmus zu begreifen, der darin besteht, daß man, so oft die Trommel erschallt, den linken Fuß aufsetzt, den linken — um Gotteswillen nicht den rechten!

Und jeden Morgen um 11 Uhr wurde eine

Stunde Parademarsch im ganzen Regiment geübt. Dann erschien die Regimentsmusik, dann kam der Herr Oberst mit seinem Adjutanten, dann kamen sie alle, alle, alle — — Wer nur zwei Beine hatte, mußte erscheinen. Jeden Tag dasselbe Spiel, und so gut es auch war, es mußte immer noch besser werden. Noch viel besser! Die Herren Leutnants mußten die zwei Schritte vor der Mitte ihrer Züge noch genauer innehalten, und die Kerls mußten die Beine noch höher heben, die Fußspitzen noch mehr auswärts drehen, den Fuß noch fester aufsetzen. Die Erde mußte dröhnen, wenn sie anmarschiert kamen. Und Seine Hoheit mußte in Verzückung geraten — —

Seine Hoheit — das war das Wort, mit dem man die Mannschaften immer wieder antrieb, das war der Peitschenhieb, mit dem man sie anfeuerte, das Allerletzte herzugeben. In der Instruktionsstunde wurde nichts anderes gelehrt, als daß Seine Hoheit käme. Da mußten die Leute sämtliche Namen ihres neuen Chefs auswendig lernen, den Tag seiner Geburt, den Namen seiner hohen Gemahlin, deren Geburtstag, und die Namen der Kinder Sr. Hoheit. Und wenn ein Mann nicht wußte, ob der kleine Prinz Louis am 20. oder am 22. geboren sei, dann gab es ein Himmelkreuzdonnerwetter nach dem anderen, dann war der Kerl nicht würdig, später den Namenszug zu tragen, dann war er eine Schande für das ganze Regiment und verdiente, gevierteilt und öffentlich ausgestellt zu werden.

Aber sonderbarerweise freuten sich die Kerls trotzdem auf Seine Hoheit! Ihre Eitelkeit wurde von den Unteroffizieren gekitzelt, es wurde ihnen klar gemacht, daß sie dann noch weit mehr als jetzt etwas Besseres wären als die Zivilisten. Vor allen Dingen aber, daß die Mädels sie dann noch mit ganz anderen Augen ansehen würden. Ja, das war's: die Mädels! Denen würden sie dann doppelt und dreifach imponieren, und so manche, die sich jetzt noch sträubte, ihre Ehre zu opfern, oder gar zu energisch den Küchenschrank ihrer Herrin für den Geliebten zu plündern, die würde sich dann schon eines anderen besinnen. Man wurde ja „Garde“! Da brauchte man nur noch die Hand auszustrecken, dann hingen an jedem Finger zehn — —

Wie die Kerls, so freuten sich auch die Mädchen auf die bevorstehende Auszeichnung des Regiments. Wenn die Paare abends im Dunkel der Hausflure Zärtlichkeiten mit einander austauschten, wenn sie zusammen auf den Tanzboden gingen oder durch die Straßen der Stadt bummelten, dann war immer das dritte Wort: „Wenn Ihr nur erst Garde seid“ — denn ihren Mädeln redeten die Kerls natürlich ein, daß sie wirklich ganz echte Garde würden — was verstanden die von dem kleinen Unterschied? Aber darüber, was dann werden sollte, wenn dieses große „wenn!“ eingetreten war, schwiegen sich die Liebenden aus. Was dann wurde, wußten sie selbst nicht, sie wußten nur, daß dann alles noch viel, viel schöner

sein würde, als jetzt, und so stolz jede Bertha, Anna und Paula auch heute schon auf ihren Schatz war — später würde sie dann noch viel stolzer auf ihn sein.

Ein kleiner Kummer mischte sich allerdings schon jetzt in die Freude der Küchen- und Stubenfeen. Die Herren Musketiere ließen ihre Schönen darüber nicht in Zweifel, daß sie als „Gardisten“ teurer würden, daß sie so billig wie bisher ihre Zärtlichkeiten, ihre Küsse und Liebesbeteuerungen nicht mehr fortgeben könnte. Alles stieg im Preis — — warum sollte da gerade die Liebe von der Teuerung ausgeschlossen bleiben —? Und dann galt es doch später auch, den Zivilisten gegenüber noch forscher und noch strammer aufzutreten, auch auf die Uniform mußte man mehr Wert legen. Als Soldat kann man ja nichts verdienen, die Einnahmen blieben trotz des Namenszuges auf den Achselklappen dieselben wie bisher: zweiundzwanzig Pfennig den Tag. Die reichten gerade zu des Leibes Notdurft und Nahrung, denn mit dem, was der Staat liefert, kommt man nicht aus. Für den Luxus für die Geliebte bleibt da nichts übrig.

Beim Kommiß muß nun einmal das Mädchen ihren Schatz unterhalten, das war so, das ist so und wird auch so bleiben. Denn selbst in einen aufgeweckten Soldatenschädel ist es nicht hineinzutrichtern, daß es, gelinde gesagt, häßlich ist, als Mann von einem Mädchen Geld anzunehmen. Ein verständnisloses Grinsen ist die einzige Antwort, die man erhält.

Die Schönen der Stadt aber gaben sich garnicht erst die Mühe, sich in dieser Hinsicht aufklären zu wollen. Sie klammerten sich nur noch fester an „seinen“ Arm, schmiegten sich nur noch enger an „ihn“ und gelobten, alles zu tun, was in ihren Kräften stände, um „ihn“ finanziell zu befriedigen: — „aber dann bleibst Du mir auch treu, Fritz —?“

„Wenn Du ordentlich berappst, warum nicht?“ fragte Fritz dann gelassen. „Ob ich mit Dir gehe oder mit 'ner anderen, das ist ja schließlich dasselbe, für mich kommt's nur darauf an, daß ich 'was im Portemonnaie drin habe — alles andere ist mir schnuppe.“

Und aufs neue schwur Berta dann, ihr Möglichstes zu tun: „Meine Gnädige ist so gut, die sagt nichts, wenn 'mal 'was in der Küche fehlt, die weiß ja, daß ich Dich lieb habe — da macht sie manchmal beide Augen zu.“

„Die halt Dir man warm — paß man auf, daß sie Dir nicht doch eines Tages kündigt — schon meinetwegen mußst Du dableiben — solche Futterstelle habe ich mir immer gewünscht.“

Und wie der Musketier in den Augen der verschiedenen Küchen- und Stubenfeen, so stieg der Leutnant in den Augen der jungen Mädchen. Die Stadt war immer auf ihr Regiment stolz gewesen, und die Herren Offiziere hatten überall die erste Rolle gespielt. Das würde aber in Zukunft noch ganz anders werden.

Nun stand das Regiment in vieler Hinsicht auf derselben Stufe, wie die Garde selbst: ein regierender

Fürst wurde der Chef. Und das warf seinen Glanz und seinen Ruhm auf jeden Einzelnen. Natürlich durfte ein so großes Ereignis wie die bevorstehende Verleihung des Namenszuges an die Truppe nicht vorübergehen, ohne daß die ganze Stadt daran Anteil nahm. Die Bürgerschaft beschloß, dem Offizier-Kasino einen sehr schönen silbernen Tafelaufsatz zu schenken, und die Damen der Stadt einigten sich dahin, einen großen Pokal zu stiften, der bei jedem Liebesmahl die Runde machen sollte, und aus dem nur auf das Wohl der Damen getrunken werden durfte.

Das war nicht nur sinnig und minnig, das war auch sehr klug und egoistisch. Die Damen wollten nicht vergessen werden, die Offiziere sollten bei jeder Gelegenheit an sie denken und sich darüber immer noch klarer werden, daß es de Beruf des Mannes ist, zu heiraten, ebenso wie die Frauen dazu da sind, geheiratet zu werden.

Mehr noch als bisher würde es eine Auszeichnung sein, einen Offizier dieses schönen Regiments, dessen Chef ein regierender Prinz war, zum Mann zu bekommen. Wie leicht war es möglich, daß der hohe Herr einmal wünschen würde, auch die Damen seines Regiments kennen zu lernen – vielleicht kam auch einmal die hohe Gemahlin Sr. Hoheit und hielt einen Empfang ab oder begleitete ihren Gatten auf sein in der Nähe der Garnison gelegenes Jagdschloß und befahl dann die Damen zu sich! Welche Ehre,

welche Auszeichnung, dann von beiden Hoheiten mit einer Ansprache beehrt zu werden! Wie groß stand man dann den anderen Damen der Stadt gegenüber! Mochten die auf den Beruf und den Erfolg ihrer Männer auch noch so stolz sein, die hatten keine Hoheit als Chef, die waren nicht an das Hoflager befohlen und von Ihrer Hoheit gefragt worden: „Wie lange sind Sie schon verheiratet? Wieviel Kinder haben Sie? Hat das Jüngste schon alle Zähnchen?“

Ein solches warmes, aufrichtiges Interesse, wie aus diesen Fragen sprach, konnte Ihre Hoheit natürlich nur solchen Damen entgegenbringen, die ihrem Herzen nahestanden. Und in der wahrhaft glücklichen Ehe, in der Seine Hoheit lebte (in Wirklichkeit waren die beiden Ehegatten sich vollständig gleichgültig), war es doch nur natürlich, daß das Regiment Sr. Hoheit auch zugleich das Regiment Ihrer Hoheit war.

Diese bevorstehende Auszeichnung verdrehte nicht nur den Damen des Regiments, sondern auch den jungen Damen der Stadt fast noch mehr den Kopf, als den Herren.

Und ohne daß er selbst etwas davon wußte, war Leutnant von Bernburg jetzt allnächtlich der Traumgott zahlloser junger Mädchen — — er wollte sich ja verloben! Was dann, wenn er schon in den nächsten Wochen seine Wahl traf, noch bevor dem Regiment der Namenszug verliehen wurde! Dann gehörte die glückliche Braut schon am großen Tag mit dazu, wenn Seine Hoheit erschien und sich die Damen

vorstellen ließ — und das mußte er doch! — denn bei der Parade, die stattfand, sollte für die Damen des Regiments eine besonders günstig gelegene, kleine Tribüne errichtet werden. Und wenn Hoheit auf diese aufmerksam gemacht wurde, dann mußte er sich doch die Damen vorstellen lassen. Mit Frau von Eckern würde er ja unter allen Umständen ein paar Worte wechseln, und wenn die gewissermaßen an der Spitze ihrer Damen erschien, dann konnte Hoheit die anderen doch nicht einfach stehen lassen und weiter gehen, ohne auch an sie ein paar Worte gerichtet zu haben.

Und das Glück, gerade an dem Tag Braut zu sein, war garnicht auszudenken, denn die jüngste Angehörige der Regimentsdamen würde doch mit besonders huldvollen Worten — sogar mit einem Glückwunsch für die Zukunft bedacht werden! Wer konnte wissen, ob Seine Hoheit sich dann nicht zur ersten Hochzeit in seinem Regiment als Gast ansagte? Nicht wenigstens einen Vertreter schickte? Oder nicht allerwenigstens ein hübsches Geschenk sandte? —

Vielleicht depeschierte er sogar!

Und die Aufregung wenn bei dem Hochzeitsmahl eine Depesche Sr. Hoheit verlesen werden würde! Das war überhaupt zu schön, allein die Gesichter der anderen — garnicht auszudenken, einfach himmlisch!

Je länger die jungen Mädchen darüber nachdachten — und sie dachten eigentlich den ganzen Tag nichts anderes, umso verworrener und konfuser wurden die Begriffe und die Vorstellungen, die sie sich

von ihrer etwaigen Verlobung und dem Besuche des Fürsten machten. Sie wußten schließlich garnicht mehr, was sie sich alles ausmalen sollten. Gar seltsame Gebete wurden in diesen Tagen zum Himmel gesandt — und wenn der liebe Herrgott sie alle erhört hätte, dann hätte Bernburg an dem Tage seiner Verlobung wenigstens fünfundzwanzig Bräute gehabt.

Zu seinem Glück ahnte er nichts von dem Unheil, das er zusammen mit dem bevorstehenden Fürstenbesuch in den Köpfen der jungen Mädchen angerichtet hatte und noch immer anrichtete.

Er selbst hatte nämlich den Gedanken, zu heiraten, ebenso schnell wieder aufzugeben, wie er ihn faßte. Und wie er damals definitiv beschlossen, sich einen Haushalt zu gründen, so wollte er jetzt definitiv ledig bleiben. Diesen Entschluß hatte er nach dem Fest bei Frau von Eckern gefaßt, als er über die Art und Weise nachdachte, in der die jungen Damen um seine Gunst warben. Nicht eine einzige, die ihm irgendwie gezeigt hätte, daß er um seiner selbst willen ihr gefiel. Sie sahen in ihm nur den Mann, wer der war, wie er hieß, war ihnen allen mehr oder weniger gleichgültig, wenn sie durch ihn nur finanziell versorgt würden, eine angenehme Stellung in der Gesellschaft erhielten und sich ihren Freundinnen gegenüber damit brüsten konnten: ich bin verlobt, Du nicht!

Nur eine hatte ihm an dem Abend gefallen: Elsbeth von Rockhausen. Und daß gerade sie es war,

die sein Interesse erweckte, bestärkte ihn nur darin, definitiv jeden Heiratsgedanken aufzugeben. Was hatte es für einen Zweck, einer jungen Dame den Hof zu machen, und sich dabei vielleicht selbst leidenschaftlich zu verlieben, wenn sie unter keinen Umständen heiraten wollte! Wie Elsbeth über diesen Punkt dachte, war ja allen bekannt. Aber auch wenn ihr Herz Feuer fing, wenn sie ihm dann doch die Hand reichte — — die Schwiegermutter!

Bernburg schüttelte sich, wenn er nur daran dachte. Die würde seine Ehe genau so zerstören, wie die eigene. Sie würde beständig vermuten: er bliebe seiner Frau nicht treu. Sie würde so lange in Elsbeth hineinreden, daß man keinem Manne trauen dürfe, am allerwenigsten dem eigenen, bis schließlich etwas von ihren Worten in Elsbeth Wurzel fassen würde — und er zu der eifersüchtigen Schwiegermutter auch noch eine eifersüchtige Frau hätte!

Nein, dann lieber ledig bleiben. So war es ja auch sehr schön.

Bernburg lag in seiner hübsch eingerichteten Wohnung in einem bequemen Fauteuil, die Zigarre im Munde, eine Zeitung, in der er gelesen, gleichsam als Decke über sich gebreitet, und ruhte aus von den Anstrengungen des Vormittagsdienstes. Auch heute vormittag war es nach seiner Meinung „einfach toll!“ gewesen — immer Parademarsch, eine Stunde nach der anderen. In seinen Ohren klang noch der Schlag der großen Trommel, die Melodie zum Parademarsch

im Laufschrift, zu dem die Kerls immer den schönen Text leise vor sich hinsangen:

„Stiefelputzer war mein Vater
am Viktoria-Theater —
meine Mutter wäscht Manschetten
für Off'ziers und ‚Kandetten‘.“

Die Worte wollten ihm nicht aus dem Sinn. Und deutlich glaubte er noch das Fluchen der Unteroffiziere und das Schelten der Leutnants zu hören, wenn ein Zug zurückgeschickt wurde, weil der Marsch angeblich wieder einmal hundsmiserabel gewesen war —

Das Schönste am Dienst ist doch das Ende! dachte er, sich behaglich in seinen großen Stuhl zurücklehnd. Aber der Anfang ist ja auch sehr schön, besonders wenn er viel später anfängt, als es beabsichtigt war.

Er blies kunstvoll kleine Ringe in die Luft und schaute ihnen nach.

„Wenn die kleinen Mädchen das sehen könnten, würden sie sagen: ich wäre so verliebt, daß ich nur noch Verlobungsringe rauchte! Ich möchte überhaupt mal wissen, wie es in solchem jungen Mädchen-Schädel eigentlich aussieht! Ob die wirklich gar keinen anderen Gedanken haben, als: Verlobung und Heirat? Sonderbare Geschöpfe, na, was geht's mich an. Nur schön, daß ich keine zu heiraten brauche. So ist es auch sehr hübsch. — Er sah sich in seinen Zimmern um: er hatte schöne, eigene Möbel, überhaupt eine

Wohnung, um die er von seinen Kameraden sehr beneidet wurde. Er hatte sogar ein Eßzimmer und eine eigene Wirtschafterin. Des mittags mußte er natürlich als unverheirateter Leutnant im Kasino speisen, aber hin und wieder sagte er einmal ab und aß bei sich.

Er kannte die Bilder an seinen Wänden, die Regale mit seinen Büchern, die Teppiche und Portieren sehr genau. Er sah sie ja schon viele Jahre jeden Tag viele Male, aber er freute sich immer aufs neue über seine Sachen.

Wirklich sehr hübsch bei mir — und so still und behaglich — kein Mensch stört mich hier — es geht auch ohne Frau, die bringt doch nur Unruhe ins Haus, das ist dann ein ewiges Gehen und Kommen von Lieferanten und Händlern, ein beständiger Ärger mit den Dienstboten, ein fortwährendes Klingeln an der Haustür — —

Da klingelte es draußen.

Bernburg ließ sich nicht stören.

Da klingelte es von neuem, lauter, energischer.

„Warum macht denn die Müllerin nicht auf?“

Frau Müller, genannt „die Müllerin“, war die Haushälterin.

Die sitzt 'mal wieder auf ihren Ohren! Und mit lauter Stimme rief er: „Müllerin!“

Für gewöhnlich antwortete sie dann aus der Küche mit ihrer hellen Stimme: „Herr Leutnant?“ Aber diesmal blieb es still.

Draußen klingelte es zum dritten Mal.

„Warum kommt sie denn nicht!“ schalt er vor sich hin, „ich mach' nicht auf.“

Da klingelte es zum vierten, fünften und sechsten Male.

Mit einem Fluch sprang er nun doch in die Höhe und öffnete die Etagentür: „Zum Donnerwetter, was wollen Sie denn eigentlich?“

Vor ihm stand ein Hausierer: „Brauchen Sie Scheuerlappen oder Fenstertücher – oder 'nen Dielenbohner?“

Bernburg war wütend: „Und deshalb klingeln Sie wie verrückt?“

Der Hausierer sah ihn ganz erstaunt an: „Wie soll ich bei geschlossenen Türen 'was verkaufen? Ich muß doch klingeln, bis man mir aufmacht. Denn ich muß verdienen, die Not ist groß.“

Mit einem neuen Fluch über die Störung wollte er den Mann fortschicken. Aber sein gutes Herz siegte.

„Na, geben Sie her.“ Und er kaufte ihm für einen Taler ab.

Aber die Müllerin war nicht zu finden, als er ihr die Sachen abliefern wollte. Auch der Bursche war nicht da, der hatte einen Appell in der Kaserne. So mußte er denn noch verschiedentlich selbst die Etagentür öffnen. Und als die Haushälterin endlich zurückkam, befand er sich in der denkbar schlechtesten Laune: „Das geht nicht, Müllerin! Wenn ich des

mittags totmüde vom Dienst komme, dann will ich für mein Geld auch meine Ruhe haben — dazu bin ich nicht da, um jeden Augenblick die Tür aufzumachen. Und wenn der Bursche nicht da ist, müssen Sie hier sein — das verlange ich unter allen Umständen."

Doch die Müllerin war nicht die Frau, sich etwas sagen zu lassen, ganz einerlei, ob sie Recht hatte oder nicht.

„Ich muß mir meine Zeit auch einteilen, Herr Leutnant. Für mich hat der Tag auch nur vierundzwanzig Stunden — ich habe alle Hände voll zu tun — es soll immer alles pünktlich fertig sein — und alles soll immer da sein — aber ausgehen und einkaufen soll ich natürlich nicht, das soll alles von selbst ins Haus kommen. Und einkaufen muß ich, denn wenn ich den Burschen schicke, der läßt sich alles mögliche anschmieren, und ob er so ehrlich und so gewissenhaft ist wie ich, und den Herrn Leutnant nicht um einen einzigen Pfennig betrügt, das ist doch noch sehr die Frage. Ich kann dem Herrn Leutnant nur sagen: wenn Sie nicht mit mir zufrieden sind, dann nehmen Sie eine andere Wirtschafterin, — oder heiraten Sie. Mir liegt nichts daran, zu bleiben, ich habe auch einst bessere Tage gehabt — und leicht wird es mir nicht, hier alle Arbeit zu tun. Als mein guter Mann noch lebte — —"

Bis hierher hatte Bernburg den Redeschwall seiner Wirtschafterin über sich ergehen lassen, ohne sie

zu unterbrechen. Mit stiller Duldermiene hatte er alles mit angehört. Jetzt aber zuckte er förmlich zusammen: „Müllerin — tun Sie mir den einzigen Gefallen und lassen Sie Ihren seligen Mann in Frieden da unten schlafen — der kommt ja garnicht zur Ruhe, wenn Sie ihn wie ein Gespenst jeden Augenblick herbeirufen!“

„Wenn mein Mann das nicht 'mal um mich verdient hat, daß ich noch manchmal von ihm spreche —“

Sie hielt die weiße Schürze vors Gesicht und wollte anfangen zu weinen.

Er wurde nervös: „Gewiß hat er das um Sie verdient. Nach allem, was Sie mir erzählten, ist er ein sehr guter Mann gewesen. Aber ich kannte ihn doch nicht. Sprechen Sie mit Ihren Freundinnen so viel über ihn, wie Sie wollen, aber nicht mit mir, Müllerin — ich kann es nicht mehr ertragen. Das ist keine Unfreundlichkeit von mir, aber ich habe doch noch andere Dinge im Kopf. So, nun weinen Sie nicht mehr, das ist schade um Ihre schönen Augen. Hier, nehmen Sie, bitte, die Sachen mit hinaus, die habe ich vorhin einem Händler an der Tür abgekauft.“

Sie hatte ihre Tränen schnell getrocknet und schlug nun entsetzt die Hände zusammen: „So sind der Herr Leutnant nun! Mit mir wird um jeden Groschen gehandelt, da heißt es: wir brauchen zu viel Kohlen, zu viel Butter — die Gasrechnung ist zu hoch! Aber wenn ich eben 'mal den Rücken kehre, dann wird das Geld mit vollen Händen zur Tür hin-

ausgeworfen, und hinterher heißt es: sparen, Müllerin, sparen, die Zeiten werden immer teurer!"

„Werden Sie auch! Aber gehungert haben Sie trotzdem noch nicht bei mir, und werden es auch in Zukunft nicht!"

„Das möchte ich auch nicht. Ich bin so bescheiden, ich veruntreue dem Herrn Leutnant nicht einen Pfennig. Meine Bücher kann ich jede Minute zeigen — da ist alles ganz genau aufgeschrieben, und ich kann dem Herrn Leutnant nur immer wieder sagen: wenn ich dem Herrn Leutnant zu teuer wirtschaftete — —"

Er rang die Hände: „Aber Müllerin — habe ich denn das nur mit einer Silbe erwähnt?!"

„Das gerade nicht. Aber ich meinte nur. Ich kann dem Herrn Leutnant nur immer wieder sagen: wenn der Herr Leutnant nicht mit mir zufrieden sind, kann ich ja gehen. Ich habe einst bessere Tage gehabt, als jetzt, und als mein Mann noch lebte — —"

Er schrie förmlich auf: „Aber Müllerin! — Nun ist er doch tot! Und ich kann ihn doch nicht wieder lebendig machen. Wenn ich es könnte, täte ich's wirklich, glauben Sie mir!"

Sie schluchzte laut auf: „Ich weiß ja, wie gut der Herr Leutnant sind, wenn Sie auch manchmal schelten und fluchen. Aber Sie wissen nicht, wie mein Mann mit mir war — das kann überhaupt niemand wissen. Nie ist ein unfreundliches Wort über seine

Lippen gekommen — am letzten Tage unserer Ehe waren wir noch genau so glücklich, wie am ersten, und den sollte ich nicht auch noch heute lieb haben? Den sollte ich je vergessen können? —“

„Das sollen Sie ja auch garnicht, Müllerin. Denken Sie jede Minute an ihn —“

„Das kann ich doch nicht,“ schluchzte sie, „denn wenn ich an ihn denke, muß ich weinen, — und das darf ich auch nicht — ich bin sowieso jetzt nur noch Haut und Knochen — Sie hätten mich 'mal früher sehen sollen, als mein Mann noch lebte — —“

„Müllerin!“

Es war der Aufschrei eines gepeinigten Menschen, der flehentlich um Gnade bittet.

„Ja, ja — ich geh' schon.“ Sie nahm die Sachen, die er vorhin gekauft hatte, und wandte sich zu Tür: „Ich geh' schon. Aber so gut der Herr Leutnant auch sind — bitter ist es doch für mich, nie mehr von meinem guten Mann sprechen zu dürfen. Und er war gut, Herr Leutnant, das können Sie mir glauben — der hätte mich nicht so angefahren, wie Sie vorhin, als ich über die Straße gegangen war, um einzukaufen — der hätte sich bei mir bedankt, daß ich alles so schön für ihn besorgte — — ja, ja, eine arme Witwe ohne Mann — habe ich nicht Recht —?“

Endlich war sie draußen. Und mit einem Aufschrei sprang Bernburg in die Höh' und stürmte in seinem Zimmer auf und ab.

„Ich halt's nicht mehr aus! — Ich halte es bei

allen Heiligen nicht mehr aus! — Bleibt nur eins: ich muß doch heiraten!"

Plötzlich ertappte er sich dabei, daß er an den Knöpfen seiner Litewka „ja oder nein?“ abzählte.

Und das Orakel sagte „ja!"

Und als er zum zweiten Mal abzählte und zufällig wieder mit einem „nein“ anfing, kam wieder ein „ja“ heraus, und beim dritten Mal ebenso.

Das ist Schicksalsfügung, sagte er sich, das soll so sein. Die Götter wollen dein Glück oder dein Verderben — je nachdem die Ehe ausfällt. Gegen den Willen der unsterblichen Götter sind wir machtlos. Also dann muß geheiratet sein, aber wen denn nur?

Und diese Frage beschäftigte ihn auch noch, als er zwei Stunden später die Kaserne wieder aufsuchte.

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet — ob sich der Weg zum Herzen findet —“ die Worte wollten ihm unterwegs nicht aus dem Sinn.

Wenn die Götter nun doch einmal beschlossen haben, daß du heiraten sollst, dachte er, dann könnten sie dir auch weiter hellen und dir sagen: die nimm. Wie Jakob damals seine Rahel am Brunnen erblickte und gleich wußte: die ist es, oder keine, so könnten die Götter mir auch jetzt meine zukünftige Frau — wenn auch nicht gerade am Brunnen — so doch wenigstens im Traume oder sonst irgendwo erscheinen lassen.

„Aber Herr Leutnant!"

Er war, den Blick zu Boden gesenkt, ganz in

Gedanken dahingegangen. Jetzt fuhr er plötzlich zurück, als er mit jemand zusammenstieß und gleich darauf ein paar Pakete zu Boden fallen hörte.

„Pardon — bitte tausendmal — —“ aber die Sprache versagte ihm, als er sich Elsbeth gegenüber sah.

Er war so verwirrt, daß er nicht einmal gleich daran dachte, sich zu bücken und die Pakete aufzuheben.

Noch immer sah er sie fassungslos an — er hatte den Himmel um ein Zeichen gebeten. War es jetzt mehr als ein Zufall, daß er Elsbeth traf?

„Sie sind es, gnädiges Fräulein — woher kommen Sie denn so plötzlich?“

„Und woher kommen Sie? Ich hatte gerade den Himmel angefleht, mir einen Herrn zu schicken, der mir hilft, meine Pakete zu tragen. Man läßt sich in den Geschäften immer alles gleich mitgeben, weil man es sonst doch nicht zur Zeit bekommt, und hinterher bereut man es, daß man sich wie ein Packesel hat beladen lassen.“

„Sie hatten auch —“ er wollte fragen: den Himmel gebeten? Aber glücklicherweise verschluckte er wenigstens noch die letzten Worte. „Ich meinte: Sie hatten sich auch alle Ihre Pakete mitgeben lassen?“ fing er noch einmal an. Dann bückte er sich endlich, um das, was auf der Erde lag, aufzuheben und ihr wieder einzuhändigen.

„Aber ich kann doch nicht alles tragen,“ meinte

sie in komischer Verzweiflung, „ich glaube, ich hätte auch dann was fallen lassen, wenn Sie mich nicht angestoßen hätten — woran dachten Sie aber eigentlich so ernsthaft — — Sie sahen sich ja garnicht um.“

„Woran ich dachte — —“ er wußte wirklich nicht, was er antworten sollte. „Das kann ich Ihnen im Augenblick wirklich nicht sagen, gnädiges Fräulein . . . Vielleicht später einmal, wenn — wenn; aber es wird Sie doch nicht interessieren, ich habe nämlich gleich Instruktionsstunde — und da dachte ich darüber nach, ob ich über die Kriegsartikel oder über die Regimentsgeschichte unterrichten soll. Das eine Thema ist noch langweiliger als das andere, und von dem anderen haben die Kerls noch weniger eine Ahnung, als von dem einen. Jawohl, das war es, daran dachte ich —“

Er war froh, diese Ausrede gefunden zu haben und sah sie stolz und selbstbewußt an. Und jetzt fiel ihm erst auf, wie hübsch sie heute aussah. Gerne hätte er ihr ein Kompliment gemacht, aber er wußte, sie liebte das nicht. Aber seine Augen mußten ihr doch seine Gedanken verraten haben, denn sie wurde ein klein wenig verlegen und senkte den Blick, während zugleich auch das leise Lächeln von ihren Zügen schwand, mit dem sie seiner Ausrede zugehört hatte. Sicher waren seine Gedanken bei seiner bevorstehenden Verlobung gewesen, es wurde ja in allen Familien nichts weiter gesprochen, und da war es doch mehr

als selbstverständlich, daß auch er nichts anderes dachte.

Einen Augenblick standen sie sich schweigend gegenüber. Dann sagte sie, auf seine letzten Worte eingehend: „Schade, daß Sie zur Kaserne müssen — ich hätte Sie sonst um Ihre Begleitung gebeten. Nun muß ich die Pakete doch selbst tragen.“

„Keinesfalls,“ widersprach er lebhaft, „das dulde ich nie und nimmer — geben Sie mir alles her,“ und er nahm ihr alles ab, was sie in den Händen und unter den Armen trug. „So, das nehme ich mit und gebe es in der Kaserne der Kompagnie-Ordonnanz, die bringt es Ihnen gleich ins Haus, spätestens in einer halben Stunde haben Sie alles in der Wohnung.“

„Und wann lassen Sie sich selbst einmal wieder bei uns sehen? Sie wissen, Papa liebt es sehr, wenn seine Herren sich ganz freundschaftlich bei ihm ansagen.“

„Wenn ich einmal weiß, daß ich nicht störe —“

„Ich werde Papa bitten, einen Abend mit Ihnen zu verabreden. Nun wird es aber wohl Zeit für Sie — sehen Sie, die Kirchenuhr ist schon drei — da müßte Ihr Unterricht wohl schon begonnen haben?“

„Um Gotteswillen — hoffentlich kommt kein Vorgesetzter auf die verrückte Idee, mich gerade heute zu kontrollieren. Überhaupt diese Kontrolle, gnädiges Fräulein, das ist eine Bevormundung der Untergebenen, die der Vorgesetzte mit Recht als eine Be-

leidigung empfindet, wenn sie seiner eigenen Person zuteil wird."

Elsbeth mußte lachen. Und unwillkürlich stimmte er mit ein. „Na, es ist aber doch wahr, gnädiges Fräulein.“

„Gewiß. Aber nun machen Sie, daß Sie fortkommen. Sonst sind Sie mit Ihrem Unterricht fertig, noch bevor Sie damit angefangen haben.“

„Ach, das wäre schön!“ meinte er seufzend. Dann aber verabschiedete er sich und eilte schnellen Schrittes zur Kaserne.

Als er die große Stube betrat, in der seine Leute ihn erwarteten, fand er zu seinem nicht geringen Schrecken den Major von Rockhausen vor, der sich die Instruktionsstunde einmal anhören wollte. Früher war der nicht so neugierig gewesen, aber jetzt, in dieser Zeit, in der man bald den Namenszug erhielt, mußten die Vorgesetzten sich um jede Kleinigkeit kümmern. Es war doch nicht unmöglich, daß Seine Hoheit, um seine eigenen bedeutenden militärischen Kenntnisse zu zeigen, einige mehr oder weniger leichte Fragen an den einen oder anderen Soldaten richten würde, und wenn die Kerls dann die Antwort schuldig blieben, dann — ja, das „dann“ war gar nicht auszudenken.

„Ich bitte ganz gehorsamst um Entschuldigung, Herr Major, daß ich mich ein paar Minuten verspätet habe.“

Anstatt gleich zu antworten, winkte der Herr

Major den Herrn Leutnant mit den Augen, ihm nach draußen auf den Korridor zu folgen. Und in einer stillen Ecke sagte er ihm da ganz gehörig seine Meinung: „Das nennen Sie ein paar Minuten, Herr Leutnant? Zehn Minuten kommen Sie zu spät! Was sage ich: zehn — beinahe elf — — und außerdem muß ich es im höchsten Grade ungehörig finden, daß Sie mit soviel Paketen beladen hier erscheinen. Ihre Einkäufe machen Sie gefälligst ein andermal erst nach dem Dienst, und auch dann rate ich Ihnen, sich die Sachen schicken zu lassen, denn es gehört sich nicht, daß ein Offizier in Uniform wie ein Packesel beladen durch die Straßen geht. Denken Sie daran, daß wir bald beinahe Garde sind — und ein Gardeleutnant mit so viel Paketen in der Hand — das ist ein absolutes Ding der Unmöglichkeit.“

„Wenn du eine Ahnung hättest, wem diese Sachen alle gehören!“ dachte Bernburg. „Anstatt zu schelten, solltest du mich lieber loben. Wer weiß, was ich hier alles trage — vielleicht dein Abendessen, das dir hoffentlich gut schmecken wird — vielleicht sogar dein Leibgericht: etwas Kaviar! Oder sonst 'was Schönes! Na, hoffentlich erfährt Elsbeth nicht, daß du mir hier so sacksiede grob wirst, das würde ihr doch peinlich sein, und das sollte mir ihretwegen aufrichtig leid tun. Aber im übrigen kannst du reden, was du willst — ich habe ein gutes Gewissen — und der Gerechte leidet still, besonders, wenn er das als Soldat muß — — Rede, was du

willst, nur tu' mir den einzigen Gefallen und rede lang und ausführlich, denn je länger du sprichst, desto weniger Zeit bleibt mir nachher für meine Instruktionsstunde. Also red' schon."

Und der Major redete und redete. Er redete sich immer mehr in Zorn und Wut hinein, und als er endlich fertig war, dachte Bernburg: na, der Major wird Augen machen, wenn Elsbeth ihn heute abend bittet, mich bald einmal zum Abendessen einzuladen! Die Augen möchte ich sehen.

Dann warf er einen Blick auf die Korridoruhr: sein Wunsch war in Erfüllung gegangen, der Major hatte fast zwanzig Minuten gesprochen — die Instruktionsstunde hatte noch garnicht angefangen und war — seine Verspätung dazugerechnet — doch schon halb zu Ende. Und das war das Schönste an ihr.





VI.

Frau von Eckern hatte sämtliche Damen des Regiments zu einem großen Kaffee geladen. Man kannte die Veranlassung zu diesem „Walkürenritt“, wie die frechen Leutnants eine Versammlung sämtlicher Damen bei Kaffee und Kuchen zu nennen pflegen. Ein besonderer Grund lag vor, daß die Frau Oberst ihre Damen zu sich befohlen hatte: Josefine, die längst erwartete Schwägerin, war endlich angekommen — ihr zu Ehren fand das Fest statt!

Über Josefines Persönlichkeit, über die Ursache ihres Kommens, darüber, ob sie längere oder kürzere Zeit weilen werde, herrschte überall vollständige Unklarheit. Nur zweierlei wußte man: daß sie sehr reich war und daß sie sich als Witwe sehr einsam und unglücklich fühle, besonders, da sie in der denkbar glücklichsten Ehe gelebt habe — —

Frau von Eckern hatte überall erzählt: Josefine käme, um sich etwas zu zerstreuen, sich etwas aufheitern zu lassen, und in ihrer lebenswürdigen Art hatte sie die Damen des Regiments gebeten, ihr dabei behülflich zu sein: „— Sie verstehen mich, wie ich das meine — um Gotteswillen nur keine Gesellschaften, keine Mühe und keine Arbeit — keine Unruhe und keine Geldausgaben! Aber wenn Sie mit meiner

Schwägerin zusammen sind: ein freundliches Wort, einen Scherz, ein Eingehen auf ihre Eigentümlichkeiten, damit sie sich hier bald wohl fühlt — nicht wahr, das versprechen Sie mir?"

Der schönen Frau von Eckern versprach man alles, ja, noch mehr, man hatte sogar die feste Absicht, das Versprechen auch zu halten, um ihr eine Freude zu machen.

Wäre Frau von Eckern nicht ebenso wie ihr Mann von Hause aus sehr reich gewesen, wüßte man nicht, in wie glänzenden Verhältnissen sie lebten, dann hätte man leicht auf den Gedanken kommen können, daß Josefinens Millionen den Glanz des Hauses retten sollten, daß man der Beihülfe der anderen Damen bedürfe, um die Schwägerin mitsamt ihrem Gelde hier festzuhalten.

Aber selbst die größte Lästertzunge wagte es nicht, so etwas auszusprechen, die verdorbenste Phantasie kam nicht darauf, so etwas auszudenken. Man wäre ja einfach ausgelacht worden, wenn man solche Vermutungen geäußert hätte! Erst kürzlich, als Frau von Eckern beim Gerichtspräsidenten zum Balle in einer Toilette erschien, die einfach feenhaft war, und wirklich ganz zufälligerweise hatte eine Dame wenige Tage später neben Frau von Eckern am Postschalter gestanden, als diese einen Geldbrief mit 3000 Franken nach Paris an ihren Schneider absandte. Natürlich „ganz zufällig“ hatte die andere die Summe auf dem

Kuvert gelesen. Nein, bei Eckerns konnte keine Not herrschen, die schwammen ja im Golde. —

Wenn die Gute gewußt hätte, daß Josefine die dreitausend Franken geschickt hatte, damit der Schneider in Paris endlich aufhörte, seine Mahnbriefe zu schicken! Ja, der Mann war sogar soweit gegangen, daß er Drohungen ausgestoßen hatte, wenn er nicht endlich einmal wieder Geld erhielt.

Frau von Eckern war vor Schrecken ganz starr gewesen, eine Drohung schreckte sie nicht, das nahm sie in ihre Kindlichkeit garnicht ernsthaft. Aber was dann, wenn der Schneider erklärte, vorläufig überhaupt nicht mehr für sie arbeiten zu wollen? Der kannte ihren Geschmack, wie kein zweiter, sie brauchte ihm nur zu schreiben: so und so habe ich es mir gedacht, dann kam die Robe. Und sie paßte, paßte immer! Nein, mit dem Mann durfte sie sich nicht erzürnen, denn wenn Seine Hoheit kam, da mußte sie ihn doch in einer Toilette begrüßen, die seiner und ihrer würdig war.

Es war die höchste Zeit, daß Josefine eintraf! Es stand finanziell sehr schlecht mit dem Oberst. Nicht, als ob zu den alten Schulden in der letzten Zeit irgendwie nennenswerte neue hinzugekommen wären, aber der Zufall fügte es, daß ein paar Lieferanten gleichzeitig um Bezahlung ihrer Rechnungen baten. Und er als Oberst und Regimentskommandeur konnte die Leute doch nicht um Geduld bitten! Nicht nur,

daß er seinen Kredit damit untergrub – was dann, wenn es irgendwie bekannt würde! Gerade jetzt, wo das Regiment ausgezeichnet werden sollte, durfte kein Mensch erfahren, wie es um ihn stand! Man hätte ihn sofort verabschiedet, und es hätte ein entsetzlich schlechtes Licht auf das Regiment geworfen, wenn es geheißen hätte: der Kommandeur mußte Schulden halber plötzlich entlassen werden! Es war sogar nicht ausgeschlossen, daß man dann noch in der zwölften Stunde davon absah, gerade dieses Regiment auszuzeichnen. Es war nicht unmöglich, daß man dem Fürsten dann einen anderen Truppenteil verlieh. Und nie und nimmer durfte er daran schuld sein, daß seinem Regiment eine solche Schmach zugefügt würde – er selbst durfte unter keinen Umständen dazu die Veranlassung geben.

Zu der Aufregung, die der angestrengte Dienst mit sich brachte, kam die Aufregung über das eigene Geschick. Wochenlang befand er sich in einem Zustande höchster Nervosität. Seine Hände zitterten, wenn er dem Burschen die Postsachen abnahm. Sobald sich unter den Briefen eine Rechnung befand, wurde er ganz blaß und beruhigte sich erst wieder, wenn er sich von dem Inhalt überzeugt und gesehen hatte, daß es sich um keine dringende Sache handelte. Das hat Zeit, bis Josefine kommt! War dann Frau Rita's ständige Antwort auf seinen anklagenden Blick oder auf die heftigen Vorwürfe über ihre Verschwendung, über ihren Luxus, die ihm in der ersten

Erregung dann immer wieder leidenschaftlich über die Lippen kamen.

Aber er verstummte doch, wenn sie erwiderte: „Wäre es Dir lieber, Du hättest als Hauptmann deinen Abschied genommen, säßest jetzt in Berlin oder in irgend einem Pensionopolis, gingst täglich stundenlang spazieren und langweiltest Dich dem Tode entgegen? Ich könnte ein Leben auch ohne Deinen Dienst ertragen. Du aber nicht. Du wärest körperlich schon lange an der Untätigkeit zu Grunde gegangen. Freu' Dich, daß wir es soweit gebracht haben und daß Dir noch eine so glänzende Zukunft bevorsteht. Daß man gerade Dein Regiment dem Fürsten gibt, ist doch auch eine große Auszeichnung für Dich, ein Beweis dafür, daß man es anerkennt, wie brillant Du Deine Truppe ausgebildet hast! Ein Oberst, der so bevorzugt wird, hat die „Exzellenz“ sicher in der Tasche. Und um die paar Schulden brauchst Du Dich nicht zu beunruhigen — die werden bezahlt, sobald Josefine da ist.“

Gestern war die nun eingetroffen, zugleich mit ihren zahllosen Koffern und Kisten: „Wenn ich auch vorläufig nur zwei Zimmer habe, bis wir uns in der nächsten Garnison eine große Villa mieten oder kaufen, so möchte ich doch nicht auf ein paar Kleinigkeiten verzichten, die ich immer um mich zu haben gewohnt bin.“ Und diese Kleinigkeiten hatten sich als so umfangreiche Gegenstände erwiesen, daß es nötig wurde, ihre Zimmer ganz anders einzurichten.

Das alles brachte viel Arbeit und Unruhe. Aber Frau Rita's Liebenswürdigkeit half darüber schnell hinweg. Und als sie einige Stunden später beim Abendessen zusammensaßen, fühlte Josefine sich schon ganz wie zu Hause. Frau Rita hatte es sich nicht nehmen lassen, ihr selbst beim Auspacken zu helfen und alles mit einzuräumen.

„Du hast wirklich eine Frau, Otto, um die alle Welt Dich beneiden kann,“ lobte Josefine ihre Schwägerin, und Frau Rita warf ihrem Mann einen freudestrahlenden Blick zu.

Aber der sah ihn nicht, er war mehr als verstimmt.

Er liebte seine Schwester sehr. Aber der Gedanke, daß sie nun immer bei ihm bleiben würde, daß es dann kein Alleinsein mit seiner Frau mehr gab, daß sie fortan jahraus, jahrein alle Mahlzeiten zu Dritt einnehmen würden, raubte ihm die Freude an ihrem Kommen. Und doch hätte er sie mit offenen Armen für immer bei sich aufgenommen, wenn sie selbst der Unterstützung bedurft hätte, wenn sie in der Not zu ihm gekommen wäre! Daß er sich von seiner Schwester helfen lassen mußte — das war ihm jetzt, als Josefine ihm gegenüber saß, noch viel unerträglicher, als es ihm schon während des Briefwechsels gewesen war.

Josefine war eine energische und praktische Natur. Was sie zu tun sich vorgenommen hatte, tat sie gleich. So ging sie schon am ersten Abend an die Regulierung der Finanzen. Sie hatte ihren Bruder

beauftragt, bei ihrer Ankunft ein genaues Verzeichnis seiner Verpflichtungen fix und fertig zur Hand zu haben, und sie prüfte es mit der Miene eines vereidigten Bücher-Revisors. Kein Wort des Vorwurfs oder des Tadels kam über ihre Lippen. Aber diesem Schweigen gegenüber wurde selbst Frau Rita etwas verlegen, und der Oberst kam sich vor wie ein junger Leutnant, der seinem Vater die Schulden beichtet und nun der Entscheidung harret, ob alles bezahlt wird — oder ob er den Abschied nehmen muß.

„Es ist zwar sehr viel,“ kam endlich von Josefines Lippen, „aber doch nicht ganz so viel, wie ich gefürchtet habe. — Ist das aber auch wirklich alles? Habt Ihr mir auch nichts verschwiegen?“

Dem Oberst stieg das Blut in die Wangen: „Ich bin doch kein Kind, das nicht den Mut hat, seine Schuld einzugestehen,“ wollte er heftig entgegen, aber Frau Rita, die erriet, was in ihm vorging, trat schnell auf ihn zu, setzte sich auf die Lehne seines Stuhles, schmiegte sich an ihn und strich ihm mit ihren schönen Händen über die Haare: „Das ist alles, Josefine.“

„Umso besser. Ihr werdet das Geld morgen in Händen haben, damit gleich alles bezahlt werden kann. Über den Zuschuß, den ich Euch jährlich gebe, sind wir uns ja schriftlich schon einig geworden. Wir werden meinen großen Mitteln entsprechend leben, denn nach den letzten stillen Jahren will auch ich das Leben wieder genießen. — Ich habe mir sogar für

Rita eine Überraschung ausgedacht — wir werden uns Pferde und Wagen halten."

„Josefine!"

Mit einem Freudenschrei machte sich Frau Rita von ihrem Manne los, flog auf ihre Schwägerin zu und schloß sie stürmisch in die Arme. „Josefine, ist das wirklich wahr?"

Und sie sah in diesem Augenblick glücklichster Erregung, mit leuchtenden Augen, so sinnberückend schön aus, daß Josefine sie immer wieder küßte: „Glaubst Du, ich machte Scherz? Ich weiß ja, daß ernste, traurige Zeiten hinter Euch liegen — nun soll es besser werden. — Nur eins müßt Ihr beide mir versprechen: Ihr dürft nie wieder einen Pfennig Schulden machen."

„Ich schwöre es Dir, Josefine, nie wieder!"

„Und Du, Otto?" fragte sie, als er nicht gleich antwortete.

Der Kommandeur saß da mit schwer arbeitender Brust: die Freigebigkeit seiner Schwester beschämte ihn, drückte ihn zu Boden, anstatt ihn zu erfreuen. Und nun sollte er sogar versprechen, keine Schulden wieder zu machen.

„Auch ich verspreche Dir, daß ich keine Schulden mehr machen will," kam es fast tonlos über seine Lippen, „ich gebe Dir meine Wort darauf."

„Dein Versprechen allein hätte mir natürlich auch genügt," sagte Josefine so freundlich, wie sie nur irgend konnte, „so tragisch muß Du die Sache nicht

nehmen – ich bin doch Deine Schwester und freue mich, Euch helfen zu können.“

Eigentlich war es garnicht Josefines Absicht gewesen, so milde und nachsichtig zu sein. Sie wollte das Geld geben, aber es die anderen auch fühlen lassen, daß sie es gab!

Aber mehr, als die ernste Stimmung ihres Bruders entwaffnete sie Frau Ritas vollständig natürliche und so ganz und garnicht gekünstelte Liebenswürdigkeit! So gab sie zwar ihre Absicht nicht ganz aus, aber sie verschob sie. Es wird sich schon noch oft genug Gelegenheit bieten, darauf hinzuweisen, zu wie großem Dank beide mir verpflichtet sind – je weniger ich im Anfang davon spreche, desto besser ist es für die Zukunft.

So war sie denn die Güte und die Freundlichkeit selbst – obgleich das eigentlich garnicht ihre Matur war.

In ihrer mehr als unglücklichen Ehe war sie beständig geknechtet und tyrannisiert worden, und dadurch war erst recht der Wunsch zum Herrschen und zum Regieren in ihr wach geworden. Sie hatte zu oft schweigen müssen, um jetzt noch ganz offen und wahr sein zu können, und wenn sie früher überhaupt jemals ihren Willen hat durchsetzen wollen, dann war sie gezwungen gewesen, zur List und zur Verstellung zu greifen. Das hatte die Freude an kleinen Intriguen in ihr geweckt und die hatten schließlich ihren ganzen Lebenszweck ausgemacht. So war sie für das

Zutragen von Nachrichten jeder Art sehr empfänglich und wußte das, was sie erfuhr, für ihre Zwecke auszunutzen. Die Ehe hatte ihren Charakter verdorben. Daß man ihr nicht so ohne weiteres trauen konnte, bewies ein Blick in ihre dunklen, stechenden Augen, die zuweilen einen etwas lauernden Ausdruck hatten und ihrem Gesicht dann einen böartigen Ausdruck gaben. Und doch war Josefine — trotz ihrer Fünfzig — auch heute noch eine schöne Frau, wenngleich man ihr deutlich anmerkte, daß sie viel Schweres durchgemacht hatte. Das sah man an dem scharfen Zug, der ihren Mund umspielte und an manchen kleinen Falten, die deutlich hervortraten, wenn sie nicht sprach.

Josefine und Frau Rita plauderten so lebhaft mit einander, daß sie es kaum empfanden, als der Oberst sich unter dem Vorwand, noch arbeiten zu müssen, erhob, um in sein Zimmer zu gehen.

„Ich sehe Dich nachher ja noch — ich komme noch zu Dir!“ rief Frau Rita ihm nach, „und dann erzähle ich Dir, was für Pferde wir uns kaufen, ob Rappen oder Fuchse, ob Karrossiers oder Jucker, denn das ist doch sehr wichtig, nicht wahr, Josefine?“

Bis spät in die Nacht saßen die beiden Damen zusammen. Es gab ja so unendlich viel zu besprechen, und da Josefine im Laufe des Abends den Wunsch aussprach, nun auch möglichst bald die Damen des Regiments kennen zu lernen, wurde schon für den nächsten Tag Kaffee verabredet. Gleich Besuche zu machen, und dann erst einzuladen, hielt Josefine nicht

für richtig. Die Welt brauchte ja noch nicht zu wissen, daß sie nun für immer blieb. Vorläufig war sie offiziell nur für kurze Zeit hier. Wie lange sie blieb, würde ganz davon abhängen, wie es ihr gefiele. Das war auf alle Fälle besser, wenn man so sprach. Warum sollte man sich von den anderen gleich in die Karten gucken lassen? Je verschlossener und zugeknöpfter man nach außen hin ist, für umso vornehmer wird man gehalten. Man muß sich immer etwas von anderen Leuten erzählen lassen, aber nie selbst etwas sagen. Das Leben der anderen muß ganz offen vor uns liegen, wie ein aufgeschlagenes Buch, aber das unsrige muß für die Außenwelt mit vielen Siegeln verschlossen sein. Je mehr wir fragen und je mehr wir selbst verschweigen, desto mehr Vertrauen bringt man uns entgegen. Wer selbst alles, was ihn beschäftigt, auf der Zunge spazieren führt und seinen Mitmenschen mitteilt, hält jeden anderen, der ebenso handelt, für einen faden Schwätzer, für einen vertrauensseligen Gesellen, der sein Zutrauen zu den Menschen noch einmal bitter bereuen wird.

Josefine hatte sich ihre eigene Lebens-Philosophie zurechtgelegt, und wenn Frau Rita ihr auch nicht völlig beistimmte, so amüsierte sie sich doch über die etwas sarkastische Art und Weise, mit der ihre Schwägerin die Welt und die Menschen beurteilte. —

Jetzt rüstete Frau Rita sich zum Empfang ihrer Damen. Sie hatte im Laufe des gestrigen Abends und auch des heutigen Vormittags ihrer Schwägerin

eine kurze Personal-Charakteristik der Gäste geben müssen.

Aus vielen Gründen lag Frau Josefine daran, sich das Herz der anderen Damen im Sturme zu erobern. Wenn sie es sich selbst auch nicht ganz offen eingestand und sich auch noch nicht ganz klar darüber war, wie weit sie damit gehen würde: so etwas wie eine Entthronung ihrer schönen Schwägerin, so eine kleine Palast-Revolution schwebte ihr doch vor — — Nur aus schwesterlicher und verwandtschaftlicher Liebe wollte sie das viele Geld denn doch nicht geopfert haben.

So ließ sie sich denn genau erzählen, mit wem sie über Kinder, mit wem sie über Dienstboten sprechen müsse, wer glücklich und wer unglücklich verheiratet sei, wer sich in der Ehe einschränken müsse und wer über ein gutes Einkommen verfüge.

Frau Rita hatte schwören müssen, nichts davon zu erzählen, daß sie Pferd und Wagen bekäme: „So etwas ist für eine Frau, wie Du es bist, selbstverständlich, muß es wenigstens nach außen hin sein,“ belehrte Frau Josefine sie. „Der ungebildete Mensch freut sich, wenn er plötzlich reich wird und auf Gummirädern spazieren fahren könne. Unsereins freut sich ja auch — aber er zeigt es nicht.“

Frau Rita stimmte ihr bei. Aber schwer wurde es ihr doch, nicht davon zu sprechen, denn sie freute sich über das Gespann, wie am Weihnachtsabend ein Kind über sein Schaukelpferd.

Die Damen kamen natürlich alle. Keine hatte es übers Herz gebracht, abzusagen. Frau von Eckern zu besuchen, war immer eine große Freude. Und als Sehenswürdigkeit gab es nun heute auch noch die Schwägerin, von deren Reichtum man sich Wunderdinge erzählte. Man war im stillen darauf gefaßt gewesen, Frau Josefine in einem wundervollen Kleide, mit einem prachtvollen Schmuck zu sehen – und man war fast enttäuscht, daß sie nicht viel eleganter angezogen war, als alle anderen Damen.

Josefine fühlte, wie alle Augen beständig auf sie gerichtet waren, wie man alles an ihr musterte und prüfte. Aber sie tat, als merke sie es nicht. Sie ließ sich zwar selbst betrachten, bewunderte aber dabei mit lauter Stimme selbst an der einen Dame dies, an der anderen jenes. Jeder sagte sie eine Liebenswürdigkeit, mit einer jeden sprach sie über das Thema, das diese interessierte.

Jetzt unterhielt sie sich mit Frau Thea über Kopenhagen. Sie war auf ihrer Hochzeitsreise da gewesen und schon damals, in den ersten Tage ihrer Ehe, hatte sie die brutale und herrische Natur ihres Mannes kennen gelernt. Es blieb ihr unvergeßlich, wie sie sich nach einer entsetzlichen Szene mit der Absicht getragen hatte, ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie hatte auf dem Balkon gestanden, der zu ihren Hotelzimmern gehörte, und sich auf die Straße hinabstürzen wollen – aber im letzten Augenblick hatte es ihr doch an Mut gefehlt.

Sie haßte Kopenhagen, weil sich für sie an diese Stadt so gräßliche Erinnerungen knüpften. Trotzdem schwärmte sie nun für dieses „Paris des Nordens“ und würde nicht müde, sich von Frau Thea davon erzählen zu lassen. Aufmerksam hörte sie ihr zu, denn Frau Theas ganzes Wesen war ihr ungemein sympathisch. Josefine gehörte zu jenen Naturen, die für das Äußere der Menschen, mit denen sie in Berührung kommen, sehr empfänglich sind. Und Frau Theas Schönheit gefiel ihr. Sie verglich sie sogar ein paar Mal mit ihrer Schwägerin, und wenn Rita auch die Königin blieb, so konnte Frau Thea sich doch sehr wohl neben ihr sehen lassen.

So plauderten die beiden denn immer noch zusammen, als Josefine plötzlich einen haßerfüllten Blick auffing, den Frau von Rockhausen Frau Thea zuwarf. Sie erriet natürlich sofort, daß zwischen den beiden bittere Feindschaft herrschen mußte, daß die andere der jungen Frau die Auszeichnung nicht gönnte, so lange mit ihr plaudern zu dürfen.

Was mochte zwischen den beiden vorgefallen sein?

Josefine begriff nicht, daß ihre Schwägerin sie nicht über eine solch wichtige Sache aufgeklärt hatte. Und sie nahm sich vor, nachher sofort selbst Erkundigungen einzuziehen. Jetzt kam es für sie nur darauf an, auf wessen Seite sie sich stellen sollte!

Die Wahl fiel ihr nicht schwer: Frau von Rockhausen ist die viel Ältere und hat allein schon durch

die Stellung des Mannes das Übergewicht. Ich werde zu Frau Thea halten.

So sagte sie denn jetzt: „Wenn ich im Vergleich zu Ihnen auch fast eine alte Frau bin, so hoffe ich dennoch, daß wir gute Freunde werden. Sie müssen oft zu mir kommen und mir von Ihrer schönen Stadt und Ihrem Heimatlande erzählen — ich liebe beides ebenso wie Sie.“

Frau von Rockhausen wechselte die Farbe vor Wut, Neid und Empörung. Und das machte Frau Josefine ein großes Vergnügen.

„Wie kann man nur so dumm sein, sich so wenig in der Gewalt zu haben!“ dachte sie. „Nur ein Glück, daß die Frau nicht dazu verurteilt ist, an irgend einem Hofe zu leben! Wenn sie da ein einziges Mal ein solches Gesicht machte, würde sie für immer in Ungnade fallen! Und wenn sie sich in Zukunft weiter so gehen läßt, wie heute, so hat sie es auch bald mit mir verdorben. Ich habe mich mein ganzes Leben lang verstellen müssen, und wenn ich das konnte, verlange ich das auch von den anderen — —“

Ohne daß sie selbst es merkte, fühlte sie sich im Verlaufe des Kaffee immer mehr als Kommandeuse. Für Rita paßte dieses gräßliche Wort nicht, dazu war sie zu elegant, zu liebenswürdig, vor einer Kommandeuse aber müssen die Damen des Regiments unter Umständen genau so zittern können, wie die Herren vor dem Oberst. Daß eine so offene Feindschaft, wie zwischen diesen beiden Damen, überhaupt möglich

war, bewies ja am deutlichsten, daß Frau Rita die Zügel der Regierung viel zu lose in der Hand hatte. In Zukunft mußte ein weit energischeres Regiment herrschen — die Form der Höflichkeit mußte nach außen hin unter allen Umständen gewahrt werden.

Frau Josefine gelobte sich, in Zukunft ihrer Schwägerin mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Solche stumme Szenen, wie vorhin, durften nicht wiederkehren. Wie kam Frau von Rockhausen dazu, die andere so anzusehen? Das war nicht nur eine Beleidigung für Frau Thea, sondern auch für sie selbst.

So klang ihre Stimme denn sehr hoheitsvoll, als sie jetzt Frau von Rockhausen ins Gespräch zog: „Ihr Herr Gemahl steht schon lange im Regiment? Sie haben nur ein Kind? Sie fühlen sich hier wohl in der Stadt?“

Drei gleichgültige Fragen, wie hohe Fürstlichkeiten sie an gewöhnliche Sterbliche richteten, die die Ehre haben, ihnen vorgestellt zu werden.

Frau von Rockhausen gab Antwort, kaum, daß sie sich dabei soweit beherrschte, die Formen der Höflichkeit nicht außer acht zu lassen.

Frau Josefine sah das mit stiller Genugtuung: das süße Gefühl der Macht überkam sie schon jetzt —: „es muß schön sein zu herrschen — und ich will hier herrschen!“ Der Gedanke befestigte sich immer mehr in ihr. Sie hatte bisher wenig in Offizierskreisen verkehrt, wenigstens nicht so intim, um einen Einblick

in die auch unter den Damen herrschende Disziplin und Subordination werfen zu können. Das Neue, das ihr hier entgegentrat, reizte sie — —

Dann aber änderte sie plötzlich den Ton, sie wollte die andere noch mehr ärgern. Und so sagte sie denn so liebenswürdig wie nur möglich: „Frau Rita, meine liebe Schwägerin, hat mir erzählt, in wie glücklicher Ehe Sie leben. Allerdings kein Wunder, wenn man eine solche Tochter hat —“ ihre Augen streiften Elsbeth — „und wenn man einen Mann besitzt, der wie der Ihrige der beste aller Ehemänner sein soll. — Ich sage: soll, denn ich kenne ihn ja leider persönlich noch nicht. — Ich bin ja selbst so namenlos glücklich gewesen. Es geht auf der ganzen Welt nichts über ein glückliches Familienleben. — Und doch: wie viele zerstören mit ruchloser Hand ihr eigenes Glück! Wie viel Ehen scheitern nicht schon daran, daß der eine oder der andere seinen Zorn nicht beherrschen kann, daß er in schlechter Laune nach Hause kommt, — oder an ähnlichen Kleinigkeiten! Und vor allen Dingen: wie viel Elend schafft nicht in manchen Ehen die völlig unbegründete Eifersucht, die nach dem alten Wort mit Eifer sucht, was Leiden schafft! — Ach ja — es gibt doch komische Menschen auf der Welt! — Wie freue ich mich darauf, eine so glückliche Häuslichkeit, wie die Ihrige, kennen zu lernen —“

Frau von Rockhausen wurde bei diesen Worten abwechselnd grün und gelb im Gesicht. Hatte Frau

Rita wirklich ihre Ehe als glücklich geschildert?! Das sah ihrer vornehmen, freundlichen Natur viel ähnlicher, als daß sie dieser Giftschlange — denn einen anderen Ausdruck fand sie im Augenblick nicht für Josefine — gleich die volle Wahrheit gesagt habe. Aber irgend einen tieferen Sinn mußten diese Worte doch haben — die klangen zu herzlich, um wirklich von Herzen zu kommen! Was ging Frau Josefine ihr Eheleben an? War es nicht traurig genug, daß es so unglücklich war? Was gab der anderen ein Recht, in diesem Ton darüber zu sprechen? Wie konnte die denn wissen, ob sie Grund zur Eifersucht hatte, oder nicht?

Vergebens suchte sie nach einer Antwort. Alles, was sie sagen wollte, erstarb vor diesem Lächeln, mit dem Josefine sie ansah, — vor dem Ausdruck dieser lauernden Augen.

Frau von Rockhausen fühlte sich tatsächlich einer Ohnmacht nahe. Nicht nur, daß Frau Thea — diese dumme Gans! — nur um ihrer hübschen Larve willen in einer Art und Weise ausgezeichnet wurde, für die es überhaupt keine Worte gab, — sie mußte sich so etwas sagen lassen, noch dazu von einer Person, die ihr noch vor einer Stunde ganz fremd gewesen war — sie mußte sich sagen lassen, daß sie das Glück ihrer Ehe leichtsinnig, ohne jede Veranlassung zerstöre —!

Am liebsten wäre sie aufgesprungen und hätte ostentativ mit ihrer Tochter das Zimmer verlassen!

Aber der anderen zeigen, daß sie die Worte irgendwie auf sich bezog —? Lieber sterben!

Da kam ihr im letzten Augenblick ein rettender Gedanke. Die Rache war süß! So sagte sie denn: „Sie haben Recht, gnädige Frau, — meine Ehe ist so glücklich, wie wohl nur wenige in der Stadt. Und ich stimme Ihnen ganz bei, daß viele in wirklich unverantwortlicher Weise mit ihrem Glück spielen — man braucht ja garnicht weit zu gehen, um Beispiele für unsere Behauptung zu finden — —“ und wie zufällig streifte sie mit ihren Augen Frau Thea.

Wie — die kleine, bildhübsche Frau lebt nicht in der denkbar besten Ehe? wollte Frau Josefine fragen. Was sie da hörte, interessierte sie ungemein. Aber in der letzten Sekunde verschluckte sie die Frage. Sie hatte nun einmal Theas Partei ergriffen, da durfte sie nicht auf deren Feinde hören. Und was sie wissen wollte, erfuhr sie ja auch so.

Hoheitsvoll richtete sie sich auf: „Ich bin nicht neugierig, Frau von Rockhausen! Und wenn irgendwo etwas nicht ganz so ist, wie es sein sollte, so müssen die Ehegatten das unter einander abmachen. Kleine Differenzen kommen schließlich überall vor. — Übrigens weiß ich nicht, auf wen Sie anspielen — möchte es auch nicht wissen. Man fühlt sich sonst nur zu leicht verpflichtet, Frieden stiften zu wollen. Das aber ist das Falscheste, was man tun kann. Je weniger man sich um das Eheleben der anderen

kümmert — umso besser ist es. Finden Sie nicht auch?"

Die nagte sich in ihrer Erregung beinahe die Lippen blutig und dachte abermals über eine Antwort nach. Aber noch bevor sie diese gefunden hatte, erhob sich Frau Josefine und ließ die andere einfach sitzen — —

Die grünen Augen der Frau von Rockhausen schossen giftige Blitze, und — um das Maß ihrer Empörung voll zu machen — setzte sich plötzlich Frau Thea neben sie und fing an, in der ungesuchtesten Weise mit ihr zu plaudern. Der Friede zwischen ihnen war ja wieder geschlossen. Und nachdem Frau Thea die gewünschte Genugtuung erhalten hatte, trieb ihr gerechter Sinn sie dazu, jetzt doppelt liebenswürdig und aufmerksam zu sein, nicht, weil sie die Jüngere war — den Grund erkannte sie nicht an —, sondern weil sie Frau von Rockhausen nachfühlte, da ihr der Gang zu ihr nicht leicht geworden war.

Ein wahres Glück, daß die Gattin des Etatsmäßigen bald das Zeichen zum Aufbruch gab! Es war mit der Selbstbeherrschung der Frau von Rockhausen zu Ende — sie mußte ins Freie, sie mußte frische Luft schöpfen — sie hielt sich kaum noch aufrecht. Es war zu viel, was sie heute an Demütigungen hatte hinnehmen müssen! Aber Frau Thea sollte ihr das büßen, denn diese war ja — wenn auch nur indirekt — an allem schuld! Die sollte schon noch zu ihren Füßen liegen und um Gnade bitten,

die trug den Kopf ja schon so hoch, als wäre sie die Gattin eines Majors — und war doch nur eine ganz gewöhnliche Leutnantsfrau! Und schon jetzt sprach man so allerlei über ihre Ehe! Sie würde in Zukunft noch tausendmal schärfer hinhorchen, als sonst, auch die Herren etwas auszuforschen versuchen, die dort kameradschaftlich verkehrten. Sie würde schon etwas finden, wo sie den Hebel ansetzen konnte —

In diesem Sinne sprach sie auch zu Elsbeth, sobald sie auf der Straße mit ihr allein war.

Die anderen Damen waren von Josefines Liebenswürdigkeit tatsächlich entzückt und begeistert, jede war mit einem freundlichen Wort bedacht worden. „— Bezaubernd — unendlich liebenswürdig — ganz wie ihre Schwägerin —“ das waren so ungefähr die Redensarten, die durcheinander schwirrten.

Mit einigen Worten verabschiedete sich Frau von Rockhausen auf der Straße von den anderen, und als Elsbeth noch verschiedenen Damen die Hand reichen wollte, riß die Mutter sie mit einem halblauten: „Komm jetzt — laß den Unsinn!“ zurück.

Verwundert schauten die Damen ihnen nach: „Was hat Frau von Rockhausen denn nur heute wieder?“ Niemand wußte es. Und Frau Thea, die einzige, die es zu ahnen glaubte, blieb die Aufklärung schuldig — ihr lag nichts daran, irgendwie böses Blut zu machen.

„Vielleicht hat Frau Josefine länger mit der Tochter, als mit der Mutter gesprochen, und die ist

jetzt eifersüchtig auf ihr eigenes Kind," meinte eine Dame mit dem Versuch zu scherzen.

„Frau von Rockhausen sollte sich doch ein Beispiel an der Ehe unseres hochverehrten Herrn Oberst nehmen," nahm eine ältere Dame das Wort, „die beiden hätten doch gewiß Grund, oft eifersüchtig zu sein – er ein blendend schöner Mann, der jeder Frau gefallen muß, und sie eine Erscheinung, der jeder huldigt. Aber die beiden wissen, daß sie sich lieben, daß sie einander voll vertrauen können. Ich weiß es aus absolut sicherer Quelle, Frau von Eckern hat es mir selbst erzählt: in der ganzen Zeit ihrer Ehe ist zwischen den beiden Gatten noch nicht ein einziges unfreundliches Wort gewechselt worden, und ich brauche es Ihnen nicht erst zu sagen: Frau von Eckern lügt nicht."

Nein, die lügt nicht! Das war die gewissenhafte Überzeugung aller. Darauf hätten sie geschworen.

„Eine glückliche Frau," meinte plötzlich eine der Damen.

Und wieder stimmten die anderen bei: „Ja, das ist wirklich eine Ehe, wie sie schöner, froher und sorgloser nicht gedacht werden kann!"

Von der Ecke aus, an der die Damen nun schon fast eine Viertelstunde im Gespräch zusammenstanden, um sich von einander zu verabschieden, warfen sie noch einen Blick zu den hellerleuchteten Fenstern der Eckernschen Wohnung hinauf, dann machten sie sich auf den Heimweg.

Und auch jetzt dachten alle nur an Frau von Eckern. Die hatte alles, was sie brauchte, in Hülle und Fülle, ihre Schönheit, die jeden entwaffnete, einen Mann, der sie auf Händen trug, ihr jeden Luxus gestattete, eine Häuslichkeit, die in seltenem Maße Eleganz und Behaglichkeit vereinte, die Gewißheit einer glänzenden Karriere — und keinen Feind! Nur wirkliche Freunde. Und in wie zärtlichem Einvernehmen lebte sie auch mit den Verwandten ihres Mannes! Der Besuch der Schwägerin bewies das ja am deutlichsten. Wie liebevoll waren die beiden heute den ganzen Nachmittag mit einander gewesen! Kaum, daß Frau Rita einen Blick von ihrer Schwägerin abgewandt hatte. Da oben in den schönen Räumen, die sie eben verlassen hatten, wohnte wirklich das Glück.

Wenn sie alle geahnt hätten, welche Szene sich zwischen den beiden Schwägerinnen abgespielt hatte, als kaum der letzte Gast gegangen war!

Nicht ohne Grund hatte Frau Rita Frau Josefine nicht aus den Augen gelassen — sie kannte ja ihre Natur, ihre Liebe an kleinen Intriguen — und so hatte sie denn gesehen, wie sie Frau Thea absichtlich auszeichnete und Frau von Rockhausen absichtlich brüskierte — —

Hätte ich ihr doch nicht erzählt, daß die Frau an ewiger Eifersucht leidet, hatte Frau Rita sich immer wieder gesagt. Das Mitleid, das ich mit der Armen

empfinde, verleitete mich zu der Äußerung! Hätte ich doch geschwiegen!

Aber dafür war es nun zu spät. Das wußte sie, auch bevor ihr Frau Josefine nach dem Fortgang der letzten Gäste sagte: „Diese Rockhausen ist eine ganz bösertige, gemeingefährliche Person! Außerdem ist se mehr als dumm, das beweisen die Eifersuchtszenen, die sie zu Hause aufführt. Aber ich werde sie schon kurieren. Darauf kannst Du Dich verlassen.“

„Das wirst Du nicht tun, Josefine,“ sagte Frau Rita ruhig, aber sehr bestimmt. „Frau von Rockhausen ist krank, darauf muß Du Rücksicht nehmen. Und außerdem möchte ich nicht, daß Du böses Blut machst. Ich bin mit meinen Damen immer in Frieden ausgekommen, ich habe es verstanden, der Eigenheit einer jeden stets Rechnung zu tragen. Das wirst auch Du tun müssen, wenn Du das gute Einvernehmen, das unter allen herrscht, nicht zerstören willst.“

Frau Josefine lachte ironisch auf: „Gutes Einvernehmen! — Der Ausdruck ist himmlisch. Ich habe es doch mit eigenen Augen gesehen, wie die Rockhausen die hübsche Frau Thea mit ihren Blicken zu töten versuchte. Was ist zwischen den Beiden vorgefallen?“

Frau Rita versuchte, ausweichend zu antworten, aber Josefine ließ nicht locker: „Wenn ich unter Euch leben soll, muß ich auch alles wissen, was hier vorgeht und vorgegangen ist. Sonst kann es mir noch jeden

Tag passieren, daß ich — ohne es zu wollen, — etwas Taktloses sage und gerade die am meisten verletze, die es am wenigsten verdienen."

So erzählte denn Frau Rita, was es gegeben hatte: „— aber das ist längst erledigt — schon lange! Und ich bitte Dich dringend, Josefine, tu mir den einzigen Gefallen und rühr' die Geschichte nicht wieder auf — die Sache ist für immer begraben."

Frau Josefine legte ihren Arm um die Schulter ihrer Schwägerin, und die mußte an sich halten, um bei dieser Umarmung freundlich zu bleiben.

„Du bist doch noch ein großes Kind, Rita! Nur so ist es ja auch zu erklären, daß Ihr derartig verschulden konntet, daß Ihr mit offenen Augen dem finanziellen Ruin entgegenliefet. Na, Gott sei Dank, daß ich da bin! Die Schulden sind ja heute alle bezahlt. Dein Mann hat mich fast beschämt — er hat mir alle Postquittungen eingehändigt zum Beweis dafür, daß das Geld auch wirklich abgeschickt ist. — Der Arme tut mir wirklich leid, er nimmt die Sache so tragisch — und doch helfe ich mit tausend Freuden. Und auch in anderer Hinsicht will ich ihm beistehen: dadurch, daß ich Dir helfe, Deine Damen zur Vernunft zu bringen! So geht das nicht weiter. Frau von Rockhausen muß sich ganz ändern. Das geht denn doch nicht, daß eine Dame über die andere so denkt, wie die Rockhausen über Frau Thea. Du sagst, die Sache wäre begraben: wie wenig kennst Du die Frauen, und bist doch selbst eine. Höre in Zukunft

auf meinen Rat, oder noch besser: überlaß in Zukunft solche Angelegenheiten ganz mir! Wie Du Dich aber auch über diesen Punkt entscheidest: ich möchte solche Szene wie heute nachmittag nicht wieder erleben. Dazu bin ich nicht hergekommen. Das merke Dir, bitte."

Und ohne die Antwort ihrer Schwägerin abzuwarten, suchte sie ihr Zimmer auf.

Wie lange Frau Rita in ihrem Stuhl gesessen hatte, von bangenden Sorgen für das neue Zusammenleben gequält, wußte sie nicht. Sie fuhr erst auf, als ihr Mann, der aus der Stadt zurückkam, zu ihr ins Zimmer trat.

„Nun, Rita, wie war's denn?“ fragte er lustig, und mit der Hand auf die halbleeren Kuchenteller deutend, bemerkte er: „Es scheint ja eine heiße Schlacht gewesen zu sein — und vor allen Dingen: wie hat Josefine den Damen gefallen? Oder besser gesagt: wie haben die anderen Damen ihr gefallen, denn wie ich meine liebe Schwester kenne, ist ihr das viel wichtiger, als der Eindruck, den sie selbst hervorgerufen hat. — Wo steckt Josefine übrigens?“

„Sie ruht sich einen Augenblick aus,“ log Frau Rita. „Das viele Sprechen — die vielen Menschen haben sie etwas ermüdet. Aber ich glaube, wir können mit dem Verlauf des heutigen Nachmittags sehr zufrieden sein: Josefine hat auf alle Damen den besten Eindruck gemacht, und auch von allen den besten empfangen.“

„Nun, das freut mich.“ Und das Gespräch ablenkend, fuhr er fort: „Unter uns gesagt, Rita: eine große Ehre und Auszeichnung ist es ja, den Namenszug eines Fürsten zu bekommen. Aber es ist auch mit einer Arbeit verbunden, von der ein gewöhnlicher Sterblicher sich nicht die leiseste Vorstellung macht! Ich war eben wieder in der Kaserne, und ich will froh sein, wenn wir erst alles glücklich hinter uns haben.“ Und abermals nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Weißt Du, Rita, es ist doch ein Glück, daß Josefine hier ist. Wenn ich daran denke, daß ich an dem Tag, an dem der Fürst kommt, mit Schulden überlastet ihm gegenübergestanden hätte — — jetzt, wo die Gefahr beseitigt ist, kann ich es Dir ja sagen — — ich hätte das garnicht gekonnt — ich hätte noch vorher meinen Abschied eingereicht.“

„Aber Otto!“ rief sie ganz erschrocken, „das sagst Du so ruhig? — Nicht wahr, Du machst einen Scherz!“

„Es ist mein heiliger Ernst,“ entgegnete er fest. „Du hättest ja allerdings mehr darunter gelitten als ich. Mich hätte es hauptsächlich bedrückt, meine Gläubiger nicht befriedigen zu können, wenigstens nicht so schnell, wie ich es mir gewünscht hätte. Na, nun ist das Schiff ja wieder flott — und dafür wollen und müssen wir Josefine jeden Tag danken. — Und wenn wirklich einmal eine Stunde kommt, in der wir sie nicht ganz verstehen, dann müssen wir uns darein finden — sie hat uns doch gerettet.“

„Ich werde ihr das Gute, das sie uns tat, nie vergessen,“ stimmte Frau Rita ihm bei. Aber zum ersten Male regten sich in ihr ernste Zweifel, ob das, was sie aus Ehrgeiz für ihren Mann getan hatte, wirklich immer das Richtige gewesen war. — —





VII.

Frau von Rockhausen kam in einer Stimmung vom Kaffee nach Hause, wie selbst ihre Tochter sie nur selten an ihr beobachtet hatte. Die Demütigungen, die sie erfahren, machten sich infolge ihrer nervösen Überreiztheit in einer Flut von Verwünschungen gegen Frau Josefine, vor allen Dingen aber gegen Frau Thea Luft. Schon auf der Straße sprach sie so laut, daß Elsbeth in beständiger Furcht lebte, einer der Vorübergehenden könnte die Worte hören, aber vergebens beschwor sie ihre Mutter, doch wenigstens auf sie etwas Rücksicht zu nehmen.

Elsbeth war glücklich, als sie endlich ihre Wohnung erreichten. Ihr stiller Wunsch, daß der Vater nicht zu Hause sein möchte, erfüllte sich. Aber was Elsbeth erfreute, regte die Mutter nur noch mehr auf.

„Nie ist Papa da, wenn ich seine Hülfe, seinen Schutz brauche!“

Elsbeth wagte nicht zu fragen, inwiefern der Vater ihrer Mutter helfen sollte. Was vorgefallen war, hatte die Mutter ihr unterwegs mit der nötigen Übertreibung geschildert. Sehr taktvoll fand sie das Benehmen von Frau Josefine ja auch nicht, aber vielleicht hatte die wirklich das Beste gewollt und auf ihre Art versucht, ihre Mutter von der ewigen Eifersucht

zu heilen. Darüber, ob der Weg, den sie eingeschlagen hatte, der richtige war, ließ sich ja streiten, aber nach Elsbeths gewissenhafter Überzeugung lag keine Veranlassung vor, derartig erregt zu sein.

Vor allen Dingen begriff sie nicht, warum die Mutter die Schale ihres Zornes über Frau Thea ausgoß? Die konnte doch nicht mehr tun, als sich freundlich zu ihrer Mutter setzen, unbefangen mit ihr plaudern und durch doppelte Liebenswürdigkeit vergessen machen, daß einmal eine Differenz zwischen ihnen bestanden hatte. Dazu kam, daß Elsbeth für Frau Thea eine stille Schwärmerei empfand: die war immer ganz anders zu ihr, als die anderen Damen, die sie natürlich auch immer einluden, aber das mehr aus Pflicht als aus Zuneigung taten. Und in wie vielen Familien des Bataillons, das ihrem Vater unterstellt war, erbaten nicht selbst die älteren Damen nur deshalb ihren Besuch, ja sogar ihre Freundschaft, damit das auf ihren Vater einen guten Eindruck mache, damit der den Mann gut behandeln solle, dessen Frau gegen sein Kind liebenswürdig und aufmerksam war.

Elsbeth wußte, was es zu bedeuten hatte, wenn man um ihre Gunst warb! Denn ihr Vater war ein äußerst tüchtiger Offizier, der an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte. Er hatte den Ruf, im Dienst zwar gerecht, aber unerbittlich streng zu sein. Er war unbestechlich, Augendienerei und Einschmeicheln halfen bei ihm nichts. Weil die anderen das wußten, ver-

suchten sie dadurch, daß sie Elsbeth verzogen, ihn milde und nachsichtig zu stimmen, besonders in der jetzigen Zeit, in der dienstlich noch höhere Anforderungen gestellt wurden, als sonst. Ja, die Frau eines Hauptmanns, der aus lauter Angst vor einer plötzlichen Verabschiedung schon so nervös war, daß er in Gegenwart der höheren Vorgesetzten selbst die einfachsten Kommandos kaum noch richtig abgeben konnte, — die Frau dieses beklagenswerten Offiziers hatte, obgleich sie mehr als zehn Jahre älter war als Elsbeth, dieser vor kurzem das vertrauliche „Du“ angeboten, keinen Widerspruch gelten lassen und die neue Freundschaft mit einem herzlichen Kuß besiegelt. Es hatte Elsbeth auf der Zunge gelegen, der anderen zuzurufen: ob wir uns Du oder Sie nennen, ob ich täglich oder garnicht bei Ihnen verkehre, das ist meinem Vater ganz gleichgültig, er erfährt es nicht einmal von mir! Aber in den traurigen Augen der Hauptmannsfrau las sie die großen Hoffnungen, die diese an die neue Freundschaft knüpfte, sie las darin die Bitte, ihr zu helfen, daß ihr Mann noch nicht den Abschied bekäme. Und das Mitleid, das sie mit ihr verspürte, ließ sie schweigen.

Ganz anders Frau Thea! Die gab sich ebenso wie Frau von Eckern in ihrer frischen Natürlichkeit, für die schien kein Dienst, kein Avancement, kein Kasernenhof und kein Paradeplatz zu existieren. Elsbeth wußte, daß sie der jungen Frau wirklich sympathisch war, und daß diese weiter nichts von ihr

wollte, als nur ihre Gesellschaft. Sie besuchte sie oft, traf sich mit ihr, um Besorgungen, oder gemeinsame Spaziergänge zu machen. Sie hatte ihre Mutter nicht begriffen, daß diese Frau Thea wegen des Ballkleides zur Rede gestellt hatte, und es vollständig verstanden, Daß Frau Thea sich diese Zurechtweisung nicht gefallen ließ. Am liebsten hätte ihre Mutter ihr schon damals den Verkehr untersagt, aber sie wagte es nicht mit Rücksicht auf Frau von Eckern, diese hätte daraus natürlich mit vollem Recht geschlossen, daß der Friede zwischen den beiden doch noch nicht wieder hergestellt sei.

Aber jetzt mußte jeder Verkehr zwischen ihrem Kinde und der anderen aus sein. Darüber war sich Frau von Rockhausen klar. Darüber konnte kein Zweifel mehr bestehen, und schon auf dem Nachhausewege hatte sie das ihrer Tochter gepredigt, und wiederholte es nun immer wieder.

Ganz verständnislos sah Elsbeth sie an: „Wenn ich nur das Warum einsehen könnte, Mama — was hat die arme Frau Dir denn heute getan?“

„Was sie getan hat?“ — War es nicht eine an Unverschämtheit grenzende Taktlosigkeit, daß sie sich zu ihr gesetzt hatte! Sie mußte es doch ebenso gut wie jede andere bemerkt haben, was sie sich von dieser hergelaufenen Schwägerin, von der kein Mensch etwas Bestimmtes wußte, hatte bieten lassen müssen! Und da setzte gerade diese Person sich neben sie, um sich an

ihrer Niederlage zu weiden! — Das war kein Zufall, das war beleidigende Absicht!

„Und das sage ich Dir — wenn Du noch einmal zu dieser Person ins Haus gehst — noch ein Wort mit ihr sprichst — dann ist es aus mit uns, dann werde ich den Vater bitten, daß er Dich irgendwohin gibt, in irgend eine Familie, in der Du als Gesellschafterin oder sonst irgendwie Stellung findest!“

Elsbeth kannte ihre Mutter: war die in einer Stimmung wie heute, dann nützte alles Widersprechen nichts, dadurch wurde es nur noch schlimmer. Ihre Mutter mußte sich den Ärger vom Herzen herunterreden, das war die einzige Heilung. Was Frau von Rockhausen bei solcher Gelegenheit alles sagte, wußte darauf los, sich immer mehr aufregend, bis dann plötzlich eine körperliche und seelische Ermattung über sie kam, die sie in einen Tränenstrom ausbrechen ließ.

Wenn nur der Vater jetzt nicht nach Hause kommt! war Elsbeths einziger Gedanke, während sie bei der Mutter ausharrte und immer wieder dasselbe anhörte. Kam der Vater, dann ging es nochmals von vorn los, dann wurde jedes Wort, das im Laufe des Nachmittags gewechselt war, nochmals breitgetreten, dann kamen dieselben Anklagen und Verwünschungen, und dann sollte der Vater helfen. Sie sah ihn vor sich, mit seinen guten, klugen Augen, die so lustig lachen konnten und doch bei solchen Szenen so traurig dreinblickten. Sie sah ihn, wie er sich zu

beherrschen suchte, wie er sich beständig Mühe gab, sie in Güte zu beruhigen — — bis plötzlich doch seine Geduld riß, bis er mit der Faust auf den Tisch schlug und seinem gewaltsam unterdrückten Zorne Luft machte! Dann half es auch nichts mehr, daß sie zu ihm trat, seine Hände faßte, mit flehenden Augen zu ihm aufsah. Dann konnte es sogar passieren, daß er die Liebe zu seinem einzigen Kind vergaß, daß er sie mit harten Worten anfuhr und sie fragte, ob etwa auch sie die Partei der Mutter nehme — —

Sie gab nie Antwort auf diese Frage. Sie verurteilte die Mutter, wenn die immer von neuem mit ihren grundlosen Verdächtigungen anfing, aber sie konnte auch den Vater nicht verstehen, daß er es übers Herz brachte, so lieblose Worte auszustoßen.

Wenn sie irgend konnte, ging sie hinaus und wartete in ihrem Zimmer, bis der Sturm sich gelegt hatte. In früheren Jahren hatte sie die blutigsten Tränen geweint, wenn sie oben in ihrer Stube die lauten, scheltenden Stimmen der Eltern hörte. Jetzt weinte sie schon lange nicht mehr, die Szenen wiederholten sich zu oft, als daß sie ihr noch Tränen entlocken konnten. Aber das Gefühl der Trauer um ihre verlorene Jugend und das verlorene Eheglück der Eltern befiel sie immer wieder, zugleich aber auch ein Gefühl des Widerwillens gegen diese heftigen Auftritte. Sie begriff dann weder ihren Vater, noch die Mutter.

Und noch viel schlimmer als diese Szenen waren

die nachfolgenden Stunden, wenn die Mutter sich bei ihr über den Vater beklagte, wenn der Vater sie zu sich in sein Zimmer rief und ihr sein Herz ausschüttete. Dann ging sie vermittelnd von einem zum andern, bis endlich ein Friede geschlossen wurde, der ewig dauern sollte und oft keinen Tag anhielt.

Wenn nur der Vater jetzt nicht kommt!

Wenn sie gewußt hätte, wo er war, so hätte sie ihm ein Billet geschickt und ihn gebeten, am Abend in der Stadt zu bleiben. Morgen früh dachte die Mutter sicher ruhiger.

„Wo Papa nur bleibt?“ fragte Frau von Rockhausen. „Sicher hat er auf der Straße wieder irgend eine schöne Dame getroffen, — vielleicht gar diese Frau Thea, und geht nun plaudernd mit ihr auf und ab, macht ihr den Hof und vergißt darüber ganz, daß er zu Hause Frau und Kind hat —“

„Aber Mama!“

Elsbeths Wangen färbten sich dunkelrot: „Papa hat mir einmal erzählt, daß er Dir in der ganzen Ehe nicht ein einziges Mal Grund zur Eifersucht gegeben hat, daß er Dir stets —“ sie schwieg — das Wort „treu“ wollte ihr nicht über die Lippen, sie sprach ja von ihren eigenen Eltern. So fuhr sie denn fort: „Papa hat immer nur Dich geliebt, er tut doch nie etwas Unrechtes. Und wenn er auch einmal mit anderen Damen spricht, so ist das doch keine Sünde.“

„Männer pflegen es wenigstens immer als etwas ganz Selbstverständliches hinzustellen, wenn sie sich

mit jeder anderen Dame unterhalten, nur nicht mit der eigenen Frau! Die hat man immer, die kann nicht fortlaufen, die ist durch das Gesetz und durch die Kinder gebunden, die bleibt zu Hause und wartet, bis man kommt — das wirst Du schon alles noch kennen lernen, wenn Du erst selbst verheiratet bist."

„Ich habe Dir schon tausendmal gesagt, Mama, daß ich nie heiraten werde!"

Frau von Rockhausen achtete garnicht auf den festen, bestimmten Ton, der aus Elsbeths Worten klang. „Das ist ja alles Unsinn, das habe ich Dir schon unzählige Male erklärt. Aber so oft ich Dich schon darnach fragte: Du hast mir nie einen Grund angegeben, weshalb Du eine alte Jungfer werden willst."

„Es ist eben lediglich Empfindungssache," gab Elsbeth ausweichend zur Antwort. Sie brachte es nicht über das Herz, ihrer Mutter zu sagen: eure Ehe ist mir ein abschreckendes Beispiel, ich will nicht so unglücklich werden, wie du, — aber ich will auch keinen Mann so unglücklich machen.

Wenn das Kapitel von Elsbeths zukünftiger Heirat erörtert wurde, dann vergaß die Mutter darüber selbst den größten Ärger. War Elsbeth verheiratet, dann mußte ihr Mann ja einsehen, daß er sie, soweit der Dienst es nicht erforderte, keinen Augenblick allein lassen durfte, dann waren sie ganz auf einander angewiesen, dann lebten sie nur noch für sich, und aus diesem intimen Zusammensein heraus

konnte dann mit der Zeit vielleicht doch noch ein neues Glück erstehen — Sie liebte ja ihren Mann über alles, und gerade weil sie das tat, gönnte sie keiner anderen, daß ihr Mann mit ihr sprach oder gar beim Tanz den Arm um sie legte und sie an sich zog. Dann litt sie Höllenqualen. Ihr Mann wußte das doch ganz genau. Warum widmete er sich da nicht nur ihr?

Jetzt konnte er noch zuweilen, wenn er ausging, die Ausrede gebrauchen: du bist ja nicht allein, Elsbeth ist bei dir. — War die erst aus dem Haus, dann durfte er einfach nicht mehr ausgehen — und dann konnte vielleicht doch noch alles wieder gut werden —

Natürlich sagte sie nie, daß sie lediglich aus egoistischen Gründen Elsbeths Verheiratung wünschte, das hätte ja aussehen können, als verlange sie, daß das Kind seiner Mutter ein Opfer bringen solle. Das durfte nie sein. Elsbeth sollte sich ganz frei entschließen. Aber um wenigstens etwas auf ihr Kind einzuwirken, schilderte sie ihr, wenn das Gespräch darauf kam, mit glühenden Farben das Glück der Ehe.

Zuerst hatte Elsbeth diese Worte der Mutter als eine grausame Ironie empfunden, aber bald merkte sie, daß es ihr mit dem, was sie sagte, vollständiger Ernst war. Sie verstand ihre Mutter nicht, aber sie widersprach ihr auch nicht.

So hörte sie auch jetzt, froh, daß das Gespräch eine andere Wendung genommen hatte, sehr aufmerksam zu, als die Mutter auf sie einsprach.

„— — Du solltest wirklich heiraten, Elsbeth, es wird die höchste Zeit für Dich, und augenblicklich ist die Gelegenheit so günstig, wie kaum zuvor! Ich habe absichtlich bisher nicht mit Dir über Bernburg gesprochen — ich dachte, Du würdest von selbst so schlau sein, an ihn zu denken, denn einen besseren Mann kannst Du kaum finden — er ist hübsch, klug, lustig, ein guter Offizier, ist vermögend, und hat einen guten Charakter —“

„Ist es Absicht oder Zufall, daß Du die letzte Eigenschaft zuletzt nennst, Mama?“ fragte Elsbeth, „denn der Charakter ist doch die Hauptsache.“

„Ja und nein,“ meinte die Mutter nach einigem Nachdenken. „Bernburg ist noch zu jung, um schon heute genau voraussagen zu können, wie sich sein Charakter entwickelt. Er kann so bleiben, wie er ist, er kann viel besser, aber auch viel schlechter werden.“

„Wie kannst Du so etwas von ihm behaupten, Mama! Du kennst doch Bernburg ebenso wie ich genauer als wie die meisten anderen Offiziere. Was Du da sagst, klingt sehr wenig freundlich. Ich finde es nicht hübsch, einem Menschen eine Unbeständigkeit seines Charakters nachzusagen.“

Lebhafter, als sie es gewollt hatte, nahm Elsbeth ihn in Schutz. Sie merkte es nicht, daß ihre Stimme einen ungewöhnlich warmen Klang annahm.

In den Augen der Mutter blitzte es freudig auf, sie hatte es nicht erwartet, daß Elsbeth so energisch

seine Partei ergreifen würde. Aus den Worten klang ihr deutlich hervor, daß Bernburg ihrer Tochter keineswegs gleichgültig war. Sollte sich in dem Herzen ihres Kindes, wenn auch vielleicht noch unbewußt, ein anderes Gefühl als nur das der Freundschaft für den jungen Offizier regen?

So sehr sie das auch beschäftigte, sie durfte doch nicht darnach fragen, sie durfte überhaupt nicht so tun, als hätte sie etwas Besonderes aus Elsbeths Entgegnung herausgehört. So sagte sie denn nur: „Du hast mich ganz falsch verstanden. Was ich sagte, sollte in keiner Weise ein Vorwurf sein, einen solchen gegen Bernburg zu erheben hätte ich außerdem nicht die leiseste Veranlassung. Meine Worte waren ganz allgemein gehalten. Denn es ist nach meiner Meinung ganz klar, daß wir im Laufe der Zeit nicht nur unser Äußeres, nicht nur unsere Ansichten und Urteile über eine Sache ändern, sondern in Zusammenhang hiermit auch unseren Charakter selbst. Auch der macht — ebenso wie wir selbst — in uns seine Umwandlungen und seinen Prozeß durch, das ist weder ein Lob noch ein Tadel, sondern etwas ganz Selbstverständliches. — Nur muß man natürlich dahin streben, daß wir uns soviel in der Gewalt haben, um unseren Charakter bis zu einem gewissen Grade selbst zu bilden, daß wir ihn nicht ausschließlich von äußeren Einflüssen formen lassen. Wir müssen sehen, daß wir mit der Zeit besser, aber nicht schlechter werden. Und vor allen Dingen darf ein Charakter sich nicht von heute

auf morgen verändern, noch dazu in so schlechter Weise, wie bei dieser Frau Thea —“

„Frau Thea hat sich in ihrem ganzen Wesen nicht ein Atom verändert, Mama; sie ist noch heute genau so wie am ersten Tag,“ verteidigte Elsbeth die Freundin.

Mit einem Male war Frau von Rockhausens Ruhe dahin, man hätte es kaum für möglich gehalten, daß das dieselbe Frau war, die soeben noch ganz gelassen und sachlich ihre Ansicht über die Heirat ihrer Tochter entwickelt hatte. In ihren Augen blitzte es feindselig und mit heiserer Stimme rief sie: „Nach allem, was ich Dir über diese Person sagte, wagst Du es immer noch, sie in Schutz zu nehmen? — Solche Unverschämtheit soll ich mir von meinem eigenen Kinde gefallen lassen? Sofort bittest Du mich um Verzeihung!“

„Das kann ich nicht, Mama.“

„Das kannst Du nicht?! Das werde ich Dir zeigen!“ Und in einem plötzlichen Zornesansturm sprang sie auf und erhob die Hand zum Schlag.

Mit starren, unbeweglichen Augen sah Elsbeth ihre Mutter an, als wolle sie sie dadurch bannen. Und wirklich ließ diese die Hand sinken. „Du bist nicht wert, daß ich Dich schlage — Du gehst sofort in Dein Zimmer und kommst nicht eher wieder zu den Mahlzeiten herunter, bis Du mich um Verzeihung gebeten und mir versprochen hast, daß Du ein für allemal den Verkehr mit dieser Person aufgibst.“

Als Elsbeth sich anschickte, das Zimmer zu verlassen, klingelte es draußen, und gleich darauf hörte sie auf dem Korridor die Stimme ihres Vaters.

Sie schlüpfte hinaus und flog ihm in die Arme: „Papa – mein lieber Papa –“

Das war alles, was sie in ihrer Erregung sagen konnte. Sie sehnte sich nach seinem Halt, seinem Schutz, sie wollte sich an seiner Brust ausweinen. Die eigene Mutter hatte sie schlagen wollen, sie sah noch die erhobene Hand vor sich, in der Erinnerung daran zitterte und bebte sie am ganzen Körper.

Der Major erriet sofort, daß es wieder einmal eine Szene gegeben hatte, daß sein Kind Zuflucht bei ihm suchte. Ein Gefühl des wärmsten Mitleids – aber auch zugleich des Ekels und des Widerwillens – stieg in ihm auf.

Er küßte Elsbeth zärtlich auf den Mund. „Hast Du solche Sehnsucht nach mir gehabt, mein Liebling? Na, nun bin ich ja bei Dir und habe uns sogar einen Gast mitgebracht.“

Er sah sich um: „Wo stecken Sie denn eigentlich, Bernburg?“

Der war, als Elsbeth ihrem Vater in die Arme flog, unwillkürlich ein paar Schritte zurück auf den Vorflur getreten. Er ahnte, daß eine besondere Veranlassung dieser stürmischen Begrüßung zu Grunde lag, und wollte durch seine Anwesenheit nicht gleich im ersten Augenblick stören. Jetzt aber trat er durch

die noch offenstehende Korridortür heran: „Ich habe mir nur noch die Füße gereinigt, Herr Major.“

„Na, kommen Sie nur.“ Und zu seiner Tochter gewandt fuhr der Major fort: „Ja, Elsbeth, das ist eine Überraschung, was? — Denk' Dir, ich habe es erst heute zufällig erfahren, daß Bernburg neulich Deine Pakete trug, als er zu spät zum Dienst kam! Du hast mir ja auch nichts davon erzählt, und so hatte er ungerechterweise auch noch Grobheiten zu hören bekommen — — na, bei einer Flasche Wein wollen wir uns heute abend wieder vertragen, was, Bernburg?“

„Meinetwegen können es auch zwei sein, Herr Major.“

Der Major lachte auf: „Gott erhalte dem preußischen Leutnant seine Frechheit! Mit der erringt er im Frieden ebenso viel Siege, wie im Kriege mit seiner Taktik.“

„Wenn nicht noch mehr, Herr Major! Denn unsere Frechheit wird selbst von den Vorgesetzten anerkannt, während unsere Taktik — wenigstens in den Augen der Höheren — Unsinn ist.“

„Stimmt,“ pflichtete der Major ihm bei, während beide Herren sich der Paletots entledigten und die Säbel abschnallten.

Sie hatten das Gespräch absichtlich in einem lustigen, übermütigen Ton geführt, um Elsbeth dadurch Gelegenheit zu geben, sich zu sammeln. Und es gelang ihr auch. Sie freute sich aufrichtig über die

Anwesenheit des Gastes. So war wenigstens heute abend keine Wiederholung des Aussprache zu befürchten. Auch der Befehl, ihr Zimmer aufzusuchen, wurde jetzt hinfällig. Sobald der Vater nach Hause kam, hätte er sie doch wieder heruntergeholt, das tat er stets, wenn die Mutter sie fortschickte, und natürlich kam es auch dann deswegen stets zu einer erregten Aussprache zwischen den Eltern. Auch die blieb nun heute allen erspart.

Gleich darauf betraten alle das Wohnzimmer, in dem die Hausfrau ihren Gast mit der größten Liebenswürdigkeit empfing. Sie hatte den Streit mit Elsbeth schon wieder ganz vergessen, sie dachte jetzt nur noch daran, daß sie dieser vorhin geraten hatte, Bernburg zu heiraten, und nahm es als ein äußerst günstiges Zeichen, daß er gerade heute abend zu ihnen kam!

Und zu dieser einen Freude gesellte sich noch eine andere: Bernburg war ja mit Gillberg sehr befreundet, er ging dort häufig ein und aus. Wenn sie das Gespräch geschickt auf ihre Feindin brachte, konnte sie sicher manches erfahren, was sie später als Waffe gegen sie gebrauchen konnte. —

Diese Aussicht machte sie so froh, daß sie garnicht daran dachte, in den nächsten Stunden mit ihrem Mann nicht über Josefine und Frau Thea sprechen zu können — — An Josefine wagte sie sich mit ihrem Zorn nicht heran, die war die Schwester ihres Kommandeurs, und er hielt das Geschick ihres

Mannes in Händen, da mußte Frau Thea für die andere mitbüßen — —

Bernburg war einmal fast ein Vierteljahr hindurch bei dem Major stellvertretender Adjutant gewesen, als der andere durch Krankheit längere Zeit dem Dienste fern gehalten wurde. Das hatte die beiden Herren einander näher gebracht, und der Major hatte den anderen oft zu sich ins Haus gebeten. Bernburg war stets gern gekommen, denn Elsbeth gefiel ihm. Schon, daß sie absolut nicht geheiratet sein wollte, war ihm an ihr außerordentlich sympathisch. Und dann hatte sie noch eine andere gute Eigenschaft, die er ihr „himmelhoch“ anrechnete, wie er es nannte. Sie forderte ihn nie auf, zu singen, trotzdem er der lyrische Tenor des Regiments war. Er war kein großer Sänger vor dem Herrn, das wußte er selbst am besten, die Töne, die er in der Kehle hatte, reichten für den Hausbedarf, und an Kaisers Geburtstag auch zur Unterstützung des gemeinschaftlichen Kirchengesanges; viel mehr war nicht damit los. Aber auf allen Gesellschaften wurde er trotzdem gebeten: „Ach, bitte, Herr Leutnant, singen Sie doch — singen Sie doch!“ Er sang, um diesen Quälereien ein Ende zu machen, und er wurde angestaunt und angehimmelt, als wenn Carusos Tenor im Vergleich mit seinen paar Tönen eine knarrende Schublade wäre! Es war einfach ekelhaft, aber er war ja für Leutnantsverhältnisse sehr reich — — da war für die anderen alles an ihm vollkommen — —

Der Major war ebenso wie seine Frau gänzlich unmusikalisch, deshalb begriff er es vollkommen, daß seine Kerls so oft beim Schlag der großen Trommel den falschen Fuß aufsetzten! Er hatte es in seiner Jugend auch nicht anders gemacht. Trotzdem mußte er seine Leute jetzt immer anfahren, sie immer wieder fragen: wie so etwas nur möglich wäre? Er nannte das selbst eine Tragikomödie, die er am liebsten nicht mehr aufgeführt hätte. Aber sie stand auf seinem täglichen Repertoire.

Im Gegensatz zu ihren Eltern war Elsbeth selten musikalisch veranlagt. Kein Mensch wußte, von wem sie dieses Talent geerbt hatte, aber es war da. Und weil es so gut ausgeprägt war, bat sie ihn nie, zu singen: für sie war seine Stimme kein ungetrübter Genuß.

So saß er auch jetzt in dem erhebenden Gefühl mit der Familie zusammen, nicht nach dem Abendessen das schöne Lied von dem Einschneiden in alle Rinden, das ein Kamerad nach seiner Meinung noch viel kürzer und prägnanter einfach das „Einschneide-Lied“ nannte, oder sonst etwas Ähnliches singen zu müssen! Er plauderte in seiner lustigen Weise darauf los, Sinn und Unsinn durcheinander, und war froh, wenn ein Lachen einmal seinen Worten folgte. Mehr verlangte er garnicht von sich, als daß es ihm gelingen möchte, Elsbeth lustig zu stimmen und sie ihre Sorgen vergessen zu machen. Denn wenn sie sich auch noch so zu verstellen suchte, er merkte es ihr doch

an, daß sie unter der Nachwirkung eines heftigen Auftrittes litt — —

Beim Abendessen kamm das Gespräch natürlich auf die bevorstehende Ankunft Sr. Hoheit.

Und da geschah es, daß Bernburg ganz unbeabsichtigt und ohne an die Tragweite seiner Worte zu denken, lebhaft, wie er war, im Laufe des Gespräches plötzlich sagte: „Übrigens hatten wir neulich mittags einmal eine lebhaftete Debatte bei der schönen Frau Thea — pardon, ich meine natürlich: bei Frau von Gillberg. Sie behauptete: als Ausländerin könne sie nicht begreifen, worin die Auszeichnung bestände, einen Namenszug zu erhalten und dadurch beinahe Garde zu werden. Vergebens bemühten wir uns, ihr das klar zu machen. Bei einer anderen Dame hätte man so etwas natürlich nicht für möglich gehalten, aber diese reizende Frau kann sagen, was sie will, man kann ihr nichts übelnehmen. Und das Interessanteste war, wie sie ihre Behauptung begründete.“

„Da bin ich wirklich sehr begierig —“

Frau von Rockhausen sah den Sprecher voller Spannung an: nach außen schien sie ganz ruhig, nichts an ihr verriet die fieberhafte Erregung, in der sie sich befand. Da hatte sie mit einem Male, was sie suchte! Diese Frau Thea wagte es, öffentlich in ihrem Hause auszusprechen, daß es keine Auszeichnung sei, einen fürstlichen Namenszug zu erhalten! Wenn das sie höheren Vorgesetzten erfuhren, wenn das Seine Ho-

heit wüßte —! Wenn sie das wüßten! Und erfahren würden sie es — dafür wollte sie schon sorgen. Ein stolzes Glücksgefühl erfüllte sie, jetzt war sie ihrer Beute sicher, die konnte ihr nun nicht mehr entgehen — —

Bei Bernburgs Worten hatte Elsbeth erschrocken ihre Mutter angesehen, und das blitzschnelle freudige Aufleuchten in deren Augen beobachtet. Die Furcht schnürte ihr jetzt das Herz zusammen. War Thea wirklich so unvorsichtig gewesen, so etwas zu sagen? Dann standen ihr entsetzlich schwere Stunden bevor, besonders wenn Bernburg, der garnicht zu wissen schien, was er da sagte, noch weitersprach — —

So warf sie ihm denn einen flehenden Blick zu, aus dem eine solche Angst sprach, daß Bernburg mit einem Male die grenzenlose Dummheit erkannte, die er gemacht hatte. Wie mache ich das wieder gut? dachte er. Denn ebenso wie sein Freund Dörmann und die meisten anderen Leutnants schwärmte auch er für die hübsche junge Frau. Und er erschrak bei dem Gedanken, ihr irgendwelche Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Da kam ihm Hilfe von einer Seite, auf die er am wenigsten gezählt hatte: „Frau Thea hat neulich mit mir dasselbe Thema erörtert,“ meinte gelassen der Major, den Bernburgs Worte auch erschreckt hatten, „sie liebt es ja nun einmal, kühne Behauptungen, an die sie natürlich selbst nicht glaubt, aufzustellen, um dadurch eine Diskussion herbeizuführen,

die sie mit ebenso viel *Geschick* wie *Geist* durchführt — — ich nannte sie neulich einmal den weiblichen Oskar Wilde — der sagte ja auch immer das Gegenteil von dem, was er meinte und lachte dann laut auf, wenn er durch seinen scharfen Verstand und durch seine trügerische Beweisführung es dahin gebracht hatte, daß die Leute sagten: ja ja, der Mann hat Recht! Und die merkten dann garnicht, daß sie auf den Leim gelockt waren. — Genau so macht es Frau Thea. Sie ist eine selten kluge und gescheite Frau."

Natürlich hatte der Major nie mit ihr über diesen Punkt gesprochen. Was Bernburg ihm da sagte, war ihm vollständig neu, aber er übersah sofort die Folgen, die Theas Worte, wenn sie bekannt wurden, für sie haben konnten. So nahm er sie denn jetzt in Schutz, aber er nahm sich auch zugleich vor, morgen mit ihrem Mann zu sprechen. So etwas durfte sie in Zukunft nicht wieder sagen.

Na, für den Augenblick war die Gefahr beseitigt. Vor allen Dingen hatte er seiner Frau eine Waffe gegen ihre Feindin entrissen.

Elsbeth und Bernburg warfen ihm einen dankbaren Blick zu, und in Elsbeths Wangen kehrte die Farbe zurück: „Auch ich habe neulich mit Frau Thea darüber gesprochen," rief sie schnell, „sie erzählte mir von jenem Mittag und amüsierte sich köstlich, daß die klugen Herren der Schöpfung so auf ihren Scherz hineingefallen wären!"

„Es ist ein Elend mit uns Männern," meinte

Bernburg, der sich inzwischen von seinem Schrecken erholt hatte. „Je geistreicher wir sein wollen, desto dümmer sind wir. — Das geht natürlich nur auf Untergebene, Herr Major —“ meinte er übermütig, „die hohen Vorgesetzten brauchen sich durch diese weisen Worte nicht getroffen zu fühlen.“

„Nur gut, daß Sie das selbst eingestehen,“ neckte der Major, „sonst hätte ich morgen Gelegenheit genommen, einmal mit Ihnen „unter vier Augen“ zu sprechen und Ihnen da zu beweisen — —“

„Ich hätte es Ihnen auch so geglaubt, Herr Major! Intime Aussprachen unter vier Augen haben ja allerdings ihren Reiz — wie Dörmann sagen würde. Aber — es kommt auf die Augen an, besser gesagt: darauf, wem sie gehören —“

Frau von Rockhausen saß während dieser etwas gewaltsam herbeigeführten Neckerei, die das Gespräch von dem verfänglichen Thema ablenken sollte, in der höchsten Erregung da. Sie hatte geglaubt, den Sieg über ihre Feindin in der Hand zu haben, und nun sollte er ihr wieder genommen werden —! Natürlich glaubte sie kein Wort von dem, was ihr Mann und Elsbeth sagten — das geschah ja nur, um die andere zu retten, sie vor ihrem Zorn zu schützen. Es erfüllte sie mit grenzenloser Wut, daß ihr Gatte und ihr eigenes Kind ihre Todfeindin gegen sie in Schutz nahmen, aber so leicht, wie die anderen glauben mochten, wollte sie sich doch nicht zufrieden geben! So fragte sie denn ihren Mann plötzlich: „Wann hast Du

Dich denn mit Frau Thea über diesen mehr als interessanten Punkt unterhalten? Davon hast Du mir ja garnichts erzählt."

Ohne gleich zu antworten, bot der Major seinem Gast eine Zigarre an und reichte dann auch das Streichholz: „Wann war es doch noch? — Ich glaube vor drei Tagen — oder vor vier — oder sonst irgendwann — ich traf sie auf der Straße."

„Und das hast Du mir verschwiegen —?"

Ihre Eifersucht wurde schon wieder wach. Daß Frau Thea so gesprochen haben sollte, wie ihr Mann es sagte, glaubte sie nie und nimmer. Aber zusammen gewesen sein konnte er trotzdem mit ihr. Und Frau Thea hieß ja nun einmal im Regiment „die schöne Frau Thea". Ob mit Recht oder Unrecht blieb sich gleich. Die Männer haben ja in den seltensten Fällen einen eigenen Geschmack. Wenn eine Frau den Ruf hat, hübsch zu sein, dann machen ihr alle den Hof, die jungen und die alten, und die letzteren erst recht, um den Anschein zu erwecken, als wären sie noch jung.

Der Major warf seiner Frau einen Blick zu, der sie daran erinnern sollte, daß sie nicht allein seien, dann sagte er: „Entschuldige, bitte, daß ich vergaß, Dir davon zu erzählen," und um das Gespräch abubrechen, fuhr er fort: „Wenn nicht alle Anzeichen trügen, gibt es ja doch nichts mehr zu essen, und da wir auch schon rauchen, trinken wir unseren Wein wohl besser nebenan zu Ende." Und ohne die Antwort seiner Frau abzuwarten, erhob er sich.

Doch wenn er geglaubt hatte, damit das Gespräch von Frau Thea abgebracht zu haben, irrte er sich sehr. Auch als man im anderen Zimmer zusammensaß, fing seine Frau von neuem davon an und versuchte, Bernburg auszuhorchen. Aber der war in der Erinnerung an den Blick, den Elsbeth ihm zugeworfen hatte, sehr vorsichtig: „Ich kenne die gnädige Frau leider sehr wenig, ich bin erst einige Male in ihrem Hause gewesen, — da hat sie mir allerdings ausgezeichnet gefallen. Wie der Herr Major vorhin schon sagte, ist sie sehr klug und begabt, aber in vieler Hinsicht noch wie ein Kind, übermütig und lustig.“ Mehr als solche ganz allgemeine Redensarten waren nicht aus ihm herauszubringen.

Aber eine lustige, unbefangene Unterhaltung wie sonst wollte nicht aufkommen. Bernburg las in Elsbeth's Zügen eine innere Unruhe, und auch der Major, der da ahnen mochte, daß der heutige Abend noch mit einer großen ehelichen Diskussion enden würde, war stiller und ernster, als er sonst zu sein pflegte, wenn er Gäste hatte.

So erhob Bernburg sich denn schon sehr früh: „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich bereits aufbreche, gnädige Frau, — aber ich habe fest versprochen, noch in den Klub zu kommen, es sind ein paar auswärtige Herren dort zu Besuch, die ich gern noch einen Augenblick begrüßen möchte.“

„Willst Du nicht auch noch mitgehen, Vater?“ bat Elsbeth, der vor der kommenden Stunde graute.

Aber seine Frau hielt ihn zurück: „Ich bitte Dich herzlich, Otto, bleib' hier. Ich möchte noch etwas mit Dir besprechen, das keinen Aufschub duldet.“

Der Major wäre sehr gern mitgegangen. Nun konnte er es nicht, wenn er seiner Frau gegenüber in Gegenwart seines Gastes nicht unhöflich erscheinen wollte. So sagte er denn: „Sie hören es, Bernburg, höhere Pflichten halten mich zurück. Aber einen guten Rat will ich Ihnen geben: wenn Sie jemals heiraten, gewöhnen Sie Ihrer Frau an, ernste Dinge mit Ihnen nie am Abend, sondern immer mittags zu besprechen, wenn Sie vom Dienst kommen. Dann sind Sie doch sowieso schon schlechter Laune, da bleibt sich's gleich. Aber eine ernste Aussprache vor dem Schlafengehen — das verdirbt den Teint.“

Es sollte scherzhaft klingen, aber man hörte den Ernst deutlich heraus.

„Ich will es mir merken, Herr Major.“ Bernburg versuchte, eine lustige Antwort zu geben, aber es gelang ihm nicht. Eine drückende Stimmung lag im Zimmer. So verabschiedete er sich schnell, und als er noch auf der Treppe war, hörte er schon Frau von Rockhausens laute Stimme. Unwillkürlich beschleunigte er, sobald er auf der Straße war, seine Schritte. Er wollte nicht daran denken, daß sich da oben nun wieder eine jener Szenen abspielte, die dann durch die Indiskretion der Dienstboten weitergetragen wurde und die Runde bei allen Familien macht. —

Er wollte nicht daran denken. Aber selbst im

Kreise der lustigen Kameraden dachte er nichts anderes. Immer sah er Elsbeth's verstörtes und angstvolles Gesicht vor sich, das sie, als er ging, trotz aller Selbstbeherrschung nur zu deutlich zur Schau getragen hatte.

Ihm war förmlich, als höre er beständig die laute Stimme der Frau von Rockhausen, und vor seinen Augen sah er ganz deutlich den heftigen Auftritt vor sich, der sich in denselben Räumen abspielte, in denen er noch eben als Gast geweilt hatte.

Einfach widerlich! Wenn man solche Ehe sieht, könnten einem allerdings alle Heiratsgedanken vergehen!

Er war ein stiller Gast im Kreise der Zecher, und trotzdem er schneller und mehr trank, als es sonst seine Gewohnheit war, wurde er doch nicht lustig. So machte man auch nicht ernstlich den Versuch, ihn zurückzuhalten, als er schon nach einer Stunde aufbrach.

Zu Hause ging er noch lange in seinen Zimmern auf und ab. Seine Gedanken waren bei Elsbeth. Wenn die nicht geschworen hätte, nicht zu heiraten, dann verdiente sie es wirklich, daß bald ein Mann für sie käme und sie aus dem Elternhaus fortnahm.

Aber die Mutter — wer nahm die mit in den Kauf!

Wieder hörte er im Geiste ihre keifende Stimme, er sah Elsbeth mit entsetztem Gesicht, ganz verstört, die Augen voller Tränen, dastehen, die Hände gefaltet, ein Bild stiller Ergebung in dem gräßlichen

Streite der Eltern —, und eine namenlose Wut befiel ihn plötzlich. — —

Dröhnend schlug er mit der Faust auf den Tisch. „Der Frau möchte ich einmal meine Meinung sagen, so deutlich, als wäre sie ein Rekrut, dem man alles sagen kann, was man will und der doch von Staats- und Rechtswegen das Maul halten muß! Da würde sie Dinge zu hören bekommen, die in keinem goldenen Buch der Sitte und in keinem Konversationslexikon stehen ——“

„Und ich werde ihr auch die Wahrheit sagen!“ beschloß er plötzlich. „Elsbeth's wegen will ich ihr einmal grob werden, so hahnebüchen deutlich, wie sie es verdient — das schwöre ich beim Styx und bei dem Raub der Sabinerinnen —!“

Unwillkürlich erhob er die Finger zum Schwur, aber gleich darauf bekam er's mit der Angst: was würde der Major sagen, wenn er gegen dessen Frau unhöflich wurde? Die Sache konnte ihm unter Umständen den Kragen kosten.

„Und wenn schon,“ sagte er sich, was der Mensch schwört, muß er auch halten.

Er sah nach der Uhr: er hatte noch keine Lust, zu Bett zu gehen. So setzte er sich denn in seinen Lehnstuhl und zündete sich noch eine Zigarre an.

„Ich will mich etwas auf die Rede vorbereiten, damit ich im gegebenen Augenblick auch weiß, was ich sagen soll.“

Aber als er in seinem Stuhl saß, da dachte er weniger an Frau von Rockhausen, als an Elsbeth — — Herrgott, das war ja gar kein Leben, das die führte, die verdiente wirklich bald einen netten Mann!

Er hielt Umschau unter allen seinen Bekannten, aber keiner schien ihm gut genug. Und er kam schließlich zu der Überzeugung, daß er der einzige wäre, der zu Elsbeth paßte — —

Und war er erst mit ihr verlobt, dann hatte er nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, seiner Schwiegermutter grob zu werden, dann mußte er seine Frau vor häßlichen Szenen schützen, ihr jedes Leid und jeden Kummer fernhalten.

Aber noch war er ja garnicht verlobt, und bisher hatte er sich auch noch garnicht vorgenommen, um Elsbeth zu werben!

Unwillkürlich dachte er zurück an den Mittag, als er den Himmel um ein Zeichen gebeten hatte, wen er heiraten solle — — da war ihm Elsbeth begegnet — sollte das wirklich mehr als ein Zufall gewesen sein?

Die Zigarre näherte sich dem Ende und er erhob sich, um sich schlafen zu legen. Als er das Schlafzimmer betrat, fand er dort einen Zettel vor, den der Bursche ihm hingelegt hatte:

„Dienstveränderung!

Die Instruktionsstunde von 7 bis 8 von dem Herr Leutnant fällt aus.

Dafür um 6 Uhr Abmarsch der Kompagnie zu einer Gefechtsübung im Gelände.

A.B.

Pauser, Feldweibel."

„Das heißt mit anderen Worten, daß man anstatt um sechs, schon um fünf aufstehen darf — und jetzt ist es“ — er warf einen Blick auf die Uhr — „hol's der Teufel! schon gleich halb drei. Das kommt davon, wenn man sich mit seiner Schwiegermutter beschäftigt, ehe man sie noch hat. Na warte, du sollst mir's büßen, daß ich jetzt nur zwei und eine halbe Stunde schlafen kann —“

Dann kleidete er sich schnell aus und ihm war, als hätte er eben erst angefangen, von Elsbeth zu träumen, als sein Bursche ihn schon rüttelte und schüttelte und ih daran erinnerte, daß es nun die höchste Zeit sei, aufzustehen — — —





VII.

Frau Josefine hatte schon lange im Regiment ihre Besuche gemacht, die Gegenbesuche empfangen und war bereits zu verschiedenen Kommiß-Peccos geladen worden, die man gleichzeitig ihr und Frau Thea zu Ehren gab. Beide waren neu im Regiment und mußten angefeiert werden. Da traf es sich für die verschiedenen Hausfrauen, teil aus Sparsamkeitsrücksichten, teils aus anderen Gründen sehr gut, daß man gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen konnte. Denn diese Kommißgesellschaften sind und bleiben nun einmal entsetzlich langweilig, ganz einerlei, ob man sie selbst gibt oder sie als Gast besucht: immer dieselben Menschen, immer das gleiche Gesprächsthema, immer die nämlichen Scherze und Witze, immer dieselbe Unterwürfigkeit gegen die Höheren, immer dieselbe zur Schau getragene Herzlichkeit gegen die Gleichgestellten, die mit wahrer Herzlichkeit nicht das Geringste zu tun hat, immer dieselben Toiletten, und wenn einmal ein neues Kleid erscheint, immer wieder dieselben bewundernden neidischen Blicke — —

Heute war Pecco bei Hauptmann Ahlert, dem zanksüchtigsten Ehepaar der ganzen Garnison. Im Vergleich zu denen lebten selbst Rockhausens glücklich

zusammen, die hatten doch wenigstens eine entzückende Tochter, die ein Bindeglied zwischen ihnen bildete, und als Entschuldigung diente für Frau von Rockhausen ja auch ihre krankhafte Nervosität. Aber bei Ahlerts war der eine Teil noch gesünder als der andere, sowohl körperlich wie geistig, — und trotzdem diese entsetzlichen Szenen. Und seitdem vor einigen Monaten in dasselbe Haus mit ihnen in die unter ihrer Etage gelegenen Parterre-Räume ein junger, flotter Referendar eingezogen war, behauptete man, daß die Frau es auch mit der ehelichen Treue nicht mehr sehr genau nehme. Ihr Mann selbst hatte sie deswegen fortwährend im Verdacht. Sie verachteten sich gegenseitig und konnten doch nicht ohne einander leben. Sie brauchten diese häuslichen Szenen zum Leben, wie Butter und Brot.

Vergebens hatte Oberst von Eckern da eine Änderung herbeizuführen gesucht, er hatte den Mann zur Rede gestellt, ihm erklärt, er könne ein solches Eheleben in seinem Regiment nicht dulden, sie müßten entweder Frieden halten oder auseinandergehen, wenn sie sich nicht dem aussetzen wollten, eines Tages in eine andere Garnison versetzt zu werden. Von dem schlechten Ruf, den die Frau genoß, hatte der Oberst nicht zu sprechen gewagt, denn der konnte sich ebenso gut auf Lüge wie auf Wahrheit gründen. Er hatte keine Beweise irgendwelcher Art in der Hand, und daß Hauptmann Ahlert den Referendar selbst zu sich in seine Wohnung einlud und mit ihm verkehrte,

sprach ja deutlich dafür, daß dessen Verhältnis zu seiner Frau ein ganz harmloses war.

Vor allen Dingen aber wollte Oberst von Eckern an eine so schmutzige Geschichte innerhalb eines Offizier-Korps ebenso wenig glauben wie Frau Rita, mit der er oft darüber sprach. Auch die verwies das alles in das Gebiet der Fabel, und je eifriger die Lästerzungen an der Arbeit waren, umso häufiger zog sie die Frau auf Gesellschaften offiziell ins Gespräch, um dadurch zu zeigen: glaubt ihr nun, daß die Menschen gemein sind, wenn sie so etwas Häßliches erzählen?

Für ein paar Tage nützte das auch stets, denn man wußte, daß Frau Rita mit der anderen nie ein Wort sprechen würde, wenn sie nicht von ihrer Untadelhaftigkeit felsenfest überzeugt gewesen wäre, ja, noch mehr, wenn sie diesen ihren Glauben und ihre Überzeugung nicht auf ganz bestimmte Tatsachen hätte stützen können.

Und schließlich gab es auch genug Leute, die die Frau selbst für den Fall in Schutz nahmen, daß alles wahr sein sollte, was man sich erzählte. Du großer Gott — Eheirrungen kamen in den besten Familien vor allerdings gehörten sie in der Armee — Gottlob! — noch zu den Seltenheiten. Aber die Zahl der Offiziersdamen wächst mit der Vergrößerung der Armee ja von Jahr zu Jahr — ist es da ein Wunder, wenn sich unter den zahllosen weißen Schafen auch

hin und wieder ein schwarzes zeigt, und vor allen Dingen konnte man aus dem, was die einzelne tat, nicht dem ganzen Stand der Offiziersdamen einen Vorwurf machen. Denn eine Frau hat doch nicht lediglich deshalb, weil ihr Mann zufälligerweise Offizier ist, die Verpflichtung, ihm treuer zu sein, als sie es vielleicht sonst ihrem Manne wäre, wenn er nicht den bunten Rock trüge? Das war doch lächerlich, man mußte die Welt und die Menschen nun einmal nehmen, wie sie sind, man zitierte das bekannte Wort: wenn alle treulosen Männer auf einsame Inseln verbannt würden, dann würde es bald keine mehr geben — nämlich keine einsamen Inseln, und wenn man es in der heutigen Zeit mit allen Damen, die außer ihrem Gatten noch einen anderen lieben, ebenso machte, dann würden die einsamen Inseln auch bald nicht mehr ausreichen. Die Frau ist und bleibt nun einmal in erster Linie Weib. Alles Gerede von dem Rücksichtnehmen auf die Stellung des Mannes ist ein Unsinn. Wenn eine Frau ihren Mann nicht mehr liebt und ihm untreu wird, dann ist es ganz einerlei, ob der Mann ein Arbeiter, ein Leutnant oder ein Minister ist — das eine kann den Fall ebensowenig in einem milderen Lichte erscheinen lassen, wie das andere das Vergehen erschweren und strafbar machen könnte.

Die Ansichten hierüber gingen sehr auseinander, wenn man über diesen Punkt diskutierte. Natürlich sprach man nie von dem einen speziellen Fall, sondern man verallgemeinerte das Thema, — aber unange-

nehm war es den Offizieren doch, daß überhaupt davon geredet wurde.

Und gerade in der letzten Zeit wurde wieder besonders viel geklatscht: Hauptmann Ahlert war dienstlich drei Tage auf Reisen gewesen, und in dieser Zeit sollte der Referendar kaum aus der Wohnung der gnädigen Frau herausgekommen sein. Gewiß, es war sicher nur Dienstbotenklatsch — aber etwas Wahres mochte vielleicht doch daran sein.

So hatte der Oberst sich denn gezwungen gesehen, den Hauptmann zu sich zu bitten und mit ihm einmal sehr ernsthaft unter vier Augen zu sprechen. Die Folge war, daß der Referendar mit seinem Ehrenwort erklärte: alle Gerüchte, die über ihn und die Frau des anderen herumliefen, beruhten auf niederträchtigster Gemeinheit. Dieses Ehrenwort hatte der Oberst verlangt, und der andere hatte es gegeben.

In eingeweihten Kreisen war man davon überzeugt, der Referendar würde einen Revolver entladen und dabei zufälligerweise verunglücken. Aber der schien nicht daran zu denken und verunglückte auch keineswegs. Das hatte man nicht von ihm erwartet. So beschloß man, sich von ihm zurückzuziehen; aber das war schwer durchzuführen. Man hatte natürlich keine Beweise, daß er sein Ehrenwort gegen besseres Wissen gegeben hatte, vor allen Dingen aber konnte man die Frau eines Kameraden nicht bloßstellen, und das tat man, wenn man den Referendar fallen ließ.

Der Oberst, der von alledem nichts erfuhr, war vollständig beruhigt. Ebenso Frau Rita, die noch weniger als ihr Mann jemals an den Klatsch geglaubt hatte. Beide waren sehr froh und überzeugt, daß die Gerüchte jetzt verstummen würden, besonders, da unter der Nachwirkung der Worte des Herrn Oberst Hauptmann Ahlert in einem Gespräch keinen Zweifel darüber hatte aufkommen lassen, daß er in Zukunft jeden vor die Pistole fordern würde, der es noch einmal wagen sollte, seine Frau zu verdächtigen. Daß er diese Worte nicht ganz freiwillig sprach, wußten alle.

Auch das Fest, das er heute abend veranstaltete, gab er auf Wunsch des Herrn Oberst. Es galt, den anderen zu zeigen, daß er mit seiner Frau im besten Einvernehmen lebte, und das mußte er jetzt nach außen hin weit mehr tun als sonst, denn wenn Seine Hoheit erst der Chef des Regiments war, dann konnten hier unter keinen Umständen Ehepaare geduldet werden, die zu ewigem Gerede Anlaß gaben und das Ansehen der anderen Familien damit in Mißkredit bringen konnten. Das gab es nicht, unter keinen Umständen.

Der Oberst hatte so deutlich gesprochen, daß der Hauptmann einsah: er werde sich in der allernächsten Zeit in einer Grenz-Garnison wiederfinden, wenn er nicht mit seiner Frau Frieden schloß. So schwer ihm das auch wurde, es war immer noch leichter, als sich gerade jetzt ihretwegen versetzen zu lassen. Lieber ließ er sich scheiden — aber er dachte wieder daran,

daß er dann nur auf sein Gehalt angewiesen sei. Jetzt hatte er wenigstens immer reichlich Geld — seine Frau war sehr vermögend, und wenn sie ihm auch nicht das Kapital anvertraute, so bestritt sie doch von ihren Zinsen nicht nur den ganzen Haushalt, sondern gab ihm auch ein sehr hohes Taschengeld — — und lediglich des Geldes wegen blieb er bei ihr, wie sie bei ihm ausharrte, um der gesellschaftlichen Stellung, die sie durch die Position ihres Mannes einnahm, nicht verlustig zu gehen.

Man mußte es Ahlerts wirklich lassen: sie hatten sich heute abend alle nur denkbare Mühe gegeben, es ihren Gästen nett und angenehm zu machen. Vor allen Dingen verkehrten die Gastgeber so freundlich mit einander, daß es wirklich ein Vergnügen war, das mit anzusehen. Ein ganz besonderes Lob zollte man ihnen, daß sie in der Hinsicht des Guten nicht zu viel taten, daß sie die Absicht, den Frieden zu zeigen, nicht merken ließen. Und beide behandelten den Referendar mit derselben ruhigen Freundlichkeit. Denn daß der eingeladen wurde, war auch der Wunsch des Herrn Oberst gewesen. Es mußte auffallen, und zu neuem Gerede Anlaß geben, wenn man ihn gerade heute nicht aufgefordert haben würde. War er früher täglich bei ihnen ein und aus gegangen, dann mußte er an diesem Abend erst recht bei ihnen sein.

Hatte am Anfang des kleinen Festes auch eine etwas gedrückte Stimmung geherrscht, so wich diese im Laufe des Abends immer mehr. Man war wirk-

lich ganz erstaunt, als die Wagen vorfuhren; die Zeit war im Fluge vergangen.

Als erster verabschiedete sich der Kommandeur mit seinen Damen, nachdem er den Wirten in liebenswürdiger Weise gedankt und der Frau des Hauses offiziell die Hand geküßt hatte. Dann ließ er sich von dem Burschen hinunter begleiten und sie stiegen in den Mietswagen, der polternd auf dem Pflaster dahinfuhr.

Das eigene Fuhrwerk war noch nicht angeschafft. Das war die Schuld des Herrn Oberst, der trotz allen Suchens bisher kein passendes Gespann hatte finden können, — weil er keins finden wollte. Er verdankte seiner Schwester schon so viel, daß er sich schämte, neue Geschenke von ihr anzunehmen. — —

Jetzt mußte der Wagen eine Ecke zu scharf genommen haben, denn plötzlich gab es einen Ruck und Josefine, die gerade etwas sagen wollte, biß sich auf die Zunge. Das verdarb ihre Laune.

„Weißt Du, Otto, so geht es wirklich nicht weiter! Ich habe keine Lust, meine Gesundheit hier aufs Spiel zu setzen und mich in dieser entsetzlichen Droschke zu Tode rädern zu lassen. Sieh Dich, bitte, morgen nochmals gründlich nach passenden Pferden um, sonst muß ich die Sache selbst in die Hand nehmen.“

„Da wirst Du sicher betrogen werden, Josefine.“

„Aber dann habe ich wenigstens eigene Pferde. Und wenn sie mir nicht gefallen, kann ich sie ja jeder-

zeit wieder umtauschen oder mir ein paar andere kaufen. Ich habe es ja dazu."

Weder der Oberst noch Frau Rita taten, als hätten sie die letzten Worte gehört. Josefine hatte es sich angewöhnt, mit ihrem Reichtum zu prahlen und immer nur von ihrer eigenen Person zu sprechen. Wenn von dem neuen Gespann die Rede war, sagte sie immer nur: meine Pferde — und dadurch hatte sie ihrer Schwägerin die Freude auf die Equipage schon lange verdorben.

Josefine schen erwartet zu haben, daß man ihr antwortete.

„Du hast mich wohl vorhin nicht verstanden, Otto?“ fragte sie noch einmal. „Ich wünsche jetzt endlich mein eigenes Gespann. Ich meine, nach allem, was ich für Euch tat, wäre es doch nicht zu viel verlangt, wenn ich Dich bitte, Dich morgen endlich nach ein paar passenden Wagenpferden umzusehen, — die kommen schließlich ja auch Euch zu Gute.“

Wie schon so oft in der letzten Zeit fühlte der Oberst sich durch den Ton seiner Schwester verletzt. Ein heftiges Wort lag ihm auf der Zunge. Aber er schwieg. Und ein leiser Händedruck seiner Frau, die genau erriet, was in ihm vorging, ließ auch den letzten Rest seines Unmuts schwinden.

„Du hast Recht, Josefine. Ich will morgen nachmittag gleich nochmals in den Englischen Stall gehen und mich dort umsehen. Wenn ich Glück habe, kannst

Du schon übermorgen in Deinem eigenen Gespann fahren."

„Gott gebs.“ Frau Josefine sagte das so ernsthaft, als würde durch die endliche Befriedigung ihrer Eitelkeit eine schwere Last von ihr genommen, als schwände dadurch endlich ein Leid dahin, an dem sie bisher schwer gelitten.

Nach einer Fahrt von einer kleinen Viertelstunde hielt der Wagen vor der Wohnung des Kommandeurs. Früher hatte der Oberst es sehr geliebt, wenn er von einer solchen kleinen Gesellschaft nach Hause kam, in seinem Zimmer bei einem Glas Rotwein und einer Zigarre noch etwas mit seiner Frau zu plaudern, nicht gerade über das Fest selbst, das sie soeben verlassen hatten, aber doch von diesem ausgehend über manches, das sie interessierte. Alles Klatschen, alles Hecheln lag diesen beiden vornehmen Naturen vollständig fern, ein Gespräch über die lieben Mitmenschen wurde nur dann bei ihnen geführt, wenn seine Stellung als Oberst es nötig machte, daß er sich gewissermaßen dienstlich um so etwas kümmerte. Sonst ließ er jeden nach seiner Fassung selig werden.

Aber das war ganz anders geworden, seitdem Josefine bei ihnen war. Die konnte — wie sie behauptete — nicht eher einschlafen, als bis sie die ganze Gesellschaft, von der sie eben kam, von der ersten bis zur letzten Minute nicht noch einmal in Ruhe durchgesprochen hatte — — sie mußte alles erst noch einmal vor ihrem geistigen Auge Revue passieren lassen:

das Menu, die Toiletten und die Unterhaltung. — Dem Oberst sowohl wie Frau Rita war dies in der Seele verhaßt, besonders wenn es sich um die Familien des Regiments handelte. Und so hatten sie sich — schon um kein abfälliges Urteil von Josefine hören zu müssen — sehr gefreut, daß der heutige Abend in jeder Hinsicht so hübsch verlaufen war. Die Gerüchte, die früher durch die Stadt schwirrten, hatten sie ihr absichtlich verschwiegen, aber irgendwie mußte sie doch etwas davon erfahren haben, denn sie faßte ihr Urteil über den heutigen Pecco in die Worte zusammen:

„Kinder — eine solche Affenkomödie wie heute habe ich in meinem ganzen langen, reichbewegten Leben noch nicht gesehen.“

Frau Rita tauschte mit ihrem Mann einen schnellen Blick, dann meinte sie: „Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst. Wenn auch Dir die Klatschgeschichten zu Ohren gekommen sind, so dürftest Du dem nicht glauben, sondern nur nach dem urteilen, was Du mit eigenen Augen gesehen hast.“

„Das tue ich auch,“ entgegnete Josefine stolz, „und ich habe es nicht nötig, mir von Dir Instruktionsstunden geben zu lassen, wie man es bei Euch wohl nennt, wenn Ihr Weisheit von Euch gebt. — Ich habe meine Augen und meine Ohren heute gehörig offen gehabt. Es gibt Worte und Blicke, die wirklich harmlos sind, und solche, die es nur scheinen sollen! An den letzteren hat es heute abend weiß Gott

nicht gefehlt, und man muß entweder Blind sein, oder man muß ganz gewichtige Gründe haben, nicht sehen zu wollen, wenn man nicht bemerkt, daß zwischen dem Referendar und der Frau nicht nur etwas, sondern absolut nichts in Ordnung ist."

Dem Oberst stieg das Blut in die Schläfen: „Ich muß Dich dringend bitten, Josefine, eine Dame meines Regiments nicht zu verdächtigen. Der Assessor hat dem Hauptmann sein Ehrenwort gegeben, daß er nur ein rein freundschaftliches Verhältnis mit der Dame unterhält — und das wird auch Dir wohl genügen."

Frau Josefine zuckte die Achseln: „Das ist doch kein Beweis! Ich bitte Euch: es ist doch auch geradezu kindisch, in solchem Falle das Ehrenwort zu verlangen — der andere kann doch als Ehrenmann garnicht anders handeln, er muß doch sein Wort geben, wenn es gefordert wird, denn er kann doch unmöglich die Frau bloßstellen und sie dadurch kompromittieren, daß er sein Wort verweigert."

„Du weißt vielleicht nicht, daß der Referendar auch Leutnant der Reserve ist. Aber davon ganz abgesehen, hätte seine Ehre es verlangt, zur Waffe zu greifen, wenn er fälschlicherweise sein Ehrenwort gab."

Josefine ließ sich nicht beirren: „Das wäre das dümmste, was er tun könnte, denn dadurch würde er ja ganz deutlich der Welt zeigen, daß er log — er würde durch einen Selbstmord das Gegenteil von dem erreichen, was er damit bezweckte. Er muß schon mit

Rücksicht auf die Frau, die ihm ihre Liebe schenkte, weiterleben. — Und frage Dich selbst, ob Du in einem ähnlichen Falle nicht ebenso handeln würdest? Es ist häufig ehrloser, die Wahrheit zu sagen, als zu lügen. Selbst ein Meineid muß geschworen werden, wenn es gilt, die Ehre einer Dame zu retten — —"

„Das sind Sophismen und theoretische Auseinandersetzungen, über die sich vielleicht streiten läßt," unterbrach der Oberst sie erregt. „Aber mit dem vorliegenden Fall hat das nicht das geringste zu tun. Die Frau mag leichtsinnig gewesen sein, sie hat vielleicht etwas zu stark kokettiert, sich etwas auffallend den Hof machen lassen und dadurch selbst Veranlassung zu jenen Gerüchten gegeben, aber für ihre Ehre lege ich meine Hände ins Feuer, besonders seitdem ihr Mann mir die ehrenwörtliche Versicherung des anderen brachte."

„Ich auch," stimmte Frau Rita ihrem Gatten bei, „denn Du wirst mir wohl glauben, Josefine, daß ich die Frau heute nicht so absichtlich vor allen anderen geküßt hätte, wenn ich nicht von ihrer Unschuld felsenfest überzeugt wäre."

„Ihr seid beide große Kinder! Das merkt man ja schon an der Art und Weise, in der Ihr Euer schönes Vermögen vergeudet habt. Na, deswegen braucht Ihr Euch nun nicht mehr zu grämen, denn nun bin ich ja da, und was ich habe, gebe ich Euch gerne. Aber Ihr seid auch sonst Kinder, das merkt man wieder in dem, was Ihr sagt. — Gott möge Euch

Euren Glauben erhalten — hoffentlich werdet Ihr nicht zu spät sehend. — Nun aber entschuldigt mich — ich bin müde. Diese Peccos haben doch etwas entsetzlich Langweiliges und Einschläferndes. Ich hab' sie mir viel lustiger und übermütiger vorgestellt.“

Wie immer bot sie ihrem Bruder und ihrer Schwägerin die Stirn zum Kuß und zog sich dann zurück, wie täglich: mit dem befriedigenden Bewußtsein, diese ein klein wenig gedemütigt — und außerdem ein klein wenig böses Blut gemacht zu haben. —

Allerdings, was sie über Frau Ahlert sagte, entsprang ihrer innersten Überzeugung. Sie hatte den ganzen Abend geschwankt, ob sie reden oder schweigen solle. Die Liebe zum Streit verleitete sie schließlich, zu sprechen. Vor sich selbst entschuldigte sie das damit, daß sie sich sagte: ich muß Otto nach Möglichkeit davor bewahren, daß er in seinem Regiment Ärger und Verdruß hat, besonders jetzt, wo Se. Hoheit bald kommt. Und schließlich bin ich es auch Rita schuldig, daß ich in ihrer Nähe nur solche Damen dulde, die ihres Umganges wirklich würdig sind.

Aber auch an sich selbst mußte sie denken! Das war sie doch ihrer Stellung schuldig, die sie jetzt im Regiment einnahm.

Josefine liebte ihren Bruder und ihre schöne Schwägerin auf ihre Art wirklich. Und doch empfand sie beständig ein Vergnügen, die beiden ein wenig zu ärgern, sie ihre Macht fühlen zu lassen. Sie freute sich des ungetrübten Eheglückes, in dem die beiden

zusammen lebten, aber sie war selbst zu unglücklich gewesen, als daß nicht doch zuweilen so etwas wie Neid in ihr aufstieg. Dazu kam der Ehrgeiz, nicht nur im Regiment, sondern auch im Hause eine Rolle zu spielen. Sie wollte nicht nur die gute Tante aus dem Märchen sein, die da ankommt, die Schulden bezahlt, und dann mit dem Strickstrumpf bescheiden in der Ecke sitzt und jedesmal errötet, wenn man das Gute erwähnt, das sie getan hat. Nein, das lag ihr nicht, — sie wollte herrschen. Und die Macht suchte sie dadurch zu erringen, daß sie bis zu einem gewissen Grade Unfrieden stiftete.

Josefine trieb, wie sie es offen aussprach, ihre Sonderpolitik. Worin dieselbe bestand, blieb ihr Geheimnis. Ihre Verwandten wußten auch garnicht, ob die Worte wirklich der Wahrheit entsprachen, oder ob Josefine sie nur damit einschüchtern wollte. Denn sie drohte zuweilen mehr, als sie ausführte.

So hatte sie es auch aufgegeben, Frau von Rockhausen zur Vernunft zu bringen, nachdem Frau Rita ihr bewiesen hatte, daß die arme Frau krank sei. Dagegen zeichnete sie Frau Thea, ihrem Vorsatz getreu, bei jeder Gelegenheit aus, nicht nur, weil sie die hübsche junge Frau sehr gern hatte, sondern auch, um Frau von Rockhausen wenigstens zu ärgern. Das Vergnügen ließ sie sich denn doch nicht nehmen, etwas wollte sie auch davon haben, daß sie ihrer Schwägerin nachgegeben hatte.

Josefine war mit allem, was sie tat, höchst zu-

frieden. Es gefiel ihr im Regiment sehr gut, und sie sah mit stiller Befriedigung, daß man schon anfing, sie und ihre spitzen Bemerkungen zu fürchten. Das machte sie stolz. Denn das war ein Beweis dafür, daß man sehr bald um ihre Gunst ringen würde.

Auch heut legte sich Josefine mit dem glücklichen Bewußtsein nieder, wieder einen Tag in ihrem Sinne „ausgenutzt“ zu haben, und da sie genau wußte, daß ihr Bruder auf Grund des soeben beendeten Gespräches noch lange aufbleiben würde, empfand sie die Freude, jetzt schon im Bett zu liegen, umsomehr. Des Abends zu beten hatte Josefine sich schon lange abgewöhnt, das tat sie höchstens nur noch, wenn sie einmal in der Stille der Nacht ein verdächtiges Geräusch hörte — — dann betete sie zu Gott, daß es keine Diebe sein möchten. Aber sonst hatte sie es sich abgewöhnt.

Aber aus alter Gewohnheit faltete sie doch noch immer die Hände über der Bettdecke.

Und mit gefalteten Händen schlief sie auch heute abend friedlich ein. — — —

Unterdessen saß der Oberst in seinem Lehnstuhl und brütete vor sich hin.

Frau Rita saß dicht neben ihm auf dem Sofa und strich ihm von Zeit zu Zeit mit der Hand über das Haar oder die Stirn. Aber beide schwiegen, obwohl sie dasselbe dachten.

Was hatte es für einen Zweck, über Dinge zu reden, die nun doch nicht mehr zu ändern waren.

Josefine war da. Man mußte sie nehmen, wie sie war, und man mußte ihr dankbar sein, daß sie geholfen hatte. Abreisen würde sie nie wieder, selbst dann nicht, wenn es wirklich einmal zu einer sehr ernststen Auseinandersetzung kommen sollte, denn sie hatten erklärt: alle Brücken hinter sich abgebrochen zu haben, um ihren Lebensabend nun in Ruhe und Frieden bei ihrem Bruder und ihrer lieben Schwägerin verbringen zu können. Und der Lebensabend konnte bei ihrer Konstitution und bei ihrem Talent, sich alles Unangenehme fernzuhalten, noch sehr fern sein.

„Es wird Zeit, Otto, daß Du Dich schlafen legst,“ mahnt Frau Rita endlich. „Es ist bald ein Uhr.“

„Ich kann doch noch nicht schlafen,“ widersprach er. „Was Josefine da sagte, beunruhigte mich weit mehr, als Du glaubst. — Ich kann mir nicht denken, daß sie Recht hat, kann es mir nicht vorstellen, daß der Referendar sein Ehrenwort gab, wenn an den Gerüchten doch etwas Wahres sein sollte —“

„Aber es ist nichts Wahres daran, beruhige Dich nur. Josefine glaubt ja selbst nicht an das, was sie sagt. Es liegt nun einmal in ihrem Charakter, immer mißtrauisch zu sein, soweit müßtest Du Deine Schwester doch eigentlich kennen.“

Dann brachte sie das Gespräch wieder auf Frau Hauptmann Ahlert. Auch ihr war es direkt peinlich und unangenehm, das Thema nochmals zu berühren, aber für ihren Mann war es immerhin besser, er sprach sich gründlich über die Dinge aus, die mit

seinem Dienst und seinem Regiment zusammenhängen.

„Ich will morgen einmal mit dem Adjutanten reden,“ meinte der Oberst endlich, „oder wenn auch nicht gerade morgen, so doch an einem der allernächsten Tage, sobald ich mir ganz schlüssig bin. Der soll mir dann offen und ehrlich sagen, was die Leute – und vor allen Dingen: was die anderen Offiziere darüber sprechen. Glaubt man den Gerüchten, die über Frau Hauptmann Ahlert zirkulieren, ja, noch mehr, sollte sich herausstellen, daß die Geschichte auf Wahrheit beruht, dann muß ich Ahlert bitten, sich in ein anderes Regiment versetzen zu lassen. Das ist für ihn nicht so hart, als wenn ich es selbst beantrage. – Unangenehm aber bleibt die Sache auf alle Fälle, besonders jetzt, wo dem Regiment solche Auszeichnung bevorsteht. Wenn es irgend geht, möchte ich die Versetzung, falls sie nötig wird, bis nach dem Besuch Sr. Hoheit verschieben. Aber das ist auch sehr hart für Ahlert – kaum hat er sich dann acht oder vierzehn Tage der Auszeichnung gefreut, ein halber Gardist zu sein, dann ist es auch schon wieder damit vorbei. Es ist eine verdammte Geschichte. Wenn Josefine nur ihre Spürnase nicht überall hineinstecken wollte. Nach außen hin war die Sache so schön arrangiert – wer glauben wollte, konnte es nicht nur, sondern mußte es sogar, und nun wird Josefine überall von einer Affenkomödie erzählen – ich sehe sie schon ordentlich bei ihren verschiedenen Visiten. Und ich kann jetzt

nicht mehr tun, als ob ich der Einzige wäre, der nichts davon erführe — ich muß nun Klarheit schaffen. Ist Frau Hauptmann Ahlert unschuldig, wie ich nicht eine Minute bezweifle, dann bin ich verpflichtet, für ihre Ehre einzutreten. Sind die Gerüchte aber wahr, dann darf sie nicht mehr hierbleiben, das bin ich dem Regiment und uns allen schuldig.“

Er hatte das alles mehr zu sich selbst, als zu seiner Frau gesagt, die einzelnen Sätze in ungleichen Pausen vor sich hinsprechend, gleichsam laut denkend. So erwartete er auch jetzt keine Antwort seiner Frau, die ihm aufmerksam zugehört hatte, ohne ihn auch nur mit einem Wort zu unterbrechen.

Frau Rita empfand aufrichtiges Mitleid mit ihm, sie wußte, wie vornehm er dachte. Alles Schmutzige war ihm zuwider. Sollte die Frau wirklich schuldig sein, so würde es lange dauern, bis er es überwand, daß sich in seinem Regiment, unter seinen Augen, eine Ehebruchsgeschichte hatte abspielen können. Gab es irgendwie einen Skandal, beschäftigte sich die Öffentlichkeit oder die Presse mit dem Fall, so war es nicht ausgeschlossen, daß die hohen Vorgesetzten einen Bericht einfordern würden. Unter Umständen würde ihm der Vorwurf nicht erspart bleiben, zu blind, zu leichtgläubig gewesen zu sein. Ein Tadel würde auf keinen Fall ausbleiben — und wenn die auf die Karriere ihres Mannes auch keinen Einfluß haben würde und haben könnte, so wußte sie, daß er doppelt und dreifach darunter leiden würde,

gerade wegen einer solchen Sache von den Höheren gerügt zu werden. Und sie sah es voraus, daß man ihn in strengen Worten ermahnen würde, in Zukunft besser aufzupassen, damit sich so unliebsame Geschichten in seinem Regiment nicht wiederholten.

Wie sollte er da aufpassen! Er konnte doch den Regimentsdamen keine Vorschriften über ihren sittlichen Lebenswandel geben. Und wenn eine gestrauchelt war, so gab ihm das den anderen Damen gegenüber doch nicht das Recht, von diesen für die Zukunft ähnliches zu erwarten und sie dementsprechend zu beobachten.

Leichter würde sie selbst noch dafür sorgen können, daß so etwas nicht wieder vorkam. Aber auch für sie war es schwer. So lange der eigene Mann dagegen keinen Widerspruch erhob, hatte jede Frau das Recht, sich von einem Dritten den Hof machen zu lassen, soviel sie wollte. Als Gattin des Regimentskommandeurs konnte sie dann allerdings wohl warnen, mit dem Flirt nicht zu weit zu gehen, auf das Gerede der Welt Rücksicht zu nehmen, — aber wenn die andere dann stolz erklärte: „Gnädige Frau, ich weiß ganz allein, was ich tun darf und was nicht — ich kenne selbst sehr genau die Grenzen, die ich als anständige Frau nicht überschreiten darf,“ — dann konnte selbst eine allmächtige Kommandeuse nichts dagegen einwenden.

Und schließlich lag doch schon in jeder Warnung eine Beleidigung, denn sie setzte doch immer schon den

Gedanken oder die Vermutung voraus, daß die andere ihre Ehre nicht rein erhalten würde. Ehe eine Dame das aber einer anderen sagen kann und darf, müssen schon sehr schwerwiegende Gründe vorliegen — Vermutungen allein berechtigen nicht zu solchen Worten, die kann man meistens erst sprechen, — wenn es zu spät ist.

„Eine niederträchtige Geschichte!“ Der Oberst mußte ähnlichen Gedanken nachgehungen haben, wie seine Frau, denn nun sprang er empor und ging nach seiner Angewohnheit im Zimmer auf und ab. „Eine verdammte Geschichte! Ich weiß garnicht, was ich machen soll. Ich kann sie jetzt ebensowenig totschweigen, wie an die große Glocke bringen. — Und schließlich wird man mich doch dafür verantwortlich machen. Du lieber Gott — wenn der eigene Mann nicht 'mal auf seine Frau aufpaßt, ich kann es doch gewiß nicht! Ich bin doch kein Haremswächter, der mit der Knute in der Hand dasitzt und jedem Eindringling den Zutritt verwehrt —“

Er blieb plötzlich vor seiner Frau stehen und sah sie traurig an: „Und wer hat uns die ganze Geschichte — wenn auch nur indirekt — eingebrockt? Josefine.“ Und seinen Gefühlen, die ihn in diesem Augenblick bestürmten, nachgebend, sagte er: „Rita, ich glaube — wir werden es noch oft bitter bereuen, daß Josefine kam, und ich fürchte, wir werden uns noch oft die schwersten Vorwürfe machen, daß — sie kommen mußte —“

Sie hielt seinen Blick aus, aber sie fühlte doch, wie eine innere Unruhe sich ihrer bemächtigte. Sie glaubte zu wissen, daß er mit seinen Worten die Wahrheit sprach. Ein Gefühl der Schuld wollte wieder in ihr wach werden, aber sie unterdrückte es.

Sie erhob sich von ihrem Platz und schmiegte sich zärtlich an ihn: „Bist Du nicht die ganzen langen Jahre hindurch glücklich gewesen?“

„Ja, das war ich,“ stimmte er ihr aus aufrichtigem Herzen bei, „aber wir hätten trotz alledem sparsamer wirtschaften müssen. Wir wären vielleicht auch so Oberst und General geworden, und wenn nicht, nun, dann wäre ich eben gegangen.“

„Bitte, sprich nicht davon,“ schmeichelte sie. „Du darfst überhaupt garnicht an den Abschied denken. Du bist heute abend verbittert und hast Dich mit Recht über Josefines Verdächtigung geärgert. Morgen denkst Du schon ganz anders — paß auf, es wird sich herausstellen, daß alles nur ein gehässiges Gerede ist, ganz bestimmt ist kein wahres Wort daran.“

Aber es gelang ihr doch nicht, seine Zweifel zu beseitigen. Das Mißtrauen war in ihm wach geworden. Und gerade, weil er eine so offene und ehrliche Natur war, konnte er es jetzt nicht so schnell wieder los werden — — —





VIII.

Frau Thea bekam seit einiger Zeit anonyme Briefe, die ihrem ganzen Inhalt nach nur von Frau von Rockhausen geschrieben sein konnten. Aber ebenso felsenfest, wie sie selbst davon überzeugt war, ebenso energisch stellte ihr Mann das in Abrede.

„Wer da die Frau ist, die Dir schreibt, weiß ich natürlich auch nicht, aber es ist ganz ausgeschlossen, daß es eine Dame des Regiments ist, am allerwenigsten Frau von Rockhausen. Mag sie Dir auch noch so feindlich gesinnt sein, schon die Klugheit würde gerade ihr verbieten, solche Briefe abzusenden, denn sie muß sich doch sagen, daß Du natürlich sofort auf sie raten wirst. Vielleicht führt uns der Zufall auf die Spur der Absenderin, aber schließlich ist es ja auch ganz gleichgültig, wer die Briefe schreibt. Je weniger Du Dir daraus machst, umso besser ist es.“

Frau Thea hätte ihrem Mann sicher in dem letzten Punkte beigestimmt, wenn sie nicht gewußt hätte, daß seine Worte lediglich seinem Egoismus entsprangen — nicht dem Interesse, das er an ihr nahm, sondern hauptsächlich der Furcht, daß es ihm selbst schaden könne, wenn die Sache bekannt wurde. Das gab nur zu neuem Gerede, zu neuen Verdächtigungen

Anlaß, das würde nur neuen Staub aufwirbeln, und gerade in der jetzigen Zeit, in der man bald den Namenszug erhalten sollte!

Frau Thea hatte es als ganz aussichtslos schon aufgegeben, gegen diese Anschauungen ihres Mannes anzukämpfen, und doch hätte er sie sicher bekehren oder sie wenigstens dahin bringen können, ihm nicht zu widersprechen, und ihre eigenen Anschauungen nicht zu offen zu äußern, wenn er es nur versucht hätte, mit Liebe auf sie einzuwirken, wenn er sie mit warmen, herzlichen Worten gebeten hätte, sich seinetwegen in die neuen Verhältnisse zu fügen, anstatt das in kaltem, herrischen Tone von ihr zu verlangen und es als etwas ganz Selbstverständliches hinzunehmen, daß sie alles tat, was er wollte.

Das reizte ihren Stolz und ihren Widerspruch immer aufs neue. Mochte sie auch noch so klug sein, noch so viel gelernt haben, sich von den anderen Damen in vieler Hinsicht noch so vorteilhaft unterscheiden, — sie war hauptsächlich doch noch ein großes Kind, das im Elternhaus zärtliche Liebe erfahren hatte und dessen Natur es verlangte, Liebe zu geben und Liebe zu empfangen.

Aber gerade in der Hinsicht verstand ihr Mann sie garnicht. Seine Erziehung war eine so ganz andere gewesen. Er war im Kadettenkorps groß geworden und, von Natur kühl veranlagt, ging seinem Wesen alles Zärtliche ab, ja, sogar sehr oft die nötige Rücksichtnahme. Er konnte sich in das Wesen und in

die Seele einer Frau garnicht hineindenken, er begriff nicht, daß die anders geartet sein sollte, als die seinige.

Und darum war es ihm auch vollständig unfaßbar, daß seine Frau nicht so glücklich war, wie sie es nach seiner gewissenhaften Überzeugung sein mußte. Sie hatte doch alles was sie brauchte, und wenn sie sich hier nicht übertrieben wohl fühlte, so war das lediglich ihre Schuld. Warum gab sie sich nicht die Mühe, sich den anderen anzupassen? Das mußte er als Offizier doch ebenfalls, er konnte doch auch nicht alles tun, was er wollte, und nicht alles sagen, was er dachte! Leicht war es für ihn als Mann nicht immer, den Mund zu halten, und wenn er es mit Rücksicht auf seine Karriere, mit Rücksicht darauf, später für sich und seine Familie mehr Geld zu verdienen, doch tat, dann konnte er es von seiner Frau erst recht verlangen, und wenn sie das nicht einsah, dann konnte er nicht dafür — —

Er gab sich die größte Mühe, sie aufzuklären, sie zu belehren, aber wenn sie ihre Anschauungen nicht ändern wollte, dann durfte sie ihm daraus keinen Vorwurf machen, vor allen Dingen durfte sie dann nicht tun, als wäre es seine Schuld, wenn sie nicht so glücklich war, wie sie es hätte sein müssen.

Auch ohne daß er ihr diese seine Anschauungen entwickelte, kannte sie diese ganz genau, und wie recht sie mit ihren Vermutungen hatte, merkte sie am deutlichsten, als die ersten anonymen Briefe ins Haus kamen.

Blaß vor Empörung hatte sie ihm das Schreiben gereicht, aber — wie sie voraussah — hatte er ihr Empfinden nicht geteilt. Geärgert hatte er sich ja auch, aber nicht für sie, sondern seinetwegen.

„Da hast Du den Salat!“ sagte er zornig. „Das kommt von Deinen Reden! Wie Deine Worte über Religion, Tradition und die Garde bekannt geworden sind, weiß ich nicht. Vielleicht hat Frau von Rockhausen — bei der Bernburg sich ja neulich 'mal verplapperte — etwas weiter erzählt. Schuld hast Du bis zu einem gewissen Grade aber selbst — und schließlich steht ja nichts in dem Briefe, was nicht wahr ist. — Ich habe dem Major, als er mir neulich erzählte, daß Bernburg Deine Unterhaltung versehentlich weitergab, zugeben müssen, daß Du das alles wirklich gesagt hast. Natürlich mußte ich ihm darin beistimmen, daß das alles nur ein Scherz von Dir war. Wir haben ja ausführlich darüber gesprochen — Du erinnerst Dich wohl noch?“

Und ob sie sich erinnerte!

Zitternd vor Wut war er nach Haus gekommen und hatte mit den Fäusten auf den Tisch geschlagen, als befände er sich in einer Schänke. Und doch hatte der Major nur in scherzender Weise mit ihm gesprochen und ihn lachend gebeten, seiner kleinen, klugen, lebhaften Frau zuzureden, in Zukunft etwas vorsichtiger zu sein, denn dumme Menschen könnten ihren Scherz leicht für Ernst halten. Natürlich hatte Gillberg deutlich hervorgehört, daß der Major die

Sache garnicht so komisch nahm, wie er sie hinstellte, und gerade das reizte ihn: „Lügen muß man schon Deinetwegen!“ hatte er seine Frau angefahren., „Deine feste Überzeugung muß man als einen Scherz hinstellen, damit man mir nicht grob wird, und damit man mir nicht Deinetwegen den Hals bricht.“

Sie hatte ihn angehört, ohne ihm zu widersprechen, denn das reizte ihn immer nur noch mehr, ließ ihn immer heftigere Worte finden, Ausdrücke gebrauchen, die ihm auf dem Kasernenhof einem Rekruten gegenüber einen Tadel der Vorgesetzten eingetragen haben würden. Zu Hause hörte ihn ja niemand — und auf die Dienstboten nahm er schon lange keine Rücksicht mehr — —

Frau Theas erster Gedanke war gewesen, gleich zu Frau von Eckern zu gehen und diese um ihren Schutz zu bitten. Der gegenüber würde selbst Frau von Rockhausen es nicht zu leugnen wagen, daß sie die Schuldige war! — Dann aber beschloß sie, damit zu warten — nicht mit Rücksicht auf ihren Mann, — denn sie sah schon lange ein, daß sie stets für sich selbst würde eintreten müssen, — sondern in der Hoffnung, daß die Briefe umso schneller aufhören würden, je weniger sie ihren Ärger zeigte. Dazu kam, daß sie Frau von Eckern nicht neuen Verdruß bereiten wollte. Gerade weil die von so großer Güte und Freundlichkeit gegen sie war, wollte sie ihre Freundschaft nicht mißbrauchen. Zu diesem letzten Schritt war ja immer noch Zeit.

Und noch eins hielt sie davon zurück, die Sache gleich am Anfang an die große Glocke zu bringen: das war die Liebe, die Elsbeth ihr zeigte, und die warme Zuneigung, die sie selbst für das junge Mädchen empfand.

Elsbeth hatte sie am Tag nach dem Kaffee aufgesucht und ihr erzählt, daß Bernburg am Abend bei ihnen gewesen, und auch davon gesprochen, daß die Rede auf ihre Ansichten über die Garde gekommen sei. Frau Thea hatte es deutlich gemerkt, daß Elsbeth auch sonst noch etwas auf dem Herzen hatte, sie erriet, daß sie sie vor ihrer Mutter warnen, sie bitten wollte, vor ihr auf der Hut zu sein, — sie hatte die schweren Kämpfe beobachtet, in denen das junge Mädchen dasaß, nicht wissend, ob es sprechen oder schweigen solle — —

Dann hatte Elsbeth ihrem Herzen — zwar mit keinem Wort der Anklage gegen ihre Mutter, wohl aber in heißen Tränen Luft gemacht, — und das hatte ihr alles deutlich genug verraten.

Zärtlich hatte sie Elsbeth in die Arme genommen, sie geküßt und gestreichelt, und endlich war es ihr auch gelungen, sie zu beruhigen. Und ehe sie ging, nahm sie ihr noch das Versprechen ab, sie nicht wieder zu besuchen, so lange ihre Mutter nicht selbst die Erlaubnis dazu geben würde, denn sie wolle und dürfte nie daran Schuld sein, daß das Verhältnis zwischen ihr und der Mutter schlechter würde, und vor allen Dingen dürfe sie selbst nicht in den Verdacht

kommen, Elsbeth zu einem verbotenen Besuch bei ihr zu verleiten.

Wenn auch schweren Herzens hatte Elsbeth es doch endlich eingesehen: „Wenn ich das der Mutter erzähle, wird auch die sicher ihre Ansicht über Sie ändern, da muß sie begreifen, wie unrecht sie Ihnen tut.“

Die anonymen Briefe, die bald danach anfangen, bewiesen zur Genüge, wie töricht Elsbeths Hoffnungen gewesen waren!

Wie oft mußte Frau Thea nicht an Elsbeth denken, wenn ihr Mann sie schalt und mit ihr zankte. Sie stellte sich dann eine ähnliche Szene im Hause des Majors vor und malte sich aus, wie entsetzlich es für die Tochter sein müsse, mit anzuhören, wenn Vater und Mutter sich gegenseitig mit Vorwürfen überhäuferten. Sie empfand ein so aufrichtiges Mitleid mit Elsbeth, das sie schon um ihretwillen schweigen wollte, so lange es ging.

Aber heute morgen war ein Brief gekommen, der so niederträchtig und zugleich so dumm war, daß man über ihn ebensogut weinen wie lachen konnte!

„Na, Sie schöne Kopenhagenerin, warum lassen Sie sich denn alle meine Briefe gefallen, ohne wie sonst gleich zu Frau von Eckern zu laufen und sich zu beschweren? Haben Sie vielleicht doch Angst, daß Ihre Behauptung, es gäbe keine Garde, Ihrem Mann und Ihnen das Genick brechen kann? Und das neue Kleid, das Sie sich wohl für den Besuch

Sr. Hoheit haben machen lassen, und das ich gestern in dem Modemagazin liegen sah, das können Sie nur ruhig wieder verkaufen, denn anziehen tun Sie es doch nicht, das lassen Sie nur meine Sorge sein! Ich rate Ihnen überhaupt, lieber mehr Wert auf Ihre Küchenschürzen, als auf Ihre Toiletten zu legen, denn es ist in der Stadt ein offenes Geheimnis, daß Sie von der Wirtschaft nicht das Geringste verstehen. Ihr armer Mann kann einem nu leid tun, daß er auf solche Kopenhagener Porzellanpuppe, wie Sie es sind, hereingefallen ist. Na, hoffentlich schickt er Sie bald wieder nach Ihrem „schönen“ Kopenhagen zurück, damit wir Sie endlich wieder los werden.“

Frau Thea wußte wirklich nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, als sie diesen Brief mit der Mittagspost erhielt, während ihr Mann noch im Dienst war. Zuerst wollte sie natürlich bei ihm wieder Rat und Hilfe suchen, aber das war ja doch zwecklos; dieser Brief war zwar noch ungezogener als die anderen, aber sonst glich er ihnen vollständig. Nur in einem Punkte unterschied er sich von seinen Vorgängern: er gab ihr die absolute Gewißheit, — was se allerdings auch bisher als Tatsache hätte beschwören mögen! — daß Frau von Rockhausen die Absenderin war.

Das ging aus manchen Wendungen des Schreibens nur zu klar hervor. Und zum Überfluß hatte Frau Thea gestern in dem Modegeschäft erfahren, daß Frau von Rockhausen sich für den be-

vorstehenden Besuch Sr. Hoheit ein Kleid bestellt, und daß man ihr bei dieser Gelegenheit die für sie angefertigte Robe gezeigt habe. Thea war sehr böse geworden, hatte gescholten, aber das half nichts mehr: die Rockhausen hatte ihre Toilette gesehen und würde von deren Pracht mit den wahnsinnigsten Übertreibungen berichten.

Was sollte sie mit dem Brief anfangen? Sie ärgerte sich über sich selbst, daß sie die Briefe nicht stets ungelesen verbrannte, denn die Kuverts trugen immer die gleiche Handschrift, aber die Neugierde ließ sie trotz der besten Vorsätze sie immer wieder öffnen und lesen.

Als sie noch darüber nachdachte, ob sie auch diesen Brief ruhig hinnehmen solle, ließ sich Leutnant Dörmann melden. Mit großer Herzlichkeit hieß sie ihn willkommen. Er war ihr ungemein sympathisch, seine etwas nonchalante Art, die Gleichgültigkeit, mit der er auf alles, was Vorgesetzte hieß, herabblickte, obgleich er staunend und anbetend zu ihnen hätte hinaufsehen müssen, sein trockener Humor, — das alles ließ sie an ihm Gefallen finden.

„Sie haben sich in der letzten Zeit wenig bei uns sehen lassen,“ schalt sie. „Wodurch haben Ihre alten Freunde es verdient, daß sie so von Ihnen vernachlässigt werden?“

Er sah sie ernst an: „Die alten Freunde zerstören sich mutwillig ihr eigenes Glück — und ich mag da kein Zuschauer sein. Schelten darf ich nicht —

gleichgültig bleiben kann ich nicht — folglich bleibe ich zu Hause."

Sie wurde etwas verlegen: „Erinnern Sie sich, daß ich Sie bei dem ersten ehelichen Streit bat, Sie möchten jedesmal zu uns kommen, wenn nach Ihrer Meinung etwas nicht stimme?"

„Ich erinnere mich dessen sehr genau. Ich will Ihnen auch gestehen, daß ich schon daran dachte, meine Wohnung zu kündigen und ganz zu Ihnen zu ziehen oder Sie wenigstens um Ihr Fremdenzimmer zu bitten, denn in vieler Hinsicht wäre es ganz gut, wenn ich immer hier wäre, denn fortzugehen lohnt sich kaum — es fängt ja doch immer gleich wieder von vorne an —"

Ihre Wangen färbten sich dunkelrot: „Das ist nicht meine Schuld. Wenn Fritz —"

„Und Fritz sagt: Das ist nicht meine Schuld, wenn Thea . . . Es ist eigentlich komisch, daß ich als Junggeselle gewissermaßen als Engel mit der Friedensposaune in der Hand durch dieses Zimmer schwebe und wie ein moderner Luftreiniger die Atmosphäre zu bessern versuche — — aber wissen Sie, warum ich das tue? Ich bin ein so fanatischer Anhänger meiner zukünftigen Ehe, daß ich schon jetzt Quellenstudien mache, um daraus zu lernen, wie man es später nicht machen muß."

„Und was mache ich falsch?" fragte sie etwas kleinlaut. „Ich weiß, wie gut Sie es mit uns meinen,

Sie sind wirklich ein Freund von Fritz – sogar sein bester,"

„Das bin ich," stimmte er ihr lebhaft bei, „und ich werde es auch immer bleiben, obgleich ich ihn gerade jetzt manchmal nicht verstehe. Ich sage das natürlich nicht, um Sie gegen ihn aufzureizen, sondern im Gegenteil, um Sie zu bitten, nicht jedes seiner Worte allzuschwer auf die Wagschale zu werfen. – Ich habe über ihn nachgedacht und bin zu der Überzeugung gekommen, daß er an dem *collaps matrimonii* leidet."

Sie sah ihn ganz erstaunt an: „Was ist denn das?"

Er zuckte die Achseln: „Ja, gnädige Frau, genau weiß ich das selbst nicht, denn diese Krankheit – wenigstens den lateinischen Namen dafür – habe ich selbst entdeckt. Sie wissen: wenn man irgend etwas nicht definieren kann, dann gibt man der Sache einen möglichst unverständlichen lateinischen Namen, und dann nicken sämtliche Weise aus dem Morgenlande verständnisinnig mit dem Kopf und sagen: ja, ja, das ist es!"

Sie mußte unwillkürlich lachen: „Kennen Sie das Wort: wenn Sie gestorben sind, werden Sie da sitzen, wo die Spötter sitzen?"

„Da sitze ich ja jetzt schon," meinte er gelassen. „Aber ernsthaft gesprochen, gnädige Frau: der gute Fritz hat Ehestands-Wahnsinn – oder wie ich das von mir geprägte Wort sonst in unser geliebtes

Deutsch übertragen soll. Das Bewußtsein, eine junge, bildhübsche, kluge Frau zu haben, — nein, bitte, gnädige Frau, was ich Ihnen sage, das muß selbst der Neid Ihnen lassen! — also, das Glück, mit Ihnen verheiratet zu sein, ist ihm in den Kopf gestiegen. Anstatt in Demut jeden Tag ihre kleinen Füße zu küssen, küßt er Ihnen wahrscheinlich nicht einmal mehr den Scheitel — er hat das Glück in Händen, er besitzt Sie, und das Wort: erwirb es, um es zu besitzen! das sich nicht nur auf das von den Vätern ererbte Gut bezieht, kennt er nicht. Wenigstens hält er die Mahnung des Wortes für überflüssig. — Aber er wird schon wieder zur Vernunft kommen, gnädige Frau."

In ihren Augen blitzte es freudig auf: „Und wann glauben Sie, daß das geschieht?“

Er sah sie einen Augenblick fest an, dann sagte er: „An demselben Tag, an dem Sie Ihre Drohung, einmal nach Kopenhagen zurückzukehren, wahr gemacht haben.“

„Und das raten Sie mir — sein bester Freund?“ rief sie ebenso erschrocken wie erstaunt.

„Sogar mit dem Brustton tiefinnerster Überzeugung. — Haben Sie den nicht herausgehört? Ich glaube, er ist auf *as* abgestimmt, auf *a* mit einem Kreuz davor, nein, mit einem *b* —“ und als er ihr immer noch verwundertes Gesicht bemerkte, fuhr er fort: „Glauben Sie mir: eine Abreise ins Elternhaus ist die einzige Lösung. Ich weiß aus gelegentlichen

Äußerungen Ihres Mannes viel mehr über Ihr Eheleben, als Sie annehmen — ich verstehe Fritz nicht ganz, aber gerade deshalb erhalte ich ihm meine Freundschaft. Vollkommene Menschen brauchen keinen Dritten, und mit einem solchen befreundet zu sein, ist grenzenlos langweilig, denn nur die Schwächen und Fehler eines Menschen machen ihn uns doch interessant, nicht seine Tugend. Das kann ich Ihnen an hundert Beispielen beweisen. Die körperliche und geistige Entwicklung eines Menschen zu beobachten, ist lehrreich. Mit den fertigen Menschen geht es genau wie mit einem fertigen Kleid, das man ruhig im Schrank hängen läßt und es nur gelegentlich hervorholt, um damit zu prahlen, aber eine richtige Freude ruft es nicht mehr hervor.“

Sie dachte einen Augenblick nach: „Vielleicht —“

Er küßte ihr die Hand: „Wenn eine Dame „vielleicht“ sagt, ist sie fester überzeugt, als ein Mann, der seinen Glauben mit einem Eid bekräftigt.“

„Wissen Sie das so genau?“

„Wer am wenigsten mit Frauen in Berührung kommt, lernt sie am besten kennen, denn wer sie täglich sieht, wird blind gegen ihre Schwächen.“

„Sie sind unhöflich,“ schalt sie, „warum sagen Sie nicht, daß er blind wird gegen ihre Vorzüge?“

„Weil das eine das andere in sich faßt, weil es dasselbe, wenn auch nur mit anderen Worten, sagt. — Was nun aber unseren Freund und Gatten Fritz betrifft, so möchte ich Ihnen nochmals ernsthaft raten:

Packen Sie bei der nächsten Gelegenheit Ihren Rohrplattenkoffer — oder welches System Sie sonst haben — und fliehen Sie davon. Sagen Sie nach dem nächsten Streit: So, nun ist es genug, ich fahre! Und dann fahren Sie aber wirklich. Natürlich mit der festen Absicht, sehr bald zurückzukommen. Sie können ja gleich ein Retourbillett nehmen — aber Fritz darf das natürlich nicht wissen, der muß glauben, Daß Sie fort sind für immer. Sie sollen 'mal sehen, wie er sich dann zu seinem Vorteil verändert. Sobald Sie ihn verlassen haben, wird er der unglücklichste Mensch sein, dann wird ihm erst klar werden, was er an Ihnen hat, und er wird sich in Zukunft hüten, neue Szenen herbeizuführen, weil er aus Erfahrung weiß, daß Sie Ihre Drohungen wahr machen. Dann wird Fritz Sie fortan mit Liebe behandeln — und dann werden auch Sie weniger trotzig sein und mit Ihren Äußerungen etwas vorsichtiger werden. Denn — liebe, gnädige Frau — da hat Fritz Recht: unvorsichtig sind Sie manchmal! Was Sie da neulich 'mal über den Bibelglauben gesagt haben — der Fähnrich war ganz außer sich — der ist ja noch ein Kind — der betet, glaube ich, noch jeden Abend „Ich bin klein, mein Herz ist rein“. Der wollte absolut zum Militärpfarrer laufen und fragen, ob wirklich nicht alles wahr wäre, was in der Bibel stände. Denken Sie sich doch nur, in welche Lage dann der Mann Gottes gekommen wäre! Ich bin zwar felsenfest davon überzeugt, daß unser Pastor selbst nicht alles glaubt, was

er sagt, — denn sonst könnte er nicht so wahnsinnig langweilige Predigten halten, bei denen nicht nur die Kerls in der Kirche schnarchen. Er schläft ja selbst beinahe beim Sprechen ein. Aber trotzdem: wenn er gefragt wird, muß er natürlich sagen: Alles ist wahr. — Das, und so manches andere, hätten Sie nicht sagen dürfen."

„Und das erklären Sie mir?“ rief sie erschrocken, „— da hätte ich Sie für klüger gehalten.“

Er sah sie übermütig lächelnd an: „Noch klüger —? Aber gnädige Frau — Sie dürfen auch nicht zu viel von mir verlangen — ich bin doch erst ein Leutnant! Ja, wenn ich erst Hauptmann bin, oder gar Major, dann werden Sie alle sieben Wunder auf einmal an mir erleben. Bis dahin müssen Sie schon so mit mir zufrieden sein. Und da meine ich: Sie hätten entweder Fritz nicht heiraten dürfen — oder aber: Sie müssen sich bis zu einem gewissen Grade seinem Ideengang und seiner Stellung anpassen. Als Soldatenfrau geht das wirklich nicht anders — es müßte denn sein, daß Sie einen Mann hätten, dem es ganz einerlei ist, ob er heute oder morgen seinen Abschied bekommt. Zu jenen Naturen gehört Fritz leider nicht — und doch bringen es diese gerade am weitesten. Da sagen sich die Vorgesetzten: wenn der es uns nahelegt, ihn fortzuschicken, dann tun wir's erst recht nicht, dann lassen wir ihn die Unannehmlichkeiten des Dienstes weiter ertragen. Dann reiten sie weiter auf ihm herum, und sie reiten und

reiten, bis er plötzlich als Exzellenz seine Division in allen Gangarten der hohen Schule vorführt. Sehen Sie, gnädige Frau, wenn Sie zufälligerweise meine Frau geworden wären, — fallen Sie bitte nicht in Ohnmacht, der Kelch ging ja zu Ihrem Glück an Ihnen vorüber! — aber als meine Frau hätten Sie sagen können, was Sie wollen. Das wäre sogar originell gewesen, dann hätten die Leute erklärt: der Mann hat keinen Ehrgeiz, da kann die Frau auch ihre wahre Natur zeigen. — Aber als Frau von Fritz ist das, was bei mir originell gewesen wäre, unvorsichtig, denn — Fritz will avancieren."

„Und glauben Sie nicht, daß es irgendwie möglich ist, ihn von dieser fixen Idee abzubringen?“ fragte sie ganz ernsthaft.

Er mußte lachen: „Sie sind, weiß Gott, die Soldatenfrau par excellence! Anstatt ihm den roten Streifen an den Beinkleidern zu wünschen, wollen Sie ihm das rote Band absolut an den Strohhut nähen. Aber Sie brauchen nichts zu fürchten. Wenn Sie Fritz erst einmal davongelaufen sind, dann kommt er ganz bestimmt zu der Überzeugung, daß es für sein späteres Lebensglück tausendmal wichtiger ist, daß Sie bei ihm bleiben, als daß er avanciert.“

Sie hatte ihm mit leuchtenden Augen zugehört: „Wenn das wirklich Ihre Überzeugung ist, dann fahre ich auch wirklich nach Kopenhagen — je schneller, je besser — dann zeige ich Fritz noch heute den Brief — dann gibt es einen neuen Streit — und dann —“

sie schwieg, sie merkte zu spät, daß sie zuviel gesagt hatte.

Er blickte sie erstaunt an: „Was ist das denn für ein geheimnisvoller Zauber-Wunder-Brief, der es in sich hat, so ohne weiteres einen ehelichen Zwist heraufzubeschwören? Doch etwa keine Schneiderrechnung?“

Einen Augenblick saß sie im stillen Kampf da, dann reichte sie ihm das Billett, das sie vorhin erhalten hatte. „Hier, lesen Sie, und all die anderen, die ich erhielt, — ich muß jemand haben, mit dem ich einmal darüber sprechen kann. Es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade Sie kamen, als ich nicht wußte, was ich tun sollte. Denn bei Fritz finde ich ja keine Hilfe — der rät mir immer, zu schweigen.“ Und sie erzählte ihm alles, was ihr Mann dazu gesagt hatte.

„Wenn man doch nur irgendwie den Menschen 'mal wieder lebendig machen könnte, der zuerst auf den verruchten Gedanken kam, anonyme Briefe zu schreiben,“ meinte er endlich voll ehrlichster Entüstung, als er die Billetts gelesen hatte. „Der Kerl, der wahrscheinlich eine „sie“ war, müßte mit einem Raffinement zu Tode gemartert werden, das jeder Beschreibung spottet. Arme, gnädige Frau, was müssen Sie bei diesem Geschreibsel gelitten haben. Wie kann die Rockhausen sich so weit vergessen, solche Briefe in die Welt zu schicken! Ich behaupte ja schon seit Jahr und Tag, daß die Frau in eine Anstalt gehört, — das ist die einzige Entschuldigung, die es für sie gibt. — Pfui Teufel! — Verzeihen Sie bitte

diesen poetischen Ausruf — aber er kam mir wirklich von Herzen —“

„Und was raten Sie mir zu tun? — Ich möchte um Elsbeths willen keinen Skandal, möchte auch dem Major nicht neue häusliche Szenen bereiten. Und doch kann ich mir diese Briefe nicht länger gefallen lassen. Wenn ich der Sache nicht irgendwie ein Ende mache, hören sie nie auf.“

„Fahren Sie jetzt gleich für einige Zeit zu Ihren Eltern — aber nein! Das geht nicht. Das würde aussehen, als hätten die Briefe Sie in die Flucht getrieben. Und wenn Sie dann fort sind, hetzt die Rockhausen die anderen Damen inzwischen so gegen Sie auf, daß Sie wirklich besser täten, nicht wiederzukommen. Und Ihr Mann nimmt Sie nicht in Schutz, gibt Ihnen sogar noch selbst Schuld, daß man Sie mit solchen Briefen belästigt? — Na warte Fritz, mein Junge, über den Punkt will ich noch heute mit Dir unter vier Augen sprechen, daß Die Hören und Sehen vergeht.“

„Was gibt es denn? — Auf die Aussprache bin ich sehr begierig.“

Ohne daß die beiden es gehört hatten, war Gillberg, der eben aus der Kaserne zurückkam, ins Zimmer getreten und stand nun dicht vor den anderen, verwundert die beiden erregten Gesichter betrachtend. Allzuviel Gutes mochte er aus den Mienen des Freundes nicht herauslesen, und die Briefe, die Dör-

mann noch in der Hand hielt, ließen ihn ja sofort erraten, um was es sich handelte.

Es sollte zwar scherzend klingen, aber seine Stimme war doch nicht ganz fest, als er nun fragte: „Na, was habt Ihr denn für Staatsgeheimnisse mit einander? Du willst mir den Standpunkt klar machen, Dörmann? Da bin ich doch sehr begierig.“

„Wart's nur ab, mein Junge.“ Und zu Frau Thea gewandt, fuhr er fort: „Nicht wahr, gnädige Frau, Sie erlauben, daß ich einen Augenblick mit Ihrem Mann in sein Zimmer gehe? Es ist schon spät — für fünf Minuten muß ich Ihnen Ihren Gatten noch entführen, und dann muß ich mich beeilen, wenn ich noch pünktlich ins Kasino kommen will.“

„Wollen Sie nicht bei uns essen?“ bat Frau Thea, „es macht wirklich gar keine Umstände.“

Er las in ihren Augen die stumme Bitte, sie nachher nicht mit ihrem Mann allein zu lassen, ihr beizustehen, wenn er seinen Zorn und seinen Ärger wieder an ihr auslassen sollte.

Er dachte einen Augenblick nach, dann sagte er, sie fest ansehend: „Es ist besser, daß ich gehe, gnädige Frau. Außerdem ist heute Donnerstag, da gibt es im Kasino stets Ochsenbraten — der regelmäßig so hart ist, daß man sich die Zähne an ihm ausbeißen kann. Aber trotzdem sage ich prinzipiell nie an einem Donnerstag ab — dieses Ochsengericht nehme ich stets als freiwillige Strafe auf mich, dafür, daß ich selbst

einmal bis zu einem gewissen Grade ein Rindvieh war, und zwar an jenem Tage, als ich beschloß, Offizier zu werden. — Aber von dem Ochsen ganz abgesehen: es ist auch sonst besser, wenn ich gehe, glauben Sie es mit, gnädige Frau. Ich habe Ihre Zeit schon zu lange in Anspruch genommen und wüßte nichts Neues mehr zu sagen. — Auf Wiedersehen, gnädige Frau. — Nicht wahr, Fritz, Du begleitest mich noch einen Augenblick auf Dein Zimmer?"

Frau Thea blickte den beiden Herren nach, wie sie zur Tür hinausschritten. Sie sah es voraus, daß Dörmann, trotzdem er ein Jahr jünger war, mit Fritz nicht allzufreundlich umspringen würde. Gib es nicht zu! sprach eine Stimme in ihr — Fritz ist dein Mann — dulde es nicht, daß ein anderer sich zwischen euch drängt, sich um euer Eheleben kümmert. Ob Frau von Rockhausen dein Kleid tadelt, oder Dörmann das Benehmen von Fritz, das ist dasselbe.

Aber sie hörte nicht darauf. Es muß ihm einer einmal den Kopf zurechtsetzen, sagte sie sich, und ich freue mich, daß gerade Dörmann das tut! Ich habe Fritz zu lieb, er muß sich ändern, damit wir wieder ganz glücklich werden.

Aus dem Herrenzimmer heraus vernahm sie die Stimmen der beiden Männer. Meist sprach Dörmann in seiner ruhigen Art, aber zwischendurch erklangen mehr als einmal die heftigen Worte von Fritz: „Was fällt Dir denn eigentlich ein — ich verbitte mir so etwas!"

Sie empfand Mitleid mit ihrem Mann, sie wollte zu den Herren hingehen und Dörmann bitten: seien Sie nicht zu hart mit ihm, nun ist es genug.

Aber sie ging doch nicht, sondern blieb an ihrem alten Platz stehen und lauschte weiter. Hatte Dörmann nicht selbst erklärt, er sei der beste Freund ihres Mannes? Und sie wußte ja, daß er die Wahrheit sprach. Was er ihrem Mann jetzt sagte, geschah aus Zuneigung, aus Liebe zu ihnen beiden, und hatte sie Dörmann nun einmal um seine Hilfe gebeten, dann mußte sie ihn auch gewähren lassen. Er wollte doch das Beste für sie alle, da durfte sie sich nicht hineinmischen, wenn sie wieder glücklich werden wollte. Und sie hatte ja keinen anderen Wunsch, keinen anderen Gedanken. Wenn sie ihren Mann auch nicht immer begriff und seine Anschauungen nicht verstand, so liebte sie ihn doch von ganzem Herzen ebenso wie sie wußte, daß auch er sie leidenschaftlich liebte, trotz der heftigen Worte, die in der Erregung zuweilen über seine Lippen kamen.

Die Unterredung da drin schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Frau Thea warf einen Blick auf die Uhr: es ist schon gleich fünf! Dörmann wird zu spät ins Kasino kommen. — Ob ich nicht einmal an die Tür klopfе und ihn daran erinnere, daß es für ihn Zeit wird?

Gerade, als sie sich anschickte, ihren Vorsatz auszuführen, hörte sie, wie ihr Mann seinen Gast bis an die Etagentür begleitete. Und gleich darauf trat Fritz

zu ihr ins Zimmer, mit dunkelrotem Kopf und zornsprühenden Augen.

Sie sah sofort, daß Dörmann nicht allzusanft mit ihm umgegangen war. Das erfüllte sie von neuem mit Mitleid. Sie wollte vermeiden, daß er ihr den Inhalt der Unterredung erzählte.

So sagte sie denn ganz harmlos und unbefangen: „Es ist schon fünf Uhr, Fritz, kann ich das Essen auftragen lassen?“

„Du kannst Dich allein zu Tisch setzen,“ herrschte er sie an. „Mir ist der Appetit vergangen — ich gehe heute abend aus. Vielleicht esse ich dann irgendwo in der Stadt.“

„Aber Fritz,“ bat sie „was sollen die Dienstboten davon denken, wenn ich allein —“

„Mir wäre lieber, Du dächtest an das Gerede Deiner Mitmenschen,“ unterbrach er sie, „als an das Deiner Köchin! Was die sagt, ist mir ganz gleich. Du tust ja doch auch, was Du willst. Hier —“ er zog erregt den letzten der anonymen Briefe hervor — „hier habe ich ja schwarz auf weiß den Beweis dafür, daß Du Dir das neue Kleid doch hast machen lassen, obgleich ich Dich nicht nur bat, es nicht zu tun, sondern es Dir direkt verbat! Verstehst Du — ich verbat es Dir!“

„Ich bin kein Soldat, der Dir in allem zu gehorchen hat,“ unterbrach sie ihn ruhig. „Ich bin ein freier Mensch wie Du, und ich habe meinen Willen,

wie Du. Wenn Du mich überzeugst, daß ich Unrecht habe, dann gebe ich nach — sonst nicht."

„Aber Du läßt Dich ja nicht überzeugen — das Kleid beweist es ja aufs neue," brauste er auf. „Warum verheimlichst Du es mir sonst, wenn Du ein so gutes Gewissen hast?"

Sie sah ihn traurig an: „Du würdest mich heute doch nicht verstehen, wenn ich es Dir erklären wollte."

Er lachte höhnisch auf: „Das ist immer Eure beliebte Ausrede, wenn Ihr sonst nichts anzuführen wißt. Soviel kann ich Dir nur sagen: wenn ich Dörmann nicht mein Wort gegeben hätte, Dir keine Vorwürfe zu machen, dann würde ich in einem Tone mit Dir reden, der ein für allemal die Situation zwischen uns klären würde."

Aber seine Drohung schreckte sie nicht: „Du hast Dörmann versprochen, mir keine Vorwürfe zu machen? Das verstehe ich nicht. Lag ein Grund vor, mich zu tadeln, dann durftest Du Dein Wort nicht geben. Lag aber keine Veranlassung vor, dann hattest Du auch keine Ursache, es zu geben."

„Was soll das!" herrschte er sie an. „Das ist wieder eine Deiner klugen Redensarten, die in Wirklichkeit aber sehr töricht sind. Anderen magst Du damit imponieren, bei mir gib es nur auf, da hast Du doch kein Glück. Im übrigen möchte ich nur wissen, was Du alles mit Dörmann besprochen hast, der ist davon überzeugt, daß Du eine unschuldige Taube bist, und daß ich ein Räuber bin, der Dir nach dem Leben

trachtet. Na, macht, was Ihr wollt, — mir hängt die Geschichte mit den Briefen zum Halse heraus, und wenn Dein Seelenheil denn davon abhängt, und wenn Dörmann glaubt, daß Du auf Elsbeth keine Rücksicht mehr nehmen darfst, sondern morgen zu Frau von Eckern gehen mußt, dann gehe in des Dreiteufelsnamen hin — aber laß mich draußen vor. Ich will mit der ganzen Geschichte nichts mehr zu tun haben.“

Unter der Nachwirkung von Dörmanns Worten, daß auch sie nicht immer schuldlos sei, wollte sie ihn unter allen Umständen versöhnen.

„Du hast Recht, Fritz, ich will Dir auch in Zukunft nicht mehr damit kommen — ich hätte es Dir überhaupt verschweigen sollen — aber schließlich dachte ich: Du bist doch mein Mann. Und nicht wahr, Fritz, Du hast mich doch lieb?“

Sie legte die Hände auf seine Schultern, aber er machte sich frei: „Red' doch nicht denselben Unsinn wie Dörmann! Der tut auch so, als ob ich Dich nicht mehr lieb hätte! Was geht den das überhaupt an? Was hat der sich überhaupt in unsere Sache hineinmischen? Wenn ich nicht wüßte, daß er mein Freund wäre, dann hätte ich ihm heute ganz einfach die Tür gewiesen, — solche Grobheiten habe ich mir von ihm sagen lassen müssen, noch dazu in meinem eigenen Haus! — Und wem verdanke ich das einmal wieder? Nur Dir — Dir ganz allein!“

„Aber Fritz, wie kannst Du nur so sprechen? Ich weiß ja, daß Du alles nicht so meinst. Aber trotz-

dem – fühlst Du es mir nicht nach, daß es mich traurig stimmt, wenn Du mir immer wieder erklärst, daß ich Dich nicht glücklich mache? Sei doch lieb und nett, schilt nicht immer, sondern nimm mich in Deine Arme, und dann wirst Du sehen, daß Du dann vielmehr bei mir erreichen kannst – als so."

So gut die Worte gemeint waren – sie erreichten genau das Gegenteil von dem, was sie bezweckten.

„Ich behandle Dich genau so, wie ich es in Deinem Interesse und für unser Zusammenleben für richtig halte. Ich habe kein Talent, den ganzen Tag zu Deinen Füßen zu sitzen und Dich zu bitten: Tu dies, tu das! Das wird auf die Dauer langweilig und ist für einen Mann erniedrigend. Du bist ein Kind, und die Erziehungsmethode wirst Du mir schon überlassen müssen. Na, dieses Mal hast Du Deinen Willen, zur Frau von Eckern gehen zu können, ja glücklich durchgesetzt."

„Es war nicht mein Wille," sagte sie mit fester Stimme, „aber wenn Dörmann erklärt, daß ich hingehen soll, dann tue ich es auch. Er ist unser Freund, er meint es mit uns beiden gleich gut. Und deshalb will ich seinen Rat befolgen. – Wollen wir der Briefschreiberin den Triumph gönnen, daß sie Zwietracht zwischen uns sät? Komm her, gib mir einen Kuß – und dann laß uns zu Tisch gehen."

Aber sein Zorn über die teils ernste, teils sarkastische Art, in der Dörmann ihm den Standpunkt klargemacht hatte, war noch nicht verraucht. Er konnte

es seiner Frau nicht so schnell verzeihen, daß er sich ihretwegen — noch dazu von einem jüngeren Kameraden, — hatte Vorschriften machen lassen müssen. So sagte er denn: „Ich habe Dir schon einmal erklärt, daß ich keinen Appetit habe. Iß nur allein. Ich gehe in mein Zimmer.“

Und die Tür hinter sich zuschlagend, wie das seine Art war, wenn er sich geärgert hatte, war er gegangen.

Es schien, als ob das Zimmermädchen nur auf diesen Augenblick gewartet hatte, denn ohne daß Frau Thea klingelte, öffnete sich plötzlich die Tür zum Speisezimmer: „Gnädige Frau — es ist schon zehn Minuten nach fünf — kann serviert werden?“

Frau Thea strich sich mit der Hand über Stirn und Augen, als wolle sie die Erinnerung an die häßliche Szene verscheuchen: „Ist es schon so spät, Berta? Dann bringen Sie, bitte, das Essen. Und noch eins: der gnädige Herr ist nicht ganz wohl, er hat sich etwas in seinem Zimmer hingelegt, vielleicht ißt er später — die Köchin soll auf alle Fälle etwas aufbewahren.“

„Sehr wohl, gnädige Frau.“

Berta ging, aber nicht ohne vorher ihrer Gnädigen einen teilnehmenden Blick zugeworfen zu haben. Das sollte mein Mann sein! dachte sie, während sie in die Küche ging, dem wollte ich meine Meinung sagen. Die Gnädige ist ja viel zu gut mit ihm. Na, das weiß ich, wenn mein Josef mir später 'mal solche Zicken macht, dann kann er 'was erleben —!

Und voller Stolz glitt ihr Blick über ihre kräftigen Arme und Hände. —

Gleich darauf setzte sich Frau Thea zu Tisch, zum erstenmal — obgleich ihr Mann zu Hause war — allein. Und während sie, trotz Berta's Zureden, die mit großer Liebe an ihrer Herrin hing, kaum die Speisen anrührte, dachte sie immer wieder: Dörmann hat Recht — es wird wohl nicht anders werden, als bis ich wirklich eines Tages nach Kopenhagen zurückfahre — — —





IX.

Es war am nächsten Vormittag und Frau Josefine hatte beschlossen, bei dem prachtvollen Sonnenschein vorm dem Luncheon noch eine Ausfahrt zu machen. Der Tag war wunderschön, da mußte es doch ein doppeltes Vergnügen sein, sich von den anderen bewundern und beneiden zu lassen.

Seit mehr als vierzehn Tagen hatte sie nun schon ihr Gespann: zwei wundervolle Fühse. Und ihr Hauptvergnügen bestand jetzt darin, spazieren zu fahren, vor den verschiedenen Geschäften zu halten und sich dann ihre Pakete an den eigenen Wagen bringen zu lassen. Immer von neuem freute es sie, auf die Frage des Verkäufers: „Wohin dürfen wir die Sachen schicken?“ antworten zu können: „Mein Coupee hält draußen.“ Dann wurden die Bücklinge und die Verbeugungen noch 'mal so tief, und man flog noch mehr als sonst, um ihr de Tür zu öffnen.

„Es genügt nicht, wenn die Leute wissen, daß man reich ist, man muß es ihnen beständig unter die Nase reiben, man muß ihnen Pferd und Wagen zeigen, ihnen sagen: „seht euch das an, und dann wundert euch. Das ist mein Eigentum.“ Dann bekommen die Menschen erst den richtigen Respekt vor

den Dukaten. Der sparsame Mensch, der seine Millionen auf der Bank hat, gilt nach außen hin nicht halb so viel wie der Lebemann, der keinen Groschen sein eigen nennt, aber trotzdem auf Gummirädern dahinfährt."

Josefine philosophierte auf ihre Art, während sie von Geschäft zu Geschäft fuhr und tausend unnütze Sachen kauft, nur, um im Laden sagen zu können: „Mein Coupee wartet draußen.“ —

In den ersten Tagen fuhr Josefine ganz allein. Das war Absicht. Es sollte den Kaufleuten erst in Fleisch und Blut übergehen, daß das Gespann ihr privilegiertes Eigentum sei, dann konnte Frau Rita später auch gerne einmal von „ihrem“ Wagen sprechen — man wußte dann ja doch, wem er in Wirklichkeit gehörte. —

Frau Rita durchschaute ihre Schwägerin natürlich sehr genau. Und das nahm ihr schnell die Freude an dem schönen Gespann. Sie blieb fast immer zu Hause, wenn Josefine hatte anspannen lassen. Es machte ihr kein Vergnügen, nur mitfahren zu dürfen, sie war doch kein kleines Kind mehr, das in die Hände klatscht, wenn es mitgenommen wird. Dazu kam, daß sie es ihrer Stellung nach außen hin schuldig zu sein glaubte, zum wenigsten als gleichberechtigte Besitzerin des Wagens zu gelten. Sie wollte nicht, daß es bei den Vorübergehenden hieße: „Da fährt Frau von Eckern in dem Coupee ihrer Schwägerin.“

Auch heute setzte sie Josefine's Bitten, sie zu be-

gleiten, allen nur denkbaren Widerstand entgegen und suchte immer nach einem neuen Vorwand, um sich frei zu machen. Sie haßte diese gemeinsamen Ausfahrten. Josefine lehnte sich dann in ihrem wundervollen Zobelpelz mit dem breiten Hermelinkragen, den sie, wie sie überall erzählte, für den geradezu fabelhaft billigen Preis von zwanzigtausend Mark gekauft hatte, so bequem in ihre Ecke zurück, daß sie selbst ganz steif und aufrecht sitzen mußte. Sie kam sich dann immer vor wie eine Hofdame, die ihre Fürstin auf einer Spazierfahrt begleitet, und manchmal wunderte sie sich wirklich, daß Josefine sie nicht bat, auf dem Rücksitz Platz zu nehmen.

Im allgemeinen war es Josefine viel lieber, wenn sie allein fahren konnte. Nur wenn Rita sich gar zu sehr sträubte, legte sie auf ihre Begleitung aus tausend Gründen Gewicht, deren einziger natürlich nur darin bestand, Ritas Widerstand zu brechen.

So sagte sie auch jetzt, als Rita nach einem neuen Ausflucht suchte: „Ich habe Euch wirklich so viele Opfer gebracht, daß Du mir doch wohl dieses kleine bringen kannst, mich zu begleiten.“

Damit überwand sie stets jeden Widerstand. Diesem Wort mußte Frau Rita sich immer fügen, und so sagte sie denn: „Wenn Dir wirklich so viel daran liegt, daß ich mit Dir fahre, dann will ich mich dazu umziehen. Bitte, entschuldige mich.“

„Gewiß, mein Kind,“ meinte Josefine so freundlich wie nur möglich, „aber Du beeilst Dich wohl nach

Kräften — der Wagen kommt bereits in fünf Minuten, und ich möchte nicht, daß meine Pferde zu lange draußen stehen müssen. Mein Kutscher hat mich darüber belehrt, daß den Tieren nichts so sehr schadet, wie lange unter dem Geschirr auf demselben Fleck zu stehen."

Wieder das Wort „mein“!

Es war ja absichtlich gesprochen, um sie zu ärgern. Das wußte Frau Rita ganz genau — und trotzdem ärgerte sie sich immer aufs Neue darüber. Aber sie beherrschte sich doch soweit, daß sie der Anderen ihren Verdruß nicht verriet.

„Ich will tun, was ich kann — ob ich allerdings schon in fünf Minuten fertig sein werde —? Na, ich will es versuchen.“

Aber es dauerte doch beinahe eine halbe Stunde, bis sie ganz umgezogen war und wieder zu ihrer Schwägerin ins Zimmer trat. Natürlich befand sich Josefine in der denkbar schlechtesten Laune, daß sie so lange hatte warten müssen, und ihre Stimmung wurde dadurch nicht besser, daß in dem Augenblick, als sie endlich gehen wollten, der Diener hereintrat und eine Visitenkarte überbrachte.

Das fehlte gerade noch, daß jetzt Besuch kam!

Josefine war außer sich. Mußte man nun noch länger warten, dann war die Promenade leer — wozu fuhr man dann überhaupt noch aus — da konnte man ja ebensogut zu Hause bleiben!

„Haben Sie denn nicht gesagt, daß wir im Begriff sind, spazieren zu fahren?“ herrschte sie den Diener an, „das konnten Sie doch von selbst wissen, daß wir jetzt keine Besuche empfangen.“

Der wohlerzogene Diener hielt es vollständig unter seiner Würde, Josefine zu antworten. Die behandelte er schon lange als „flüssige Luft“ — die existierte für ihn garnicht und es war ihm ganz unbegreiflich, wie seine Herrschaft sich „ein so zank-süchtiges und hochnäsiges Frauenzimmer“ hatten einladen können — die waren doch glücklicherweise in der Lage, auf das Geld der anderen pfeifen zu können. Warum piffen sie dann nicht? Das war eins von den vielen Welträtselfn, die er nicht zu lösen vermochte.

„Nehmen die gnädige Frau an?“ wandte er sich an seine Herrin, und wie zufällig drehte er dabei Josefine den Rücken.

„Gewiß. Ich lasse sehr bitten.“ Und zu Josefine gewandt, setzte sie hinzu: „Frau Thea, Frau Leutnant Gillberg besucht mich.“

Josefine war versöhnt: „Ach, die hübsche kleine Frau! Das freut mich. — Aber was wird nun aus unserer Ausfahrt? Weißt Du was? Die lade ich ein — die kann mit uns fahren! Hoffentlich begegnen wir der Rockhausen — die ärgert sich dann 'nen ganzen Tuschkasten an.“

Aber als Frau Thea gleich darauf ins Zimmer trat und die beiden Damen begrüßte, mußte Josefine zu ihrem Bedauern nur zu schnell merken, daß die

junge Frau für eine Ausfahrt nicht zu haben war. So sehr sie sich auch bemühte, ruhig und gelassen zu erscheinen, gelang es ihr dennoch nicht, sich zu beherrschen, man merkte ihr deutlich eine große Erregung an.

Frau Rita erriet sofort, daß ihr Besuch nicht nur kam, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen oder um mit ihr über gleichgültige Dinge zu plaudern. So sagte sie: „Ich kenne Sie heute kaum wieder, liebe Frau Thea — Ihr kleines Gesicht sieht ja ganz verzagt und vergrämt aus — kann ich Ihnen helfen? Ich tue es gern. Das wissen Sie.“

Frau Thea hätte nur zu gern gleich ihre Sorgen ausgeschüttet, aber Josefines Anwesenheit hielt sie davon zurück. „Sie sind freundlich, wie immer, gnädige Frau, und ich kam auch, um — Ihren Rat zu erbitten, — aber — ich weiß nicht — —“

Frau Rita verstand und wandte sich an ihre Schwägerin: „Du siehst, liebe Josefine, daß ich Dich doch nicht begleiten kann — bitte, fahr' nur allein, und nimm auf mich gar keine Rücksicht.“

Aber Josefine dachte nicht daran, sich fortschicken zu lassen. Sie witterte irgend etwas sehr Interessantes — und das sollte sie nicht mit anhören?! Spazierenfahren konnte sie ja jeden Tag. Aber das, was ihr hier jetzt bevorstand, bot sich ihr so leicht gewiß nicht wieder!

„Du weißt, liebe Rita, daß es mir gar kein Vergnügen macht, ohne Dich zu fahren; bitte, klingele

dem Diener, er soll dem Kutscher sagen, daß er wieder in den Stall fährt und ausspannt.“

Frau Rita sah es ein: Josefine blieb. So klingelte sie denn und gab dem Diener den nötigen Auftrag. Dann wandte sie sich an Frau Thea:

„Und nun sprechen Sie, liebe, kleine Frau, Sie brauchen sich vor meiner Schwägerin in keiner Weise zu genieren.“

„In keiner,“ pflichtete Josefine ihr bei. „Sie wissen, wie ich Sie gleich am ersten Tag in mein Herz geschlossen habe — und wenn auch ich Ihnen vielleicht raten oder helfen kann, dann tue ich es mit ganz besonderem Vergnügen —“

So blieb denn Frau Thea nichts anderes übrig, als Frau von Eckern und deren Schwägerin alles zu erzählen. Aber noch viel aufmerksamer, als diese, hörte Josefine zu. Schon die ersten Worte „anonyme Briefe“ nahmen sie vollständig gefangen. Das war ihr Fall! Das war für sie so ziemlich das Schönste, was es auf der Welt gab — — Welch ein Glück, daß sie sich nicht hatte fortschicken lassen! Sie saß da, weit vornüber gebeugt, und lauschte der Erzählung der jungen Frau mit der Miene eines Untersuchungsrichters.

„Das ist ja unerhört — einfach skandalös! Meine liebe, arme, kleine Frau, was müssen Sie in der Zeit alles durchgemacht, was müssen Sie gelitten haben! Warum sind Sie nicht eher zu uns gekommen, um sich Trost zu holen! Sie wissen doch — nirgends

auf der Welt haben Sie so treue Freundinnen wie meine liebe Schwägerin – und mich!”

Josefine fand garnicht Worte genug, um ihrer Entrüstung Ausdruck zu geben. Im Grunde ihres Herzens machte ihr die Sache natürlich – trotz der Freundschaft, die sie für Frau Thea empfand – das denkbar größte Vergnügen.

Frau Rita war bei dem Bericht der kleinen Frau ganz blaß geworden. Und das sagte mehr als alle Worte, wie entsetzlich unangenehm ihr der ganze Vorfall war.

„Ich bin mit Ihnen außer mir und fühle es Ihnen vollständig nach, liebste Frau Thea, daß Sie so erregt sind, aber es ist schwer, sich gegen die Niederträchtigkeit der Menschen zu schützen, wenn die nicht den Mut haben, mit ihrer Person für ihr Tun einzustehen. – Glauben Sie wenigstens eine Ahnung zu haben, wer Sie mit diesen Briefen verfolgt?”

„Ich glaube es nicht nur zu wissen, gnädige Frau, ich weiß es sogar,“ sagte Frau Thea mit leiser, aber fester Stimme.

Ein: „Ah!“ der gespanntesten Erwartung entrang sich Josefinens Herzen. Das wurde ja immer interessanter, man kannte den Schuldigen bereits! Allerdings, der Reiz, den Täter zu ermitteln, ging ja dadurch verloren, ebenso das große Vergnügen, sich in Vermutungen aller Art darüber zu ergehen, wer der Absender sein könne. Aber dafür bot die

Bestrafung des Schuldigen doch auch ihr Verlockendes — —

„Sie glauben zu wissen, wer der Schreiber ist?“ fragte Frau Rita ganz erstaunt.

Anstatt zu antworten, reichte Frau Thea ihr die Briefe, und kaum hatte Frau von Eckern diese zur Hand genommen, als sie womöglich noch blasser wurde: sie hatte sofort an der Handschrift, wenn die auch etwas verstellt war, die Absenderin erkannt: „Das ist nicht möglich — das ist einfach undenkbar — — ich muß mich doch irren —“ und wieder warf sie einen Blick auf die Schriftzüge.

Josefine hatte sich erhoben und sah über die Schulter ihrer Schwägerin hinweg auf den Brief, während sie zugleich schnell den Inhalt überflog: „Also doch — Frau von Rockhausen — ich habe es mir gleich gedacht.“

Die Worte „Also doch!“ klangen stolz wie ein Siegesruf. Die Handschrift der Frau von Rockhausen war ihr vollständig fremd, aber das Erschrecken ihrer Schwägerin, die Tatsache, daß Frau Thea den Namen nicht nannte, sondern ihn erraten ließ, bewiesen ihr zur Genüge, daß es sich um eine Dame des Regiments handle. Warum brauchte man sonst irgendwelche Rücksicht zu nehmen? — Und vom Regiment konnte doch nur Frau von Rockhausen in Frage kommen.

„Also doch,“ wiederholte sie noch einmal, während sie sich in ihren Stuhl setzte und sich wohlgefällig hintenüber lehnte. „Da siehst Du ja, liebe

Rita, wie falsch du urteilstest, als Du mir damals sagtest: der Streit zwischen den beiden Damen wäre längst vergessen und begraben. Da hast Du es nun. Auf jeden Fall wird es nun Deine Pflicht sein, ein Exempel zu statuieren, und zwar ein sehr energisches."

Frau Rita hörte garnicht auf das hin, was Josefine sagte, sie war derartig konsterniert, daß sie sich immer noch nicht fassen konnte.

„Haben Sie mit irgend jemandem über die Briefe gesprochen — irgend jemandem gegenüber geäußert, daß Frau von Rockhausen Ihnen so schrieb?“ fragte sie endlich.

Frau Thea schüttelte den Kopf: „Außer meinem Mann weiß nur noch Leutnant Dörmann etwas davon. Er ist der beste Freund unseres Hauses. Seiner Diskretion bin ich absolut sicher.“

„Umso besser. Es darf auch weiter kein Mensch etwas davon erfahren. Wie Sie selbst gegen jedermann schwiegen, so werden auch wir keinem Dritten gegenüber etwas davon erwähnen.“

Aber das war nicht nach Josefinens Geschmack: „Um Gottes willen, Rita, Du denkst doch nicht daran, die Sache einfach totzuschweigen? Das geht nicht — Du bist Frau Thea eine glänzende Genugtuung schuldig — Du mußt darauf bestehen, daß Frau von Rockhausen den Inhalt der Briefe in Gegenwart der anderen Damen zurücknimmt — vorher muß sie sich natürlich in Aller Gegenwart als Absenderin bekennen. Und dann mußt Du im Anschluß daran den

anderen Damen eine fulminante Rede halten, damit solche Schmutzgeschichten in Deinem Regiment — oder besser gesagt: unter Deinen Damen — nicht wieder vorkommen. Soviel weiß ich, wenn ich die Kommandeuse wäre. —“

„Du bist es aber nicht, liebe Josefine,“ unterbrach Frau Rita ihre Schwägerin ebenso höflich wie bestimmt. „Und deshalb mußt Du es schon mir überlassen, diese mehr als peinliche Sache so zu arrangieren, wie ich es für richtig halte. — Soweit ich Frau Thea kenne, entspricht es absolut nicht ihren Wünschen, den Vorfall in Gegenwart aller Damen zu erörtern,“ und als Frau Thea ihr lebhaft beistimmte, fuhr sie fort: „Da hörst Du es ja, Josefine. Und deshalb bitte ich Dich dringend, ebenso über die Angelegenheit zu schweigen, wie ich es tun werde. Ja, selbst Otto, ich meine, selbst mein Mann, darf nur dann etwas davon erfahren, wenn es unbedingt sein muß.“

„Auch da bin ich ganz Ihrer Ansicht, gnädige Frau,“ sagte Frau Thea. „Je weniger Aufhebens von der ganzen Sache gemacht wird, je stiller und ruhiger man sie erledigt, umso lieber wäre es mir, schon im Interesse der Frau von Rockhausen.“

„Das heißt denn aber doch die Nachsicht zu weit treiben — die Gnade einer Unwürdigen zuteil werden lassen!“ fuhr Josefine auf.

Was hatte man von dieser schönen Skandal-Affäre, wenn sie sich einfach im Sande verlief? Mit

Ausnahme von den Kommiß-Peccos und den übrigen Gesellschaften, die sich auch alle ähnlich sahen wie ein Ei dem anderen, gab es hier so gut wie gar keine Vergnügungen. Und jetzt, wo endlich eine in Aussicht stand, sollte man sie nicht genießen dürfen –?! Das kam bis zu einem gewissen Grade ja einem Selbstmorde gleich.

Aber Josefine, die sich natürlich sehr schlau und diplomatisch ausdrückte und beständig Frau Theas Interesse wie das des ganzen Regiments in den Vordergrund stellte, drang trotzdem mit ihrer Anschauung nicht durch.

Es blieb schließlich bei der Abmachung, daß Frau von Eckern gleich am Nachmittag Frau von Rockhausen aufsuchen und sehr ernst mit ihr sprechen wolle.

Frau Thea war damit vollständig einverstanden und verabschiedete sich mit dem frohen Bewußtsein, daß auch dieses Mal ihre Sache in der vornehmsten Weise geführt würde, und daß sie selbst nicht der leiseste Vorwurf treffen könne.

Als Frau Thea ging, ahnte sie nicht, daß sie sich Josefines Freundschaft verscherzt hatte. Die hatte sich auf die Sensation gefreut und trug es Frau Thea nach, daß sie sie nun darum brachte.

Ebenso leidenschaftlich, wie Josefine auf Frau Thea schalt, ebenso energisch nahm Frau Rita sie in Schutz: „Ich finde es nicht hübsch von Dir, Josefine, daß Du Dein Urteil über die kleine Frau so schnell änderst – und Du hast doch auch gar keine Veran-

lassung dazu. Ihr ganzes Denken und Empfinden beweist nur, daß sie eine durchaus vornehme Natur ist."

„Soll das etwa heißen, daß ich keine vornehme Natur bin, weil ich über den Fall ganz anders urteile?“ brauste Josefine auf, und ohne Frau Ritas Widerspruch zu beachten fuhr sie fort: „Es kann so sein, wie Du sagst; Frau Theas sogenannter Edelmut kann aber auch einen ganz anderen Grund haben. — In dem einen anonymen Brief, den Du vorhin zufällig in der Hand hieltest und den ich flüchtig las, steht, Frau Thea hätte behauptet, sie könne keine Auszeichnung darin erblicken, daß unser Regiment den Namenszug des Fürsten erhält und dadurch beinahe Garde wird. Wohl nicht mit Unrecht wird Frau Thea fürchten, daß ihr diese Worte sehr schaden könnten, sobald sie bekannt würden. Und wohl nur deshalb stimmte sie Dir bei, daß Dein Mann nichts davon erfahren soll. Denn soweit ich Otto kenne, würde er keinen Offizier in seinem Regiment dulden, dessen Frau sich so abfällig über die bevorstehende Auszeichnung äußert.“

Frau Rita erschrak; sie hatte die Worte vorhin auch flüchtig gelesen. Aber die Empörung über die Briefe selbst hatte sie über das, was in den Briefen stand, nicht weiter nachdenken lassen. Wenn Frau Thea es wirklich gesagt hatte, war es zum mindesten sehr unvorsichtig. Allerdings, daß sie eine Ausländerin war und dem preußischen Soldatenwesen noch ganz fremd gegenüberstand, ließen ihre Worte ja in einem

viel harmloseren Lichte erscheinen, als aus dem Munde irgend einer anderen Dame.

Was Frau Rita jetzt erschrecken ließ, war deshalb viel weniger Frau Theas Äußerung, als die Tatsache, daß Josefine diese Worte aufzubauschen und zu verwenden gedachte. Gelang es nicht, Josefine umzustimmen, so würde diese dem Oberst davon erzählen und nicht eher ruhen, als bis der — ebenso wie bei Frau Hauptmann Ahlert — sich dienstlich darum kümmerte. Dann konnte es unter Umständen sogar zwei unangenehme Vorfälle im Regiment geben, und noch dazu in der jetzigen Zeit!

Das durfte nie und nimmer geschehen. So bot Frau Rita denn ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, um Josefine davon zu überzeugen, daß sie sich irre.

Aber gerade diese große Liebenswürdigkeit, mit der Frau Rita ihre Schwägerin behandelte, bewies dieser, daß sie mit ihrem Verdacht nur zu Recht habe. Der eine schöne Skandal, den es hätte geben können, war ihr genommen worden, — den zweiten wollte sie nicht so leicht opfern, den hielt sie fest. Was hatte man denn von diesem Leben, wenn die Tage im ewigen Einerlei dahin gingen? Gewiß, sie hatte Frau Thea sehr gern gehabt — aber die hatte nicht die Hoffnungen, die sie in sie gesetzt, erfüllt. Worin diese Hoffnungen bestanden, wußte sie im Augenblick selbst nicht, aber das war ja auch einerlei — sie hatte jedenfalls solche gehegt.

Sie hatte Frau Thea bei der ersten Begegnung

— trotz des Unterschieds der Jahre — ihre Freundschaft angeboten, aber unmöglich konnte sie mit einer Dame befreundet bleiben, die sich so leicht zufriedengestellt gab, wenn man sie mit anonymen Briefen auf das Tödlichste beleidigte.

Eine solche Denkungsweise widersprach Josefinens vornehmer Natur — —

Das setzte sie ihrer Schwägerin ausführlich auseinander. Und wenn diese natürlich auch wußte, daß alles Verstellung war, so konnte sie doch gegen diese Worte nichts ausrichten.

Und noch eins kam hinzu, Josefine zu erzürnen. Wenn sie es bisher auch noch niemand eingestanden hatte, so bestand der Hauptgrund, der sie veranlaßt hatte, hierherzukommen, und ihrem Bruder ein so großes finanzielles Opfer zu bringen, doch darin, daß — das Regiment den Namenszug erhalten sollte. Allerdings hatte sie ihre Hilfe ja schon zugesagt, bevor etwas von der bevorstehenden Auszeichnung bekannt geworden war, aber es waren ihr im Laufe der Zeit — trotz ihres Versprechens — doch wieder große Bedenken gegen das gemeinsame Zusammenleben aufgestiegen, und sie hätte ihre Zusage vielleicht doch noch wieder rückgängig gemacht, wenn sie nicht inzwischen erfahren hätte, daß Se. Hoheit käme. Natürlich würde der auch mit ihr sprechen, und sie wollte schon dafür sorgen, daß dann alle ihre Bekannten davon erführen. Das war dann für ihr ganzes späteres

Leben eine Auszeichnung, die kein Mensch und keine Zeit ihr jemals wieder würde fortnehmen können.

Wenn Frau Thea sich nun über die Erhebung des Regiments gewissermaßen lustig machte, so beleidigte sie damit nicht nur die Truppe selbst, sondern auch die Damen, die anders dachten, und Josefine fand es im höchsten Grade unpassend und ungehörig, daß eine so junge Frau, wie Frau Thea, es wagte, Anschauungen zu hegen, die zu den ihrigen vollständig im Gegensatz standen.

Aber auch jetzt verriet sie mit keinem Wort, wie sie selbst über die Verleihung des Namenszuges des Fürsten dachte. Sie sprach lediglich vom Standpunkt der anderen Damen, in erster Linie natürlich im Interesse ihrer lieben Schwägerin und ihres geliebten Bruders. Aber sie sprach so leidenschaftlich für die Anderen, daß Frau Rita merkte, wie sie doch nur für sich selbst sprach.

Schließlich setzte Frau Rita es doch durch, daß Josefine wenigstens nicht gleich am Mittag dem Kommandeur von der gehaltenen Unterredung Mitteilung machte – sie wollte erst abwarten, welchen Verlauf Frau Ritas Besuch bei Frau von Rockhausen nahm.

Gleich am Nachmittag machte sich Frau Rita auf den Weg. Sie hatte durch ihren Diener anfragen lassen, ob sie die Frau Major zu Hause antreffen würde, und daraus, daß Frau von Eckern zu ihr kam, anstatt sie selbst zu sich zu bitten, schloß Frau von Rockhausen, daß es sich um einen rein freundschaft-

lichen Besuch handele. So hatte sie denn ihren Kaffeetisch auf das Hübscheste hergerichtet, schöne Kuchen besorgt, frische Blumen in die Vasen gestellt, und sie sowohl wie Elsbeth hatten für den hohen Gast — denn das ist eine Kommandeuse für jede andere Offiziersdame — besonders Toilette gemacht.

Aber Frau von Rockhausens Sorglosigkeit schwand schnell dahin, als sie in Frau von Eckerns Gesicht sah, als diese höflich, aber doch sehr entschieden, sowohl den Kaffee wie die Kuchen ablehnte und dann Elsbeth mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit bat, sie einen Augenblick mit ihrer Mutter allein zu lassen.

Unwillkürlich erblaßte Elsbeth bei diesen Worten. Sie erriet sofort, daß ihre Mutter doch wieder irgend etwas gegen Frau Thea unternommen haben mußte, daß alle Bitten und Vorstellungen, gerecht zu urteilen, vergeblich gewesen waren. Und Elsbeth sah so traurig aus, daß Frau Rita sich von ihrem Platz erhob, das schöne Mädchen auf die Stirn küßte und sie mit freundlichen Worten selbst bis zur Tür begleitete.

Dann aber kam Frau Rita ohne jeden Umschweif auf den Zweck ihres Besuches zu sprechen, und Frau von Rockhausen machte auch nicht den leisesten Versuch, zu leugnen.

„Ja, ich habe die Briefe geschrieben — mich wundert es nur, daß Frau Thea, diese sogenannte schöne Frau, es erst jetzt bemerkt hat — — sie muß doch wirklich noch dümmer sein, als ich es geglaubt. Aber nach meiner Meinung verdiene ich deswegen

keinen Tadel, sondern ein Lob. Die Frau gehört nicht ins Regiment — wir müssen sie wieder los werden — eine Frau, die da sagt, daß es keine Garde gibt, ist nicht wert, eine Offiziersdame zu sein, eine Frau, die sich nicht schämt, von einer älteren Dame, wie ich es bin, zu verlangen, daß sie um Verzeihung bittet, die ihren Gast fortgehen läßt, ohne ihm Kaffee angeboten zu haben, die dann noch die Kühnheit hat, sich neben mich zu setzen und mit mir zu plaudern, als wenn nicht das geringste vorgefallen wäre —“

Unaufhaltsam kamen die Worte über ihre Lippen. Der Name der Frau Thea allein genügte, um sie in Raserei zu versetzen.

Mit ganz verzerrten Zügen, mit zornfunkelnden Augen, die Hände verkrampft in einander gepreßt, saß sie da, in den heftigsten Worten ihre Feindin schmähend.

Frau Rita war völlig fassungslos. Wie konnte eine Dame ohne jede Veranlassung so über eine andere sprechen! Dafür gab es ja nur eine einzige Erklärung — und als Frau von Rockhausen endlich schwieg, als ihr grenzenloser Zorn sich wie immer in einen Tränenstrom auflöste, da erhob sich Frau Rita und nahm die andere zärtlich und voller Mitleid in die Arme: „Sie sind krank, liebe, gnädige Frau, viel kränker, als ich es bisher geglaubt habe — denken Sie an Ihren Mann, der Sie aufrichtig liebt, denken Sie an Ihr einziges Kind — für beide müssen Sie wieder gesund werden. Hier können Sie es nicht,

Sie brauchen vollständige Ruhe, Ihre Nerven müssen sich erholen und stärken, dann werden Sie wieder ein anderer Mensch, dann werden Sie einsehen, daß niemand Ihnen etwas Böses tut, weder Ihr Mann, den Sie grundlos mit Ihrer Eifersucht plagen, noch Frau Thea. Sie haben keinen Feind — den schaffen Sie sich nur in Ihrer Einbildung. Wenn Sie erst wieder gesund sind, werden Sie selbst darüber lachen, daß Sie glauben konnten, Ihr Mann liebe Sie nicht, und wir anderen Damen hegten irgend ein anderes Gefühl für Sie, als das der aufrichtigsten Zuneigung."

Wie eine Mutter zu ihrem Kind, so sprach Frau Rita zu Frau von Rockhausen, und deren Tränen flossen immer reichlicher bei dem liebevollen Zuspruch:

„Ja, ich will weg, gnädige Frau," brachte sie endlich hervor, „Sie haben recht. Ich ertrage das Leben so nicht mehr, ich kann es nicht länger mit ansehen, daß mein Mann ohne mich ausgeht und womöglich auf der Straße mit anderen spricht. Ich kann den Namen „Frau Thea“ nicht mehr hören — sie hat mich zu tief gedemütigt. Ich habe schon lange von selbst fortgewollt — aber ich wage es nicht, meinen Mann allein zu lassen — wer paßt auf ihn auf, wenn ich nicht hier bin? Und dann dachte ich auch: Frau Thea würde glauben, ich räumte ihr das Feld, wenn ich ginge. Und das wird sie auch jetzt tun. Sie wird sich einbilden: ich hätte fort müssen, weil ich ihr die Briefe schickte — — und den Triumph gönne ich ihr nicht. — Nein, lieber bleibe ich — ich will hier lieber

sterben, als wo anders gesund werden. Mein Kopf — mein Kopf — er springt — er springt —!" Und laut aufschreiend preßte sie plötzlich beide Hände an die Schläfen.

Frau Rita mußte an sich halten, um das Entsetzen, das sie in Gegenwart der Kranken packte, nicht zu verraten. Wie war es möglich, daß die bisher durch ihr Benehmen alle anderen darüber hatte hinwegtäuschen können, wie krank sie war!

Von neuem sprach sie auf Frau von Rockhausen ein, sie streichelte ihr die Hände und die Stirn und fand warme, herzlichste Worte der Teilnahme und des Trostes.

„Ja, Sie haben recht gnädige Frau — ich bin krank. Ich will alles tun, was Sie wollen, aber eins müssen Sie mir versprechen: Sie dürfen dieser Frau nicht sagen, daß Sie mich ihretwegen fortschicken, die muß glauben, daß ich wirklich krank bin.“

Frau Rita ging auf alles ein, was die Kranke wollte. Und endlich ließ sie Elsbeth, die in ihr Zimmer gegangen war, wieder herunterbitten.

Die blieb wie gelähmt auf der Schwelle stehen, als die das verzernte Gesicht ihrer Mutter sah, die immer noch still vor sich hin weinte, und sie erschrak auch über den entsetzten Ausdruck, den Frau Rita zur Schau trug.

Sie wollte aufschreien und zu ihrer Mutter eilen, aber Frau Ritas Blick hielt sie davon zurück. Die zog Elsbeth von neuem an sich und legte ihren Arm

um ihre Schultern: „Ihre liebe Mama hat mir erzählt, daß sie sich seit längerer Zeit nicht wohl fühlt — ich habe ihr zugeredet, ein Sanatorium aufzusuchen, wo sie vollständige Ruhe hat. Da ist sie in einigen Wochen wieder gesund, und wenn dann das Frühjahr da ist, machen Sie alle zusammen eine schöne, weite Reise — Sie sollen 'mal sehen, wie gut das Ihrer lieben Mutter tun wird.“

Elsbeth wollte sich zusammennehmen, sie wollte tapfer sein — aber sie schluchzte plötzlich laut auf, und in Tränen ausbrechend, barg sie den Kopf an Frau Ritas Brust: „Die Mutter krank — das war also die Erklärung für den Haß, den sie auf Thea geworfen!“ Das Wort „Sanatorium“, das für so viele ja gleichbedeutend ist mit einer Nerven-Anstalt, öffnete ihr mit einem Male die Augen, sie wäre beinahe gefallen, wenn Frau Rita sie nicht noch gehalten und zu einem Stuhl geführt hätte.

Die Kranke fing an zu schelten, als sie ihr Kind weinen sah: „Da hast Du es, Elsbeth, das haben die Menschen nun aus mir gemacht — diese Frau Thea, die Du immer noch in Schutz nimmst, aber die nicht allein, — auch diese Frau Josefine — jawohl — Ihre Schwägerin, gnädige Frau! Die ist auch mit daran Schuld! Damals, auf dem Kaffee bei Ihnen — als sie eben angekommen war und sich über mich lustig machte — weil unsere Ehe nicht immer ganz so glücklich ist, wie sie es wohl sein könnte — da habe ich mit einem Mal hier oben in den Schläfen

einen schrecklichen Schmerz gespürt — — ich dachte, es ging vorüber, aber ganz frei von Schmerzen bin ich seitdem nicht mehr, das ist Frau Josefinens Schuld! Und weil ich mich an ihr nicht rächen konnte, weil sie Ihre Schwägerin ist, da hielt ich mich an Frau Thea — — und wenn ich nun reisen muß, so ist das auch Frau Josefinens Schuld! Das hätten Sie mit anhören müssen, liebe gnädige Frau, was ich mir an dem Nachmittag sagen lassen mußte! Sie sind immer gut und lieb und freundlich zu mir gewesen — — aber die anderen — diese Frau Thea und auch diese Frau Josefine —“

Frau Rita wußte schließlich selbst kaum, wie sie nach Hause gekommen war.

Völlig erschöpft und zerschlagen lag sie in ihrem Zimmer auf einer Chaiselongue und erwartete den Besuch des Majors von Rockhausen. Sie hatte Elisabeth gebeten, ihr den Vater zu schicken, sobald er zurückkäme. Nach ihrer Meinung mußte die Kranke sofort irgendwo hingebracht werden — in deren Augen hatte es zuweilen so unheimlich, so unstät und irr geleuchtet und geblitzt, daß sie das Gefühl, einer Schwerkranken gegenüber zu sitzen, nicht los geworden war. Sie empfand ein grenzenloses Mitleid mit der armen Frau, aber auch mit Elisabeth — sie hatte immer den Wunsch gehabt zu raten und zu helfen — und sie konnte doch nichts für sie beide tun.

Die gewaltige Aufregung, in die der Besuch sie

versetzt hatte, zitterte noch in ihr nach, zuweilen zuckte sie förmlich vor Angst und Entsetzen zusammen.

Und an ihrer Seite saß Josefine und wich und wankte nicht.

„Ich gehe doch nicht eher fort, Rita. Du mußt mir alles erzählen, was diese Frau sagte — was sie zu ihrer Entschuldigung anführte. Gewiß, Frau Thea ist keineswegs der Mensch, den ich in ihr vermutete — ich habe mich in ihr getäuscht und werde offen und ehrlich — wie ich gegen jedermann bin! — auch ihr gegenüber nicht mit meiner Ansicht darüber zurückhalten. Aber trotzdem — anonyme Briefe sind und bleiben gemein.“

Frau Rita faßte sich mit beiden Händen an die Schläfen: „Habe Erbarmen, Josefine! Wenn du wüßtest, wie es in meinem Kopf hämmert und pocht — was habe ich durchgemacht — und eine schwere Aussprache mit dem Major steht mir noch bevor. — Ich will Dir ja auch alles sagen, nur nicht jetzt — morgen, übermorgen — sobald ich kann —“

„Eine Frau in Deiner Stellung muß sich ne-herrschen können,“ mahnte Josefine. „Und man darf sich nicht zu sehr Gefühlsduseleien hingeben, sondern man muß, wenn es — wie hier — nötig ist, den kalten, nüchternen Verstand allein sprechen lassen. Davon aber ganz abgesehen: nach allem, was ich für Euch tat — und isch tat es gern, das weißt Du! — habe ich wohl ein Recht, zu verlangen, daß man mich darüber unterrichtet und aufklärt, was sich in den Fa-

milien abspielt, zu denen auch ich jetzt gewissermaßen gehöre — also bitte, erzähle.“

Frau Rita sah, es blieb ihr kein Ausweg. Wollte sie sich wirklich einen Augenblick ausruhen, dann mußte sie vorher Josefines Neugierde befriedigen.

So schilderte sie denn den Besuch so kurz wie möglich und schloß mit den Worten: „Ich habe es Dir damals gleich gesagt, Du hättest die arme Frau nicht so ärgern und kränken dürfen — sie war mein Gast und konnte schon deshalb verlangen, voller Aufmerksamkeit behandelt zu werden. Natürlich ist es eine fixe Idee von ihr, daß sie sich gerade seit jenem Nachmittag so elend fühlt, — aber es war mir mehr als peinlich, zu hören, wie sie unter Deiner Behandlung gelitten hat. — Und ausgeschlossen ist es ja auch keineswegs, daß die Erregung an jenem Nachmittag ihr Leiden verschlimmerte, die geringste Kleinigkeit vermag ja zuweilen, den schon lange schlummernden Irrsinn bei einem Kranken zum Ausdruck zu bringen. Und wenn der sich später bei der ärztlichen Untersuchung herausstellt — dann beneide ich Dich nicht um das Gefühl, daß Du bei der Nachricht empfinden mußt, gewissermaßen die Veranlassung zu dieser schweren Erkrankung gegeben zu haben —“

Josefine war starr. Mit großen Augen sah sie ihre Schwägerin an, zunächst unfähig, ein Wort zu sagen. Wie alle Naturen, die an Intriguen und Feindseligkeiten Vergnügen finden, war sie grenzenlos feige. Und was Frau Rita da sagte, versetzte

sie in eine sehr unbehagliche Stimmung. Einen Augenblick lähmte Angst und Schrecken ihre Glieder und ihre Sprache. Dann aber faßte sie sich schnell. Nie und nimmer durfte sie zugeben, daß sie auch nur im geringsten unkorrekt gehandelt hätte. So meinte sie denn:

„Mein harmloser Scherz kann Frau von Rockhausen unmöglich so erregt haben, Du sagtest ja vorhin selbst: das wäre eine fixe Idee von ihr. Wenn irgend etwas den Stein ins Rollen brachte, dann war es allein der Umstand, daß Frau Thea sich zu ihr setzte — unmittelbar, nachdem ich sie etwas geneckt hatte. Damals wußte ich ja noch nicht, was es zwischen den beiden gegeben hatte — aber nun, da ich es weiß, muß auch ich sagen, daß ich Frau Theas Benehmen sehr wenig taktvoll finde — es sah ja geradezu wie eine Herausforderung aus! Wenn irgend jemand, dann hat Frau Thea ganz allein die Schuld — sie mußte gehört haben, was ich der anderen sagte, — und daß sie trotz alledem —“

Frau Rita hörte garnicht mehr auf Josefine hin. Alles, was die da redete, war ja so unwahr, so verlogen, so kleinlich und gehässig, daß Josefinens Anwesenheit ihr ein gewisses körperliches Unbehagen bereitete. Sie begriff ihre Schwägerin nicht, wie konnte die plötzlich Frau Thea — für die sie bisher nur stets die wärmsten Worte gehabt hatte, ohne jede Veranlassung so plötzlich fallen lassen, ihr Urteil über diese so vollständig ändern?

„Wo der Major nur bleibt?“ fragte Frau Rita endlich, als Josefinens Redestrom kein Ende nahm, als die immer wieder davon anfang, daß es ihre Pflicht gewesen sei, Frau von Rockhausen in harmloser Weise darauf aufmerksam zu machen, daß sie das Glück ihrer Ehe selbst zerstöre, als sie Frau Theas Benehmen immer unpassender fand, je öfter sie dieses einer Kritik unterzog — —

Anstatt des Majors erschien plötzlich der Oberst.

Der kam jetzt fast den ganzen Tag nicht mehr nach Hause. Se. Hoheit sollte ja nun bald eintreffen, und das Regiment feierlich in Empfang nehmen. Da gab es so viel zu tun, daß der Tag mit seinen vierundzwanzig Stunden kaum noch ausreichte. Und die höheren Vorgesetzten sorgten dafür, daß der Oberst nicht einen Augenblick zur Ruhe kam.

So hatte er auch erklärt, daß es ganz unbestimmt sei, wann er heute nach Hause kommen würde, und seine Damen gebeten, mit dem Essen nicht auf ihn zu warten.

Umso erstaunter waren diese, als er jetzt bei ihnen eintrat. Und sie erschrakten, als sie in sein verstörtes Gesicht sahen.

Mit einem ängstlichen Aufschrei sprang Frau Rita in die Höhe und klammerte sich an ihn: „Um Gottes willen — was ist geschehen? Bist Du krank?“

Er küßte sie zärtlich auf die Stirn, während Josefine ihre forschenden Blicke auf ihm ruhen ließ.

„Nein, nein, beruhigt Euch nur,“ sagte er endlich. Aber man merkte ihm an, wie schwer es ihm wurde, sich zu beherrschen. Seine Brust hob und senkte sich in starker Erregung.

„Nein — ich bin gesund. Aber Frau von Rockhausen —“

Wieder stieß Frau Rita einen Schrei aus, während Josefine blaß wurde.

„Um Gotteswillen — was ist mit ihr?“ fragte Frau Rita.

„Darüber wollte ich gerade mit Dir sprechen. — Ich hörte: Du bist heute nachmittag bei ihr gewesen — Elsbeth sagte mir — die Mutter hätte sich sehr erregt — den Grund wollte sie mir nicht nennen — Du würdest mir schon alles erklären — kurz und gut: kaum bist Du fort gewesen, da hat Frau von Rockhausen einen entsetzlichen Anfall bekommen — sie hat immer geschrien: sie wolle nicht weg — sie brauche nicht zu reisen, sie wäre ganz gesund — dann hat sie angefangen zu toben, sie hat alles zertrümmert, was ihr unter die Hände kam — der Schaum hat ihr vor dem Munde gestanden — und als der Major nach Hause kam, ist ihm nichts anderes übrig geblieben, als seine Frau sofort in ein Krankenhaus schaffen zu lassen.“

Josefine war totenblaß geworden und lehnte sich gegen einen Stuhl: „Da hörst Du es ja, Rita — die Frau ist schon lange krank gewesen — glaubst Du nun auch noch, daß ich —“

Frau Rita sah ihre Schwägerin verächtlich an: „Daß Du Dich jetzt verteidigst, beweist ja, daß Du kein gutes Gewissen hast. ich wünsche Dir, daß Du es nie bereust, die arme Frau so verhöhnt und gepeinigt zu haben. — Nun aber laßt mich — ich will gleich zu Elsbeth gehen — wir dürfen sie jetzt unter keinen Umständen allein lassen. Ich will sehen, daß Frau Thea sie wenigstens für die ersten Tage zu sich nimmt, zu mir kann ich sie ja nicht einladen — es würde ihr mehr als schrecklich sein, gerade jetzt mit Dir zusammenzutreffen, Josefine —“

Und ohne der Schwägerin irgendwie adieu zu sagen, ging sie aus dem Zimmer.





X.

Die Schreckensnachricht, daß Frau von Rockhausen in eine Anstalt hatte gebracht werden müssen, bildete natürlich in den nächsten Tagen das einzige Gesprächs-Thema in der Stadt, ebenso die Nachricht, die der Major, der seine Frau zusammen mit den Ärzten in das Sanatorium begleitet hatte, mit zurückbrachte: daß der Zustand seiner Frau keineswegs für unheilbar erklärt worden war.

Mit aufrichtiger Freude hörte man diese Botschaft, denn der Major, sowie Elsbeth waren überall ungemein beliebt. Und wenn Frau von Rockhausen nicht dieselben Sympathien genossen hatte, so lag das an ihrem Benehmen, für das man nun eine so traurige Erklärung gefunden hatte. Die allgemeine Teilnahme wandte sich ihr zu und man nahm sich vor, sie nach ihrer Genesung mit doppelter Herzlichkeit und Freundlichkeit zu behandeln.

Elsbeth war noch an demselben Abend, an dem ihre Mutter erkrankte, von Frau Rita zu Gillbergs gebracht worden und befand sich auch jetzt noch bei ihnen, obgleich ihr Vater schon lange von der Reise zurückgekehrt war. Er selbst hatte ihr zugeredet, noch etwas bei ihren Freunden zu bleiben, um die Erinne-

rung an die letzte Szene mit der Mutter nach Möglichkeit zu vergessen.

So war Elsbeth reichlich acht Tage bei Gillbergs geblieben, aber morgen wollte sie nun zu ihrem Vater zurück — — er mußte sich ja jetzt doppelt einsam und verlassen fühlen.

Wenngleich natürlich unter diesen traurigen Umständen von einem Fest nicht die Rede sein konnte, so hatten Gillbergs doch beschlossen, für diesen letzten Abend ein paar Gäste einzuladen. Schließlich hatten sie sich auf Elsbeths Bitten darauf beschränkt, außer ihrem Vater nur Bernburg und Dörmann aufzufordern. Und auch das hätte sie wohl kaum geduldet, wenn der Vater ihr nicht am Mittag die Nachricht gesandt hätte, daß die Ärzte mit dem Befinden ihrer Mutter viel zufriedener wären, als sie es nach so kurzer Zeit zu hoffen gewagt hätten; eine vollständige Genesung, die keinem Zweifel unterliege, sei nur noch eine Frage der Zeit.

Ein grenzenloses Glücksgefühl erfüllte Elsbeth. Und aus dieser Stimmung heraus war sie heute fast lustig und fröhlich.

Überhaupt war in der letzten Woche eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. So entsetzlich sie unter der Krankheit ihrer Mutter litt, so furchtbar die Erinnerung an die letzte Szene in ihr nachzitterte — es war ihr doch ein großes Gefühl der Erleichterung, zu wissen, daß all diese entsetzlichen Szenen, die sie im Hause der Eltern früher erlebte, ihre Ursache und

Veranlassung in der Krankheit der Mutter gehabt hatten. Alles, was sie durchgemacht, erschien ihr jetzt in einem ganz anderen, versöhnlichen Lichte. Sie hatte eine natürliche Erklärung für so vieles gefunden, was sie früher nicht begriffen hatte. Und das Gefühl des aufrichtigen Mitleids, das sie jetzt mit ihrer Mutter empfand, tötete alle anderen Gedanken, die sie vorher zuweilen gehegt hatte, wenn sie um ihre verlorene Jugend weinte, wenn sie die Mutter — trotz aller Liebe, die sie für sie empfand — doch zuweilen im stillen schalt, daß sie dem Vater das Leben so unnötig verbitterte.

Es kam ihr jetzt oft vor, als wäre sie selbst nach einer langen, schweren Krankheit zum erstenmal wieder aufgestanden und sähe nun die Welt im hellsten Sonnenschein vor sich liegen, — als rege sich neuer, frischer Lebensmut in ihren Adern.

Wie groß der Umschwung war und wie schnell sich der in ihr vollzogen hatte, merkte sie am deutlichsten, als Frau Thea, die sie mit Zärtlichkeiten und Aufmerksamkeiten überhäufte, sie gestern in scherzendem Tone darauf aufmerksam gemacht hatte, daß ein so schönes, junges Mädchen wie sie nun wirklich bald daran denken müsse, zu heiraten.

Da war es ihr zum erstenmal begegnet, daß sie nicht — wie sonst — zur Antwort gab: ich werde niemals heiraten. Und sie hatte gefühlt, wie sie errötete, weil sie sich dabei ertappte, daß sie jetzt über diesen Punkt anders dachte.

Thea hatte das anders aufgefaßt und schelmisch drohend den Finger erhoben: „Na, Elsbeth, hat Ihr kleines Herz schon Feuer gefangen?“ war aber mit keiner weiteren neugierigen Frage in sie gedrungen. Trotzdem war Elsbeth lange verlegen und verwirrt geblieben.

Und in der Nacht hatte sie wach gelegen und darüber nachgedacht, warum sie jetzt über die Ehe anders urteile als früher. Und ihr war klar geworden, daß auch das seine Erklärung lediglich in der Erkrankung der Mutter fand, richtiger darin, daß sie schon seit vielen, vielen Jahren krank gewesen war, ehe ihr Leiden deutlich zu Tage trat. Da durfte sie ihr früheres Urteil nicht aufrecht erhalten, da konnte sie von der Ehe der Eltern nicht auf die Ehe im allgemeinen schließen. Und die frohe Zuversicht, daß das Verhältnis ihrer Eltern in Zukunft ein ganz anderes sein würde, sobald die Mutter genesen war, ließ sie die häßliche Vergangenheit vergessen, ließ sie froh in die Zukunft sehen.

Ihr selbst vielleicht noch unbewußt, kam noch eins hinzu, sie anders urteilen zu lassen. Am zweiten Tag, nachdem man ihre Mutter fortgeschickt hatte, war sie mit Frau Thea spazieren gegangen, zuerst hatte sie sich mit Händen und Füßen gesträubt, sie wollte zu Haus bleiben, sie wollte keine Menschen sehen, aber Frau Thea hatte ihr solange zugeredet, daß sie schließlich nachgegeben hatte, um die Freundin nicht zu erzürnen.

Da war ihnen Bernburg auf der Straße begegnet, sie hatte ihm angemerkt, daß er den Wunsch hatte, sie anzusprechen, ihr ein Wort des Trostes und der Teilnahme zu sagen, aber er mochte es wohl auf offener Straße nicht für passend und schicklich gehalten haben; er war nur mit einem stummen Gruß an ihr vorübergegangen. Aber wie er die Hand an die Mütze legte, hatte er sie mit einem Blick angesehen, der soviel Mitleid, so deutlich den Wunsch, ihr helfen zu können, so sehr die aufrichtigen Gefühle seiner herzlichen Zuneigung verriet, daß ein ihr sonst unbekanntes Gefühl der größten Glückseligkeit sie plötzlich erfüllte.

Ihr war mit einemmal, als wäre das Unglück, das sie betroffen hatte, doch nicht so groß, weil es ihr einen Freund brachte, wie Bernburg es ihr zu sein schien.

Und auch Frau Thea hatte den Blick gesehen und dann erklärt: „Ich kenne Bernburg wenig, er kommt nicht allzu oft zu uns, aber die Art, wie er Sie ansah, beweist mir, daß er ein sehr guter Mensch sein muß.“

Diese wenigen Worte machten Elsbeth froh, als hätte man ihr etwas Liebes gesagt.

In der Nacht hatte sie auch an das gedacht, was die Mutter zu ihr gesprochen hatte: Heirate Bernburg.

Sie hatte gefühlt, wie sie errötete, ihr Herz hatte unruhig geschlagen.

Der Gedanke, vielleicht doch noch einmal zu heiraten, kam ihr so völlig überraschend, daß sie ihn selbst noch nicht so recht in seiner ganzen Tragweite zu fassen mochte. Und sollte wirklich Bernburg — nein er dachte nicht an sie, ebensowenig wie sie an ihn, er hatte sie ja auf dem Ball bei Frau v. Eckern gebeten, ihm eine Frau auszusuchen. Das sagt man doch keiner Dame, um die man selbst zu werben gedenkt. Allerdings, damals wußte ja auch er, wie sie über eine Ehe dachte, aber trotz allem — nein, sie waren gute Freunde, und die würden sie auch bleiben, alles andere war Unsinn, sie wollte garnicht mehr daran denken.

Aber sie dachte noch lange daran, bis sie endlich gegen Morgen einschlief.

Als sie erwachte, glaubte sie die törichten Gedanken für immer vergessen zu haben, aber sie wurden doch plötzlich wieder in ihr wach, als Bernburg am Abend, gleichzeitig mit ihrem Vater und Leutnant Dörmann, erschien, und sie ihm zum Willkommen die Hand reichte. In Erinnerung daran, daß sie sich gestern in Gedanken so lange mit ihm beschäftigt hatte, wurde sie etwas verwirrt und verlegen.

Er merkte es deutlich, aber unwillkürlich legte er sich dies anders aus. Ist es möglich, sollte Elsbeth dich wirklich lieben? fragte er sich immer wieder. Das machte ihn so froh, so glücklich, daß er sich selbst kaum wieder erkannte. Er war mit der festen Absicht ge-

kommen, sie zu zerstreuen und zu erheitern, er wollte lustig sein, aber nun wurde er beinahe übermütig.

Es herrschte überhaupt eine fast ausgelassene Stimmung an der kleinen Tafel, wie es so häufig kommt, wenn mit einem Male von allen ein schwerer Alp gewichen ist. Die unangenehme Geschichte mit den anonymen Briefen war definitiv erledigt. In ritterlichster Weise hatte Major von Rockhausen sich bei Frau Thea entschuldigt und sie gebeten, seiner Frau nicht nachzutragen, was sie in krankhaftem Zustande getan habe. Frau von Rockhausens Benehmen, für das man früher keine Erklärung gefunden hatte, war jetzt allen verständlich, die Gewißheit, daß sie bald wieder gesund sein würde, lag vor. Die Vergangenheit war vergessen, alle blickten sorglos in die Zukunft.

So lachte und scherzte man denn und ließ sich die Speisen und Getränke gut schmecken. Frau Thea hatte sich die größte Mühe gegeben, den Tisch hübsch zu decken. In allen Vasen waren frische Blumen, und das nicht allzu große, mit dunklen Eichenmöbeln eingerichtete Eßzimmer strömte einen solchen Grad von Behaglichkeit aus, daß man sich wohlfühlen mußte.

Dazu kam, daß Frau Thea die liebenswürdigste Wirtin, die man sich nur denken konnte, sie bezauberte alle durch ihre Anmut; auch sie war ausgelassen lustig, trotzdem sie vielleicht die einzige war, deren Fröhlichkeit nicht aus dem Herzen kam.

Selbstverständlich hatte ihr Mann die Er-

krankung der Frau von Rockhausen in Elsbeths Anwesenheit mit keinem Wort berührt; auch des Abends, wenn sie allein waren, hatte er es absichtlich vermieden, das Gespräch darauf zu bringen, aber Frau Thea wußte sehr genau, daß nur Elsbeths Besuch im Hause ihn davon zurückhielt, seinem Herzen Luft zu machen. Wenn Elsbeth morgen zu ihrem Vater zurückkehrte, würde er sie mit Vorwürfen überhäufen, ihr auseinandersetzen, wie unendlich schrecklich es ihm sei, daß sie zu Frau v. Eckern gegangen und dadurch die Schuld trüge, daß Frau von Rockhausen in eine Anstalt hätte übergeführt werden müssen. Sie wußte, was er sagen würde, es war ja immer dasselbe, und auch morgen würde wieder die Rede in den Worten gipfeln: „Denk an mich, an meine Karriere, denke daran, daß wir in der allernächsten Zeit den Namenszug des Fürsten bekommen.“

Sie sah es voraus, es würde zu einer sehr heftigen Aussprache kommen, sie wollte nicht unnötig widersprechen, ihn nicht erzürnen, im Gegenteil alles tun, was sie konnte, ihn zu versöhnen, obgleich sie sich nicht der geringsten Schuld bewußt war. Gelang ihr dies aber nicht, dann wollte sie nicht nur von neuem damit drohen, nach Kopenhagen zurückzufahren, dann wollte sie die Drohung auch wirklich wahr machen, so schwer es ihr fallen würde.

Dörmann hatte es ihr geraten, er meinte es mit ihnen beiden so gut wie kein anderer, da mußte sie seinen Rat auch befolgen.

Frau Thea sah es voraus, daß sie morgen abend schon auf Reisen sein würde, und das stimmte sie traurig. Zum ersten Mal sollte sie ihren Fritz allein lassen, und noch dazu anscheinend im höchsten Zorn von ihm gehen. Dieser Gedanke stimmte sie sehr ernst. Und sie ängstigte sich schon jetzt, ob es ihrem Mann in der Zwischenzeit auch an nichts fehlen würde. Natürlich wollte sie, ehe sie abfuhr, die Dienstboten auf das Genaueste instruieren, damit Fritz alles hätte, was er brauchte, aber trotzdem, es war doch ganz anders, wenn sie selbst da war.

Von Zeit zu Zeit warf sie ihrem Mann einen Blick zu. Wie war es nur möglich, daß er sich so in seiner einseitigen Idee verrannt hatte, daß er gar keine andere Ansicht wie seine gelten ließ, daß er sie hart anfuhr, anstatt mit Liebe auf sie einzuwirken. Er war doch trotz aller Heftigkeit der gutmütigste und beste Mensch auf der Welt.

Vielleicht hat Dörmann recht mit dem, was er sagt, dachte sie. Der entsetzliche lateinische Name für die von ihm entdeckte Krankheit war ihr schon lange wieder entfallen, aber mit der Krankheit selbst mochte es seine Richtigkeit haben.

Kein Mensch ahnte und erriet etwas von den vielen unruhigen Gedanken, die Frau Theas Herz bewegten, sie verstellte sich so ausgezeichnet, daß sie alle täuschte und nur um alle anderen Gedanken zu verjagen, wurde sie immer lustiger, und sie fand an Dörmann einen guten Partner.

Er hatte heute nach seiner Behauptung wieder einen jener großen Tage, in dem er, wie er es nannte, würdig war, selbst in einer großen Garnison die Stelle eines Leutnants nicht ohne Erfolg zu bekleiden.

„Nein wirklich, Herr Major,“ verteidigte er sich jetzt, als dieser ihn eben geneckt hatte; „die Herrschaften können es mir wirklich glauben, es gibt tatsächlich zuweilen in meinem Leben Augenblicke — du großer Gott, die hat ja schließlich jeder einmal, und die gehören zu den wenigen Dingen, die selbst ein Gerichtsvollzieher uns nicht nehmen kann. Aber die Augenblicke, in denen ich zu der Erkenntnis komme, daß ich zu etwas Höherem geboren bin, daß ich doch noch einmal Oberleutnant werde, die haben einen wahrhaft berausenden Reiz für mich. Und im Zusammenhang damit steht, daß ich mich dann für noch klüger und bedeutender halte, als ich es nach der Meinung meiner Vorgesetzten nicht bin, und jeder wird mir zugeben, daß es dazu einer nicht ungewöhnlichen Phantasie bedarf. Wäre ich ein Schriftsteller, dann würde die Kritik sagen, „sein Talent berechtigt zu den schönsten Hoffnungen.“ Mit der mir eigenen Bescheidenheit stelle ich mir aber selbst ein viel besseres Zeugnis aus, und ich behaupte ernsthaft: Ich bin ein Genie, würdig auch in einer Residenz Offizier sein zu können. Wäre ich nicht eine so groß angelegte Natur, dann könnte ich vielleicht darunter leiden, daß ich es nur hier bin, denn selbst die frohe Tatsache, daß wir den Namenszug erhalten, ändert nichts daran,

daß wir nicht in Berlin leben. Der Weise trägt, was er nicht ändern kann, und das Bewußtsein, einer Auszeichnung würdig zu sein, ist für mich das Gleiche, wie die Auszeichnung selbst zu erhalten — ja noch mehr, es macht mich stolzer, denn eine Dekoration bekommt so mancher, der sie nicht verdient, wobei ich natürlich nur an die Zivilisten, nicht an unsere hohen Vorgesetzten denke."

„Sie sind und bleiben ein Frechdachs," schalt der Major belustigt, „Sie werden schon anders urteilen, wenn Sie erst mal Stabsoffizier sind."

Erschrocken hob Dörmann die Hände: „Herr Major, was denken Sie von mir? Selbst in meinen kühnsten Träumen geht meine Phantasie nie weiter als bis zum verabschiedeten Hauptmann 2. Klasse. Und wenn ich Sie nicht leibhaftig in voller Uniform vor mir sähe, dann würde ich überhaupt nicht glauben, daß es in der heutigen Zeit wirklich noch unverabschiedete Stabsoffiziere gibt."

„Herr, malen Sie den Teufel nicht an die Wand," rief der Major.

„Keine Angst, Herr Major, ich kann nicht malen, nicht mal ein Croquis zeichnen. Ich wäre selbst dann kein großer Maler geworden, wenn ich ohne Arme geboren wäre."

Alle lachten, und das veranlaßte Dörmann, weiter die Unterhaltung an sich zu reißen, Sinn und Unsinn durcheinander zu reden, kühne Behauptungen

aufzustellen, denen die anderen widersprechen mußten. Und selbst wenn sie Recht hatten, gab er das nicht zu, denn die Unterhaltung mußte in dieser Lebhaftigkeit noch lange anhalten.

Er hatte dafür einen bestimmten Grund. Ganz zufällig hatte er einen Blick aufgefangen, mit dem Bernburg seine Nachbarin, Fräulein Elsbeth, ansah, und er hatte bemerkt, wie die über und über errötete, sich von ihm abwenden wollte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, und wie sie sich ihm dann doch zuwandte, um bei dem lauten Stimmengewirr der anderen besser seine Worte verstehen zu können. Man war schon lange bei der Zigarre angekommen, aber trotzdem, auf allgemeinen Wunsch, ruhig im Eßzimmer sitzen geblieben.

So sehen also zwei Mensch aus, die sich verloben wollen, dachte Doermann. Für so verständig hätte ich Bernburg wirklich nicht gehalten, daß er um Elsbeth werben würde, und daß diese ihre Anschauung über den Punkt, nie heiraten zu wollen, änderte, beweist mir, daß sie genau so klug ist, wie ich es immer annahm. Und ferner zeigt es mir aufs neue, daß die Schwüre umsoweniger gehalten werden, je feierlicher man sie schwört. Na, Kinder, meinen Segen habt ihr, und was ich tun kann, damit eure Herzen sich noch heute abend finden, das tue ich. Aber als Belohnung bitte ich mir dann später aus, daß ich nicht nötig habe, Brautführer zu sein, denn an einen Solchen werden von seiner Partnerin immer Hoff-

nungen geknüpft, die ich ganz sicherlich nicht erfüllen werde.

Und es gelang ihm wirklich, die Unterhaltung so lebhaft zu führen, daß es gar nicht weiter auffiel, wie wenig Bernburg und Elsbeth sich daran beteiligten. Von Zeit zu Zeit warfen sie auch ein Wort in das Gespräch der anderen hinein, aber nur, um dann wieder ungestört miteinander plaudern zu können.

Sie sprachen über die gleichgültigsten Dinge, aber es kam beiden vor, als hätten sie sich noch nie so gut unterhalten; was der eine sagte, erschien dem anderen als etwas ganz Besonderes. Sie kannten sich schon lange, und doch war ihnen, als lernten sie sich erst heute kennen. Sie sahen sich mit ganz anderen Augen an als bisher, mit den Augen der Liebe. Sie saßen neben einander und dachten, ob sie sich wohl wirklich in einander verlieben könnten, und sie merkten es nicht, wie verliebt sie schon in einander waren. Und sie hätten sich auch nicht sagen können, seit wann sie sich liebten — namentlich über Elsbeth war es mit einem Mal gekommen. Sie mochte sich tausendmal gesagt haben, ich heirate nie — ihr Herz hatte sich doch nach Liebe gesehnt, und als sie nun merkte, wie Bernburg mit seinen Worten und seinen Augen um sie warb, da wurde die Liebe, die sie bisher mit aller Gewalt ferngehalten hatte, doppelt schnell in ihr wach, gleichsam, als wolle ihr Herz nachholen, was es bisher so lange versäumt hatte.

War es nur ein Zufall, daß Elsbeth jetzt ihre

Serviette fallen ließ, war es wirklich nur ein Zufall, daß Bernburg, als er sie ihr zurückreichte, ihre Hand festhielt, und daß sie es duldete, ja, daß sie es garnicht zu bemerken schien?

Die beiden saßen da, völlig der Welt entrückt, sie sahen sich nicht an, sie sprachen kein Wort, sie waren namenlos glücklich, ihre Herzen hatten sich für immer gefunden, ohne daß sie es sich gegenseitig gestanden hätten.

Sie fuhren erschrocken zusammen, als jetzt plötzlich Dörmanns laute Stimme erklang: „Meine Herrschaften, seien Sie mir nicht böse, aber nachdem ich bereits den ganzen Abend geredet habe, ist es mir jetzt ein aufrichtiges Bedürfnis, eine Rede zu halten.“

Ein lautes Bravo war die Antwort.

Doch Dörmann wehrte ab: „Warten Sie, bis ich damit fertig bin, aber dann rufen Sie desto energischer.“

Er hatte sich erhoben und stellte sich feierlich in Positur: „Meine Damen und Herren, ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich so kurz fasse, wie es mir möglich ist, ja, wenn ich mich sogar noch kürzer fasse. Wenn ich trotzdem zunächst die Behauptung aufstelle, daß das preußische Exerzierreglement so ziemlich das langweiligste Buch der Welt ist, so hindert mich das nicht, daran zu glauben, daß es endlich die höchste Zeit wird, daß wir bald den Namenszug erhalten und beinahe Garde werden, denn es ist kein angenehmes Gefühl, immer warten zu müssen. Das soll mich nicht abhalten, der Überzeugung zu sein,

daß nur Toren immer von der Zukunft reden, und daß der wahrhaft weise Mann die Gelegenheit selbst dann am Zopf ergreift, wenn sie gar keinen trägt, sondern ihr Haar nach der neuesten Mode mit zahlreichen Schildpattkämmen auf dem Kopf befestigt hat, wie dies z. B. bei Frau Thea nicht der Fall ist. Meine Herrschaften, unterbrechen Sie mich nicht, und glauben Sie nicht, ich sei voll süßen Weines, weil ich solches gedankenloses Zeug rede. In der Hinsicht kennen Sie mich nicht, ich würde ihr ästhetisches Gefühl verletzen, wenn ich Ihnen erzählen wollte, wieviel ich trinken kann. In der Hinsicht nimmt es kein Vorgesetzter mit mir auf, nicht einmal eine Exzellenz. Und gerade deshalb meine ich, daß wir einmal trinken und ich bitte Sie, Ihre Gläser zu leeren auf, auf — — —"

„Na, worauf denn?“ riefen die anderen ungeduldig.

Dörmann stand anscheinend im tiefsten Nachdenken da, dann rief er plötzlich: „Na, wenn doch noch etwas getrunken werden muß, dann trinken Sie mal auf meine scharfen Augen, die es einzig und allein bemerkt haben, daß Fräulein Elsbeth und Bernburg sich vor zwei Minuten verlobt haben und nun immer noch Hand in Hand da sitzen.“

Der Major sprang erregt in die Höhe: „Herr Leutnant, da hört denn aber doch der Witz auf —“

„Selbstverständlich,“ meinte Dörmann gelassen, „was ich sagte, war kein Scherz, sondern eine frohe

Tatsache. Ich habe Bernburg den Rat gegeben, sich endlich zu verloben, und nun, da er es tat, mußte ich doch auch die Rede halten. Schon die Pflicht der internationalen Höflichkeit verlangt es, daß Sie Ihre Gläser erheben, und darum rufe ich — Aber Herrschaften, das geht doch nicht, Sie müssen doch sitzen bleiben — Na, ich wasche mich in Unschuld, ich kann nichts dafür, daß das Brautpaar kein Hoch bekommt."

Alle waren aufgesprungen, der Major hielt sein Kind in den Armen, und Bernburg wollte Dörmann Vorwürfe machen, daß der das Geheimnis so schnell verraten hatte, aber Dörmann ließ sich auf keine Unterhandlungen ein: „Seien Sie froh, daß ich vorhin Ihren heimlichen Händedruck bemerkte, als ich aufstand, um einen neuen Aschenbecher zu holen. Schelten Sie nicht, sondern freuen Sie sich, daß Sie geboren sind, denn sonst hätten Sie nie und nimmer eine so entzückende Braut gefunden, das können Sie mir glauben."

Während jetzt Bernburg auf den Major zutrat, ging Gillberg hinaus, um neuen Wein zu holen, denn die Verlobung mußte natürlich ordentlich gefeiert werden.

Doermann hatte sich indessen an Frau Thea gewandt: „Undank ist der Welt Lohn, gnädige Frau. Ich verlobe die beiden gewissermaßen offiziell, und nun kümmert sich kein Mensch um mich. Sagen Sie mir wenigstens dafür „danke“, daß ich die beiden glücklich machte."

„Glauben Sie wirklich, daß sie es werden? Nach der Theorie, die Sie mir einmal über Offiziersehen entwickelten —“

„Ist Bernburg denn verpflichtet, ewig Leutnant zu bleiben? Ich werde ihm die Vorzüge des Landlebens auseinandersetzen; er kann sich ein schönes Gut kaufen. Will er den bunten Rock anbehalten, wird seine Frau ihn sicher auch dann glücklich machen, die hat ja eine Ehe, wie sie nicht sein soll, zu Hause kennen gelernt. Und er selbst wird ein guter Ehemann werden. Lyrische Tenöre sind immer zart besaitete Naturen, sie ärgern sich und andere schon deshalb nicht, um keinen Schaden an ihrem hohen C zu leiden. —“

„Sie sind ein Spötter,“ schalt sie; „seien Sie doch ernsthaft.“

„Das ist so gräßlich langweilig, gnädige Frau, und bis zu einem gewissen Grade auch immer ein Zeichen von Dummheit.“

Sie antwortete nicht gleich, dann sagte sie, etwas zur Seite tretend: „Ich möchte trotzdem eine Minute ernsthaft mit Ihnen sprechen. — Ich fahre morgen nach Kopenhagen.“

Er erschrak unwillkürlich: „Hat Fritz sich wieder vergessen? Da soll doch gleich ein heiliges Himmel-donnerwetter dazwischenfahren.“

„Noch ist es nicht so weit,“ beruhigte sie ihn, „aber morgen wird es zu einer Aussprache kommen,“ und sie schilderte ihm kurz ihre Bedenken.

Er hörte aufmerksam zu: „Gestatten Sie eine sehr banale Frage; haben Sie Reisegeld? Ich weiß nicht, wer bei Ihnen die Kasse führt, aber es macht einen sehr schlechten Eindruck, wenn man für eine Reise, wie Sie sie planen, den teuren Gatten anborgern muß. Sollten Sie meine Dienste brauchen – ich habe nicht ohne Erfolg meinen Hauptmann um fünfhundert Mark angeborgt, und er gibt noch mehr, wenn ich ihn bitte, der Mann hat ein rührendes Gemüt.“

Sie mußte doch lachen: „Möchte der Himmel es Ihnen und ihm erhalten, aber wenn Fritz auch die Kasse hat, ich besitze mehr, als ich brauche. – Und Sie meinen wirklich, daß ich fahren soll?“

Er sah sie fest an: „Ich könnte in diesem Falle selbst meiner eigenen Frau keinen besseren Rat geben. Selbst der würde ich zurufen: Brenn' mir durch, damit mir erst klar wird, was ich an Dir habe.“ Und als er ihr trauriges Gesicht bemerkte, fuhr er fort: „Gnädige Frau, Sie dürfen die Sache nicht tragisch nehmen, Sie kaufen sich ein Retourbillet, und in spätestens vierzehn Tagen sind Sie wieder hier. In der Zwischenzeit erziehe ich Ihren Mann, ich will sogar ganz zu ihm ziehen und alle Mahlzeiten mit ihm teilen, er soll nicht einen Augenblick ohne mich sein.“

„Ach ja, bitte, tun Sie das,“ kam es in rührender Fürsorge für ihren Mann über ihre Lippen.

„Ich schwöre es Ihnen beim Barte des Pro-

pheten, und wenn Fritz mich aus dem einen Bett hinauswirft, um mich los zu werden, dann lege ich mich sofort wieder in ein anderes hinein, oder ich schlafe auf der Chaiselongue. Schlafen werde ich schon irgendwo, deswegen brauchen Sie sich nicht zu ängstigen."

„Nein, Ihretwegen ist mir auch nicht bange,“ meinte sie, trotz aller Sorgen doch wieder belustigt, „aber ich weiß nicht, ob es wirklich das Richtige ist, daß ich gehe.“

„Ganz bestimmt! Ich nehme jede Verantwortung auf mich und stehe für alle Folgen. Nun aber machen Sie ein frohes Gesicht. Noch eins, ich werde Ihnen morgen eine Depesche schicken, was drin steht, ist ja ganz gleichgültig, es macht aber auf die Dienstboten einen besseren Eindruck, wenn Sie sagen, Sie hätten ein Telegramm erhalten, Sie müßten sofort abreisen. Für Fritz lassen Sie einen Brief zurück, Sie hätten Nachricht aus Kopenhagen bekommen, sonst macht er in seiner ersten Erregung vielleicht auch Dummheiten, wenn Sie fort sind. Ich werde ihm dann schon die Augen öffnen. Ein Telegramm verhindert auch jedes Gerede in der Stadt, denn das muß natürlich unter allen Umständen vermieden werden.“

Sie reichte ihm die Hand: „Sie sind uns wirklich ein guter Freund.“

„Eine gute Eigenschaft muß der Mensch doch haben,“ lehnte er ihren Dank ab. „Aber da kommt Fritz mit dem Wein zurück, nun wollen wir lustig und

fröhlich sein. Denken Sie nicht an morgen, sondern nur an die Zukunft, dann werden Sie heiter werden, vorhin waren Sie es ja auch. Und nun her mit dem Champagner, wir beide wollen das erste Glas darauf leeren, daß Sie mir, natürlich nur bildlich gesprochen, sehr bald um den Hals fallen werden und zu mir sagen: „Dörmann, Sie haben das Glück meines Lebens wieder hergestellt, an Ihnen ist ein Heiratsvermittler verloren gegangen.“





XI.

Es kam Frau Rita wirklich zuweilen so vor, als wenn plötzlich sämtliche böse Geister in Josefine gefahren wären — das Zusammenleben mit ihr wurde von Tag zu Tag unerträglicher. Aber den wahren Grund, weshalb Josefine beständig Streit hervorrief, weshalb sie an allem und jedem etwas auszusetzen hatte, weshalb sie immer von neuem hetzte und intrigierte, sobald sich auch nur die geringste Veranlassung bot, erriet Frau Rita nicht, so sehr sie sich auch bemühte, für Josefines Benehmen eine Erklärung zu finden. Die Wahrheit war: Josefine wollte sich rächen, Rache nehmen dafür, daß Frau Rita sie in Gegenwart ihres Bruders beschuldigt hatte, durch ihren harmlosen Scherz Frau v. Rockhausens Leiden verschlimmert und den Ausbruch der Krankheit verschuldet zu haben. Wie ungerecht dieser Vorwurf war, bewiesen ja die fast stetig aus der Anstalt eingehenden Berichte, aus denen klar hervorging, daß es sich um ein altes Leiden handelte. Josefine hatte in ihrer Feigheit vorübergehend vor Angst gezittert, daß sie doch vielleicht die Veranlassung zu der Erkrankung der Frau v. Rockhausen sein könnte. Sie hatte eine vollständig schlaflose Nacht gehabt, und wenn sie auch

wußte, daß keine irdische Strafe für das, was sie getan, sie treffen könne, so hatte ihr eigenes Gewissen sie doch angeklagt, wie sie jetzt wußte, ohne Grund.

Und diese schlaflose Nacht, in der sie fast daran irre geworden war, ob sie wirklich ein so guter Mensch sei, wie sie es zu sein bisher geglaubt hatte – diese Nacht konnte sie ihrer Schwägerin nicht verzeihen.

Und da Josefine wußte, daß diese am meisten darunter litt, wenn sie sich über die Damen des Regiments häßlich und unfreundlich äußerte, machte Josefine in den nächsten Tagen in allen Familien Besuche, spionierte mit ihren scharfen Augen überall herum, brachte die Damen durch ihre große Liebenswürdigkeit dahin, ihr alles anzuvertrauen, was sie beschäftigte, was sie quälte. Und mit einem großen Sack von Neuigkeiten kam Josefine dann nach Haus, kramte aus, was sie erfahren hatte, und hielt mit ihrer vernichtenden Kritik trotz des energischen Protestes ihres Bruders und ihrer Schwägerin nicht zurück.

Es war schon einmal vorgekommen, daß der Oberst vom Tisch aufgestanden war und sich in seinem Zimmer hatte servieren lassen, weil er Josefinens Klatscherei nicht mehr mit anhören wollte und konnte.

Aber das machte auf Josefine keinen Eindruck: „Otto wird sich schon schnell wieder beruhigen, er wird einsehen, wie gut ich es mit Euch meine. Ihr müßt unbedingt wissen, wie es in den Familien zugeht, die gewissermaßen Eurem Kommando unterstellt sind, die geringste Kleinigkeit ist da von Interesse. Wenn

man sich nicht von Anfang an um jede anscheinend auch noch so geringfügige Bagatelle kümmert, dann wachsen einem später die Ereignisse über den Kopf, dann steht man einer Skandalaffäre wie bei der Frau Hauptmann Ahlert rat- und hilflos gegenüber."

Josefine ließ nicht nach, in der Hinsicht zu hetzen, Frau Hauptmann Ahlert mußte „fliegen“, wie sie es nannte. Das hatte sie schon lange beschlossen, denn sie war doch nicht nur gekommen, um ihrem Bruder die Schulden zu bezahlen, sie hatte sich gleich am ersten Tag gelobt, ihrer schönen Schwägerin beizustehen, die schweren Pflichten der Kommandeuse zu erfüllen. Da war sie es Frau Rita schuldig, eine Dame aus dem Regiment zu entfernen, die absolut nicht hineinpaßte, die ihrem ganzen Lebenswandel nach nicht mehr hineingehörte.

Es war Josefine geradezu unbegreiflich, daß es der Oberst immer wieder aufs neue verschob, mit der Angelegenheit Ernst zu machen, und sie verstand ihn nicht, wie er immer noch von der Schuldlosigkeit der Frau überzeugt sein konnte, auch jetzt noch, wo sie selbst noch mit unermüdlichem Fleiß alles, was gegen die Frau Hauptmann Ahlert sprach, zusammentrug, wo sie einen Stein der Anklage zu dem andern fügte, sodaß jedes Gericht sie ohne weiteres auf Grund des Indizienbeweises verurteilt haben würde. Doch ihr Bruder glaubte es immer noch nicht. Auch seiner wegen war es ein Glück, daß sie hier war. Sie begriff garnicht, daß die beiden solange ohne sie fertig werden konnten.

In Wirklichkeit aber glaubte der Oberst schon lange nicht mehr an die Schuldlosigkeit der Frau Hauptmann Ahlert. Er hatte mit seinem Adjutanten ausführlich gesprochen und auf Grund dessen, was der ihm berichtete, konnte es für ihn keinem Zweifel unterliegen, daß der Referendar sein Wort fälschlicherweise gegeben hatte, um die Ehre der Frau zu retten. Er machte sich jetzt die schwersten Vorwürfe, dieses Wort verlangt zu haben und sah bei ruhiger Überlegung selbst ein, daß der andere garnicht anders hätte handeln können. Aber daß er den Referendar gewissermaßen moralisch gezwungen hatte, sein Wort gegen besseres Wissen zu geben, bedrückte ihn fast ebenso, wie die Tatsache, daß in seinem Regiment eine Dame sich soweit hatte vergessen können, ihren Mann zu betrügen.

Der Oberst fand keinen Ausweg, er konnte Ahlert nicht zureden, sich versetzen zu lassen, ohne ihm nicht den wahren Grund zu nennen, der sein längeres Verweilen im Regiment unmöglich mache. Und darüber, daß Ahlert sich nicht scheiden lassen würde, hatte der Adjutant ihn nicht im Zweifel gelassen: „Der Herr Hauptmann steht in dem Ruf, nicht ganz der vornehme Charakter zu sein, wie Sie, Herr Oberst, glauben. Erfährt er von dem Treubruch seiner Frau, so würde er sie eine Zeitlang zu ihren Eltern zurückschicken, dann seinen Abschied einreichen und sich wieder mit ihr aussöhnen, schon um auch in Zukunft auf den jährlichen Zuschuß, den sie ihm gibt, nicht verzichten zu müssen.“

Der Oberst wollte widersprechen: „Das ist nicht möglich, so niedrig kann er doch nicht denken, man läßt sich doch für Geld nicht alles gefallen.“

Aber er schwieg; er dachte an Josefine, die ihm den Frieden und das Glück seines Hauses zerstört hatte, die ihm täglich das Leben verbitterte, die er um ihrer kleinlichen, gehässigen Gesinnung wegen nicht mehr lieben konnte, und der gegenüber ihn das Gefühl, ihr zu aufrichtigem Dank verpflichtet zu sein, täglich aufs neue bedrückte. Und so lange er Offizier war, konnte er ihr Geld nicht entbehren. Anstatt ihr zu sagen: „Josefine, es geht auf die Dauer nicht; es ist besser, wir trennen uns,“ mußte er täglich neue Opfer von ihr annehmen oder er mußte den Abschied einreichen. Aber auch dann blieb er in ihrer Schuld, und nicht nur seine Frau, auch Josefine würden widersprechen, wenn er gehen wollte. Er hörte schon ihre Stimme: „Dazu habe ich Dir doch nicht einen Teil meines Vermögens gegeben und alle Deine Schulden bezahlt, damit Du Dich und uns jetzt in die Einsamkeit vergräbst.“

Er dachte mehr an sich selbst als an Ahlert, als er jetzt zu seinem Adjutanten sagte: „Ja, ja, das verfluchte Geld, das verdirbt schließlich jeden Charakter.“

Der Adjutant sah ihn etwas verwundert an und brachte das Gespräch wieder auf den Ehebruch. „Eins dürfe der Herr Oberst nicht vergessen, wenn der Hauptmann die Wahrheit erführe, dann bliebe ihm nicht anderes übrig, als den Referendar zu fordern.“

Allerdings sei es auch nicht ausgeschlossen, daß der Hauptmann, nicht aus Überzeugung, sondern aus Feigheit, ein Duell ablehnen würde. Dann müßte natürlich ehrengerichtlich gegen ihn eingeschritten werden."

Einen Skandal gab es auf alle Fälle, selbstverständlich war eine ehrengerichtliche Untersuchung noch viel schlimmer als ein Duell; aber auch das würde genug Staub aufwirbeln. Solche Nachricht geht ja mit Windeseile durch alle Zeitungen, alle Versuche, da etwas zu verheimlichen, helfen nichts. Vielleicht erfuhr dann Se. Hoheit davon, und wenn der natürlich auch nicht das ganze Regiment für das verantwortlich machen konnte, was der einzelne tat, — die ganze Sache war und blieb einfach gräßlich.

Man mußte versuchen, sie wenigstens solange totzuschweigen, bis Se. Hoheit hier gewesen war. Der große Tag war ja nicht mehr fern, dann war es immer noch Zeit einzuschreiten.

Allerdings verhehlte der Oberst sich nicht, daß das von ihm nicht ganz korrekt gehandelt sei, man konnte ihm später einen schweren Vorwurf daraus machen, daß er die Angelegenheit so lange auf sich hatte beruhen lassen; das konnte ihm unter Umständen den Kragen kosten.

So sehr ihn der Gedanke zuerst, schon seiner Frau wegen, erschreckte, so schnell beruhigte er sich wieder; ja, er fand darin eine Art Vergeltung. Mußte er gehen, dann war es die Strafe dafür, daß er als

Offizier über seine Verhältnisse gelebt, daß er als Oberst verschuldet gewesen war und sich seine Schwester hatte kommen lassen müssen, um finanzielle Hilfe zu finden. Er selbst würde gehen müssen, das sah er je länger, um so deutlicher ein, aber besser war es, daß er ging, als daß es gerade jetzt in seinem Regiment zu einem Skandal kam. Das mußte unter allen Umständen vermieden werden.

Dazu kam eine rein private Sache, ihm den Gedanken an den Abschied zu erleichtern. War er nicht mehr im Dienst, hatte er sich in eine ganz kleine Stadt oder auf das Land zurückgezogen, dann brauchte Josefine ihm kein Geld mehr zu geben, dann mußte seine Pension ausreichen, um für alle den Lebensunterhalt zu bestreiten. Es lag dann für Frau Rita kein Grund mehr vor, sich so elegant zu kleiden und große Feste zu geben. Gewiß, es würde ihr schwer werden, sich an das veränderte Leben zu gewöhnen; auch er würde nicht leicht auf seinen Beruf, auf seine Tätigkeit verzichten, aber sie hatten ja sich und ihre Liebe; die würde sicher über alles hinweghelfen.

So ließ er denn Josefine weiterhetzen, und sie hörte nicht auf, ihren Bruder anzustacheln.

„Du mußt mich von der Gegenwart dieser Frau Ahlert befreien, es muß ihr doch auffallen, daß ich bei allen anderen Damen ein- und ausgehe, daß ich nur sie nicht aufsuche. Aber ich kann nicht zu ihr gehen, ich kann mich nicht verstellen, ich kann nicht

Freundschaft heucheln, wenn ich Verachtung empfinde."

Und wie gegen Frau Hauptmann Ahlert, hetzte Frau Josefine auch gegen Frau Thea. Seit reichlich acht Tagen war die nun schon in Kopenhagen; sie hatte ein Telegramm erhalten und war ganz plötzlich abgereist, nachdem sie noch an Frau von Eckern ein paar Zeilen geschrieben und diese gebeten hatte, es auch vor den anderen Damen zu entschuldigen, daß sie abführe, ohne Adieu zu sagen. Aber ihre Zeit erlaube es beim besten Willen nicht, denn der Zug ginge bereits in zwei Stunden.

Jeder Mensch glaubte an das Telegramm, selbst die Dienstboten, die die Depesche ja mit eigenen Augen gesehen, allerdings aber auch am Mittag die erregte Aussprache zwischen ihrem Leutnant und der gnädigen Frau mit angehört hatten. Selbst die waren felsenfest davon überzeugt, daß nur das Telegramm die Veranlassung der Reise war.

Nur eine glaubte nicht, das war Josefine: „Die Depesche ist ein Vorwand, noch dazu ein sehr ungeschickt gewählter, denn er ist alt, wie die Erfindung der Elektrizität selbst. Seitdem wir uns diese dienstbar machten, erhalten alle Ehemänner und alle Ehefrauen, die das Weite suchen wollen, Depeschen — schon mit Rücksicht auf die Dienerschaft. Mich täuscht man nicht. Daß Frau Thea reiste, hat ihren Grund in den Äußerungen, die sie über die bevorstehende Verleihung des Namenszuges und über die Garde

selbst machte. Wenn ich auch natürlich über den Inhalt der anonymen Briefe nicht mehr verriet, als ich vor Gott und meinem Gewissen jederzeit verantworten kann, so ist die Sache doch irgendwie ruchbar geworden, und ich kann nur der Wahrheit gemäß sagen, daß Frau Thea sich dadurch die Sympathien der anderen Damen noch mehr verscherzt hat, als sie es schon durch ihr Benehmen gegen Frau von Rockhausen tat. Ich begreife garnicht, daß Otto da nicht dienstlich einschreitet; allerdings scheint es ihm ja stets an der nötigen Energie zu fehlen, wenn es sich darum handelt, gegen die Damen des Regiments Maßregeln ergreifen zu müssen."

Stundenlang konnte Frau Josefine so auf ihre Schwägerin einsprechen, die mit stiller Ergebung zuhörte, weil sie zuhören mußte — sie war ihrer Schwägerin, wie diese ihr täglich aufs neue erklärte, zu großem Dank verpflichtet, daß es doch wirklich nicht zuviel verlangt war, wenn sie Josefines Bitte, mit ihr etwas zu plaudern, erfüllte.

Und „plaudern“ nannte Josefine, wenn sie an ihren lieben Mitmenschen kein gutes Haar ließ, wenn sie sich die größte Mühe gab, Feindschaft und Haß zu erwecken.

Aber so sehr sie sich auch bemühte, ihren Bruder gegen Frau Thea aufzustacheln, gelang es ihr doch nicht. Auch heute abend, als man nach dem Essen im Zimmer des Obersten zusammensaß, brachte sie das Gespräch auf ihre Feindin, und sie war ent-

schlossen, heute etwas zu erreichen; sie wollte den Fall zum definitiven Abschluß bringen. Es verletzte sie in ihrer Eitelkeit, daß sie bei ihrem Bruder nichts durchsetzte, und außerdem fand sie es langweilig, immer dasselbe zu reden, ohne einen Schritt weiterzukommen. Und um ihren Worten mehr Nachdruck zu verleihen, sprach sie ohne jede Gehässigkeit, anscheinend ganz unparteiisch, als stände sie wie ein Staatsanwalt, der die Anklage erhebt, über der Sache. Und sie schloß mit den Worten: „Du wirst mir zugeben müssen, daß ich den Fall ganz objektiv behandle, und deshalb bitte ich Dich, nun endlich mir auch Deinerseits nicht immer mit allgemeinen Redensarten, sondern kurz und präzise zu antworten, wie Du über die Sache denkst.“

Der Oberst, der den langen Ausführungen seiner Schwester ungeduldig zugehört hatte, erhob sich von seinem Platz und stellte sich dicht vor Josefine hin: „Du hast Recht, ich will Dir klipp und klar meine Meinung sagen, nicht weil Du es verlangst, nicht weil Du einen Anspruch darauf hättest, meine Ansicht kennen zu lernen, sondern aus dem sehr einfachen Grunde, weil ich wünsche, daß dieses Thema nie wieder, auch nur mit einem einzigen Wort, berührt wird; ich habe genug andere Sachen im Kopf. Fast wider Willen habe ich mich unter dem Einfluß Deiner Worte mit der Äußerung der kleinen Frau Thea beschäftigt, ich habe lange darüber nachgedacht und bin zu der Überzeugung gekommen, daß ich nicht die leiseste

Veranlassung habe, dienstlich davon irgendwie Notiz zu nehmen, schon deshalb nicht, weil es sich um Worte handelt, die eine Dame in ihrem eigenen Hause aussprach, weil ich sie selbst nicht mit anhörte, und weil es mir widerspricht, mich in Sachen zu mischen, die mir von dritter Seite privatim zugetragen werden. Und davon aber ganz abgesehen, kann ich überhaupt in Frau Theas Worten nichts Unüberlegtes und Unpassendes finden, und ich sehe nicht ein, inwiefern sie ihr irgendwie schaden könnten. Ich finde die Worte höchstens nicht ganz taktvoll, denn wenn jemand ein Geschenk erhalten soll und sich darauf freut, ist es von einem Dritten nicht übertrieben liebenswürdig, dem anderen zu sagen: Das Geschenk ist nichts wert. Du siehst also, ich nehme Frau Thea nicht so ohne weiteres ganz in Schutz. Aber in einer Hinsicht stehe ich ihr vollständig bei. Sie hat ganz Recht, wenn sie sagt, die Garde ist nicht besser als jedes andere Regiment; ich wenigstens müßte mich mein Leben lang geschämt haben, Offizier zu sein, wenn ich nicht die Überzeugung hätte, daß ein Truppenteil genau so gut ist wie der andere; alle erfüllen ihre Pflicht, alle sind in gleicher Weise bereit, mit Begeisterung in den Krieg zu ziehen — das Regiment in Possemuckel genau so gut wie das in Potsdam. Es mag angenehmer sein, die Garnison in Berlin zu haben als hier, gewiß ist es eine große Ehre, direkt unter den Augen Seiner Majestät zu dienen, aber trotzallem ist ein Regiment genau so viel wert wie das an-

dere. Und wenn wir jetzt den Namenszug erhalten, so darf uns diese Auszeichnung nicht stolz und übermütig machen, sie darf uns nicht verleiten, plötzlich als bessere, vornehmere Menschen zu dünken. Nicht die Uniform bestimmt den Wert einer Truppe, sondern der Geist, der sie beseelt, und die Kriegsbereitschaft, die sie sich durch den Dienst aneignet. Wäre es anders, dann müßten wir ja, sobald wir den Namenszug haben, uns schämen, ihn früher nicht getragen zu haben. So denke ich über den Fall; ich werde dafür sorgen, daß meine Offiziere ebenso urteilen und bitte Dich, Rita, dahin zu wirken, daß Deine Damen gleichfalls so denken."

Frau Josefine war starr, ganz fassungslos sah sie ihren Bruder an: „So urteilst Du?“ kam es endlich über ihre Lippen, „Du, der Kommandeur eines Regiments, das demnächst ausgezeichnet werden soll?“

„Gewiß,“ stimmte er ihr bei, „und ich würde glauben, die Auszeichnung weder für mich, noch für das Regiment zu verdienen, wenn ich anders dächte. Ich freue mich auf den Besuch Seiner Hoheit, aber ich werde dadurch doch kein besserer Mensch; ich bleibe genau der, der ich bin, meine Fehler werden dadurch nicht größer, meine guten Eigenschaften nicht zahlreicher.“

Frau Rita reichte ihrem Manne die Hand: „Ich danke Dir. Offen gestanden, habe ich zuweilen, trotzdem ich Deine vornehme Gesinnung kenne, doch im Stillen gefürchtet, der kleinen Frau Thea könnten aus

ihren Worten vielleicht Unannehmlichkeiten entstehen. Nun bin ich ganz beruhigt." —

Josefine hatte eine Niederlage erlitten, wie sie größer nicht gedacht werden konnte, sie zitterte und bebte vor Erregung, und nervös ballte sie in den Händen ihre Stickerei: „Das ist mir ja sehr interessant, was Du mir da sagst. Von Dir hätte ich denn doch eine andere Auffassung erwartet, und ich möchte wirklich wissen, ob Deine Offiziere ebenso denken wie Du.“

„Der Teufel soll sie holen, wenn sie es nicht tun,“ brauste der Oberst auf, „ich werde jeden erbarmungslos versetzen lassen, der sich später aufspielt und mit Geringschätzung oder gar mit Verachtung auf die Regimenter herabblickt, die keinen Namenszug haben. Und das sage ich Dir, Josefine, wenn Du Dich etwa mit dem Gedanken trägst, auch bei meinen Herren zu intrigieren, auch dort böses Blut zu machen, dann ist es aus mit uns, dann sind wir trotz aller geschwisterlichen Liebe, trotz aller Dankbarkeit, die Rita und ich für Dich empfinden, für immer geschiedene Leute, dann trennen sich unsere Wege, dann ist ein Zusammenleben nicht mehr möglich.“

Der Oberst hatte in der größten Erregung gesprochen, aber kaum geendet, tat es ihm schon wieder leid, was er gesagt hatte. So bat er: „Sei nicht böse, Josefine, meine Worte waren nicht so ernsthaft gemeint.“

Sie sah ihn beinahe zärtlich an: „Das wußte ich auch so, Otto, denn wenn Du wirklich jemals daran denken solltest, mich fortzuschicken, dann müßtest Du mir doch zuerst das Geld zurückerstatten, das ich Dir für Deine Schulden gab. Du erinnerst Dich, daß ich Dir nur auf Grund eines gemeinsamen Haushaltes hin half, und wenn Du die Abmachung nicht hältst, dann —“

Sie hielt plötzlich inne, sie erschrak vor dem blassen Gesicht, mit dem der Bruder ihr gegenüber stand — mit großen entsetzten Augen sah er sie an.

Frau Rita war emporgesprungen und trat auf ihren Mann zu: „Otto, ich bitte Dich, rege Dich nicht auf, Josefine hat sich geärgert, sie ist jetzt heftig wie vorhin Du: sie weiß garnicht, was sie in der Erregung gesagt hat.“

„Du irrst,“ sprach er, „Josefine weiß es ganz genau, sie wird selbst in der Erregung nicht heftig, auch da weiß sie immer noch, was sie spricht; über ihre Lippen kommt kein Wort, das nicht Absicht und die vollste Überlegung ist. Und deshalb, Josefine,“ er wandte sich jetzt wieder seiner Schwester zu, „trennen sich schon heute unsere Wege. Als Gast in meinem Haus bist Du mir willkommen, solange Du bleiben willst, einerlei, ob es sich um Jahre oder um Jahrzehnte handelt, aber den Haushalt bestreite ich von heute ab allein. Du hast es mir unmöglich gemacht, in Zukunft je wieder einen Pfennig von Dir anzunehmen, wenn ich überhaupt noch der Herr in meinem

Hause bleiben will – und das will ich. Ich weiß, wir werden uns sehr einschränken müssen; ich bin mir der Tragweite meiner Worte vollkommen bewußt; aber so mancher Oberst kommt mit seinem Gehalt aus, da müssen wir es auch. Für Rita tun mir Deine Worte besonders leid, denn sie wird weit mehr als ich den Verlust Deiner Unterstützung entbehren, aber es bleibt trotz alledem bei dem, was ich Dir sagte."

Die ruhige, feste Art, mit der ihr Bruder zu ihr sprach, verfehlte ihre Wirkung auf Josefine nicht. Führte er seine Drohung aus, nahm er kein Geld mehr von ihr an, dann war ihres Bleibens hier nicht mehr lange. Sie hatte als reiche Frau keine Lust, sich so einzuschränken, wie Eckerns es von jetzt ab tun mußten. Vor allen Dingen aber würde sie als Gast nicht annähernd mehr dieselbe Rolle spielen als bis jetzt. Sie hatte schon lange überall erzählt, daß sie dauernd bei ihren Verwandten bliebe, erfuhr man jetzt, daß sie über kurz oder lang abreisen würde, dann gab man sich gar keine Mühe mehr, um ihre Gast zu ringen.

Sie hatte sich unablässig bemüht, den Gipfel der Macht zu erklimmen, sie hatte das Ziel schon dicht vor Augen gesehen, nun stürzte sie plötzlich wieder ab, noch dazu lediglich durch ihre eigene Dummheit und Unvorsichtigkeit. Sie begriff sich selbst nicht, wie sie so hatte sprechen können.

Ihr Bruder mußte wieder versöhnt werden, und er würde sich auch schon wieder versöhnen lassen. Die

Macht des Geldes war ja so groß, und vor allen Dingen hatte sie in Frau Rita einen nicht zu unterschätzenden Bundesgenossen; die liebte den Reichtum, schöne Toiletten und allen Luxus, die würde ihr schon helfen, Otto umzustimmen.

Das alles durchkreuze blitzschnell ihr Gehirn. Für den Augenblick hatte sie das Spiel verloren, das sah sie ein, und es wäre ganz falsch gewesen, jetzt gleich eine Aussprache herbeiführen zu wollen. So erhob sie sich denn, um „gute Nacht“ zu sagen: „Es tut mir leid, daß der Abend mit einer Differenz schließt, morgen sind wir ruhiger, dann werden wir alle anders denken.“

„Ich nicht, Josefine, darüber gib Dich keinen Hoffnungen hin,“ sagte ihr Bruder, und der Ton seiner Stimme ließ keinen Zweifel aufkommen, daß es ihm mit seinen Worten heiligster Ernst sei.

Josefine tat das Klügste, was sie tun konnte, sie überhörte seine Entgegnung. Wie immer bot sie ihrer Schwägerin und ihrem Bruder die Stirn zum Kuß, aber der Oberst begnügte sich damit, ihr flüchtig die Hand zu geben: „Gute Nacht, Josefine.“

Frau Rita hatte der Aussprache zwischen ihrem Mann und ihrer Schwägerin voller Angst und Entsetzen gelauscht. Ihrer Meinung nach mußte wieder Frieden werden, und so sagte sie jetzt, als sie mit ihrem Mann allein war: „Otto, ich verstehe Dich nicht, wie konntest Du so zu Josefine sprechen? Gewiß, was

sie sagte, war kalt und herzlos, aber wir sind ihr doch zu großem Dank verpflichtet."

Er sah sie beinahe traurig an: „Verstehst Du mich wirklich nicht? Fühlst Du es mir nicht nach, daß nicht nur mein Stolz, sondern meine Ehre sich dagegen auflehnen, Almosen von ihr anzunehmen? Denn alles, was Josefine uns gab, ist ein Almosen — nicht die Höhe der Summe ist für das Wort maßgebend, sondern die Art, in der sie gegeben wird. Traurig genug, daß ich das andere annehmen mußte, um unsere Schulden bezahlen zu können. Nun aber nehme ich keinen Pfennig mehr, und ich werde versuchen, das, was sie uns gab, nach besten Kräften zurückzuzahlen."

Sie erschrak über den Ernst, der aus seinen Worten sprach: „Gewiß, Du hast vollständig recht, ich fühle Dir alles nach, ich habe für Josefines Benehmen keine Entschuldigung, aber trotzdem denke nicht nur an den Augenblick, denke auch an die Zukunft; wie sollen wir später mit dem Gehalt auskommen?"

„Es muß eben gehen. Leicht wird es natürlich nicht immer sein, aber es läßt sich nicht ändern. Ich will Dir etwas sagen: ich habe neulich erfahren, daß die gegen Frau Ahlert erhobenen Beschuldigungen wahr sind —"

„Aber Otto, das ist doch gar nicht möglich, gar nicht denkbar," rief Frau Rita ganz entsetzt.

„Und doch ist es wahr. Ich hätte es ja verschwiegen, wie ich überhaupt die Sache vorläufig auf

sich beruhen lassen will, aber jetzt sage ich es Dir aus einem ganz bestimmten Grunde. Der Adjutant meinte, der Hauptmann würde seiner Frau den Fehltritt verzeihen, nur um ihr Geld zu behalten, um auch fernerhin auf einem großen Fuß leben zu können. Unwillkürlich mußte ich bei den Worten an all die Demütigungen denken, die wir von Jos schon haben hinnehmen müssen. Dem muß ein Ende gemacht werden. Ich werde nie vergessen, was Josefine für uns tat, aber ich will lieber in den Ruf und den Verdacht kommen, undankbar zu sein, als daß ich an meiner Ehre Schaden leide, daß ich um des Geldes willen alles hinnehme. Solange ich lebe, will ich nicht in die Lage kommen, mich selbst verachten zu müssen, und deshalb bleibt es bei dem, was ich sagte."

So sehr diese Worte auch Frau Rita beunruhigten, die Gewißheit, daß Frau Hauptmann Ahlert nun doch schuldig sei, ließ die Gedanken an die eigene Zukunft in den Hintergrund treten. „Wenn Du verschweigen willst, was Du weißt,“ meinte sie nach kurzem Nachdenken, „so handelst Du nach meiner Meinung nicht richtig. Die Vorgesetzten würden Dich deswegen mit Recht tadeln, und Du bist es mir und den anderen Damen des Regimentes schuldig, daß Du uns von Frau Hauptmann Ahlert befreist. Ich denke nicht daran, über eine Frau, die von einer heißen Leidenschaft erfaßt, ihrem Mann nicht treu bleibt, erbarmungslos den Stab zu brechen und sie zu verdammen. Aber in unseren kleinen Kreis paßt sie

nicht mehr hinein, schon mit Rücksicht auf das Gerede der Außenwelt dürfen wir sie nicht mehr unter uns dulden."

Der Oberst ging erregt auf und ab. „Du hast gewiß recht, Rita; aber was soll ich machen? Wenn Ahlert, wie er es als Offizier muß, sich mit dem Referendar schießt, ist der Skandal fertig, und verweigert er das Duell, wie der Adjutant es glaubt, dann gibt es erst recht einen Skandal."

Frau Rita dachte einen Augenblick nach, dann meinte sie: „Einen Ausweg gäbe es. Du läßt gleich morgen mittag den Hauptmann zu Dir rufen und erklärst ihm, daß die Gerüchte über seine Frau und den anderen noch nicht verstummen wollen. Du legst es ihm nahe, ob er sich unter diesen Umständen mit Rücksicht auf sich selbst, sowie auf seine Frau nicht lieber versetzen lassen wolle. Du kannst ihn ja leicht dahin bringen, daß er Deinen Wunsch erfüllt, und schließlich würdest Du ja auch Deine Macht nicht mißbrauchen, wenn Du ihn unter Berücksichtigung der vorliegenden Tatsachen gegen seinen Willen versetzen ließest. Du kannst Ahlert dann vorschlagen, bis zur Entscheidung seines Gesuches auf Urlaub zu gehen, sodaß er vielleicht schon morgen, spätestens übermorgen, mit seiner Frau die Stadt verläßt."

Der Oberst hörte aufmerksam zu: „Der Ausweg ist nicht schlecht, aber er hat einen großen Fehler: er ist nicht offen, nicht wahr. Und dann die Hauptsache! Kann ich es vor mir selbst und vor anderen verant-

worten, ein Ehepaar, von dem die Frau keinen guten Ruf hat, in ein anderes Regiment versetzen zu lassen? Wenn die Frau nicht mehr zu uns paßt, dann gehört sie überhaupt nicht mehr in den Kreis der Offiziersdamen, dann muß der Mann den Abschied nehmen, falls er sich nicht scheiden läßt."

Aber Frau Rita widersprach: „Du urteilst zu hart, Otto! Bitte, denke doch daran, wieviele Leutnants alljährlich strafversetzt werden. Die haben doch auch alle mehr oder weniger etwas getan, das sie eigentlich nicht mehr recht würdig erscheinen läßt, noch ferner Offizier zu bleiben. Man schickt sie zu einem anderen Truppenteil, um zu sehen, ob sie sich in neuer Umgebung moralisch und sittlich wieder in die Höhe arbeiten, oder ob sie ganz zu Grunde gehen. So mußst Du auch über die Frau urteilen, Du mußt ihr Gelegenheit geben, sich zu ändern. Ihn gleich zu verabschieden, weil die Frau fehlte, hast Du, nach meiner Meinung, kein Recht."

Bis spät in die Nacht hinein berieten der Oberst und Frau Rita, was mit Frau Hauptmann Ahlert werden solle, und während derselben Stunden saßen Gillberg und Dörmann zusammen und sprachen über Frau Thea.

Als Gillberg durch seinen Freund erfahren hatte, warum Thea abgereist sei, und als Dörmann ihm erzählte, er selbst habe ihr zu diesem Schritt zugeredet, ja, sogar auf den Gedanken gebracht, ihre Drohung einmal wahr zu machen, da hatte Gillberg wie ein

Berserker getobt, den Kameraden mit den schwersten Vorwürfen überhäuft und ihm ein für allemal die Tür gewiesen.

Aber anstatt zu gehen, hatte Dörmann mit der größten Seelenruhe seine Koffer ausgepackt und sich häuslich eingerichtet: „Rege Dich nicht auf, mein Sohn! ich bleibe. Ich habe Deiner Frau versprochen, Dich nicht zu verlassen, damit Du nicht so allein bist. Sieh' mal, mein Sohn, Frauen sind rührend. Sie denken, selbst wenn sie noch soviel Leid und Kummer haben, immer voller Fürsorge an ihren Mann. Frau Thea hat sich schon ein paar Tage mit den Gedanken getragen, zu fahren, ich bin aber sicher, daß es zu ihren Reisevorbereitungen in erster Linie gehörte, nachzusehen, ob Deine Strümpfe auch heil sind, und ob an Deinen Hemden keine Knöpfe fehlen. Und jetzt in Kopenhagen wird sie vielmehr darüber nachdenken, wie Du sie entbehrest, als daß sie sich selbst bemitleidet. Der Kummer, daß Du sie verloren hast, bedrückt sie mehr, als die Trauer, Dich nicht mehr zu haben. Es gibt, nach meiner gewissenhaften Überzeugung, nur zwei Arten von Frauen, entweder gleichen Sie einem Engel oder einem Satan; ein Mittelding gibt es nicht. Im Gegensatz dazu gibt es bei uns Männern noch eine Mittelstufe, und zu dieser gehörst Du, mein Sohn. Du bist weder schlecht, noch so gut, wie Du es sein müßttest. Gib aber die Hoffnung noch nicht auf, ich werde Dich erziehen, und wenn ich Dich soweit habe, wie ich Dich haben will,

dann telegraphiere ich Deiner Frau, und dann kommt sie zurück, eher nicht, darauf kannst Du Dich verlassen. Sie gibt augenblicklich mehr auf meinen Rat als auf Deinen, das ist für Dich als Ehemann beschämender, als es für mich in der Eigenschaft als Freund ehrenvoll ist. Also, wie gesagt, ich bleibe bei Dir, ich habe es Deiner Frau versprochen, und Du kannst es ruhig eine Charakterschwäche von mir nennen, ich halte immer, was ich sage. Das kann nicht jedermann von sich behaupten, am allerwenigsten jeder Ehemann. Hast Du nicht als Bräutigam Deiner Braut tausendmal geschworen, Sie auf Händen zu tragen? Und wo trägst Du sie jetzt? Auf einer glühenden Bratpfanne! Du quälst und peinigst sie, Du bereitest ihr seelische Schmerzen — ohne jede Veranlassung —, anstatt sie mit Liebe zu umgeben. Denke an ein Wort, das ich kürzlich einmal las, das vielleicht manchen Widerspruch hervorrufen kann, aber trotzdem sehr viel Wahres enthält. Merke Dir das Wort, mein Sohn, und schreibe es Dir faustdick hinter die Ohren, es lautet: Eine Frau ist dazu da, um geliebt, nicht um verstanden zu werden."

Gillberg knirschte in ohnmächtigem Zorn mit den Zähnen. Er ballte die Fäuste und verbat es sich, so zu ihm zu sprechen, er wisse allein, was er zu tun und zu lassen habe.

Aber Dörmann ließ sich nicht beirren: „Lieber Freund, mir imponiert nicht einmal eine Exzellenz, wenn sie im Recht ist, geschweige denn ein Ober-

leutnant, wenn er Unrecht hat. Respekt habe ich nur vor Menschen, die ihre Fehler und Schwächen offen eingestehen, und die die feste Absicht haben, sich zu bessern. Darnach handle, wenn Dir daran gelegen ist, daß ich vor Dir Hochachtung empfinde. Daß Du mehr Gehalt hast als ich, imponiert mir schon deshalb nicht, weil Du von Deinen Dukaten, die Du Dir auf dem Kasernenhof verdienst, ebensowenig leben kannst wie ich."

Gillberg sah es ein; Dörmann blieb. So fügte er sich denn schließlich darein, wenn auch mit dem größten Widerstreben. —

Seit länger als acht Tagen war Dörmann nun schon bei Gillberg im Hause, und er hörte nicht auf, dem Freund den Standpunkt klar zu machen, er sprach voller Ironie mit beißendem Sarkasmus.

Auch heute abend hatte er sich den Kameraden ernstlich vorgenommen:

„Du schiltst, daß Deine Frau Dir nur Ansichtskarten schreibt, da hast Du ganz recht, sie sollte Dir überhaupt nicht schreiben, denn das verdienst Du gar nicht. Was soll sie Dir auf Deine Briefe antworten, woher soll sie die Gewißheit nehmen, daß Du Dich wirklich änderst, das kann sie erst glauben, wenn ich Dir glaube. Und so weit bin ich noch nicht, obgleich ich Dir das Zeugnis ausstellen will, daß Du Dich unter meiner Einwirkung schon bedeutend zu Deinem Vorteil geändert hast. Es ist mir zunächst gelungen, Dir das Wort abzurufen, daß Du es versuchen willst, auf

die Akademie zu kommen. Deine Frau wünscht es sich Deinetwegen – folglich mußt Du auch hin. Du hast die große Chance, zweimal bei dem Examen durchfallen zu dürfen, das habe ich Dir erlaubt; bei dem dritten Mal mußt Du es aber bestehen, so will es die Vorschrift. Du hast mir ferner erklärt, wenn Se. Hoheit kommt, dürfe Deine Frau die neue Robe anlegen, ohne daß Du deswegen schiltst, und Du hast mir gelobt, Dir den Teufel etwas daraus zu machen, ob jemand das Kleid zu elegant findet oder nicht. Du hast mir ferner versprochen, Deine Frau nie wieder mit einem Rekruten zu verwechseln und sie dementsprechend zu behandeln. Und vor allen Dingen hast Du versichert, Frau Thea dürfe in Zukunft reden, was sie wolle, ohne daß Du daraus gleich einen casus belli machst. Versprochen hast Du mir so vieles, daß ich wirklich an eine vollständig glückliche Ehe glauben könnte, wenn ich nur die Gewißheit hätte, daß ich Dir glauben könnte. Mir will es nämlich immer noch nicht in den Sinn, daß es Dir wirklich mehr gilt, Deine Frau hier zu haben, als Hauptmann zu werden. Bitte, unterschätze das letztere nicht! Du hast dann zwei Sterne auf den Achselstücken, Du bist dienstlich beritten, Du bekommst außer Deinem Gehalt auch noch eine Ration für Deinen Gaul, Du hast einen ganz dienstfreien Burschen und vor allen Dingen die Gewißheit, wenigstens zehn Jahre in dienstlicher Hinsicht ein Hundeleben zu führen, es keinem Vorgesetzten recht machen zu können und für jede Dummheit

Deiner Leute verantwortlich zu sein. Du mußt Dich anschauen lassen, wenn eine Halsbinde nicht sitzt, oder wenn ein Kerl trotz aller Ermahnungen fünfmal in die Luft schießt, anstatt die Scheibe zu treffen. Bitte, unterschätze diese Folgen nicht, und frage Dich ehrlich, ob die nicht tausendmal mehr wert sind, als eine Frau, die Dich doch nicht versteht, die Deiner Karriere Hindernisse in den Weg legt, und die so unvorsichtig ist, nicht nur ihre Gedanken zu äußern, sondern sogar eigene Gedanken zu haben."

Wenn Dörmann sagte, er sei nicht fest davon überzeugt, daß Gillberg seine Versprechungen halten würde, so entsprach dies nicht der Wahrheit, er hatte sein Urteil über ihn ganz geändert, er ließ ihn nur noch etwas zappeln und versuchte, ihn noch mürber zu machen.

Denn mürbe gemacht hatte er ihn; stundenlang hatte er täglich auf ihn eingesprochen, ihn mit rücksichtsloser Deutlichkeit vor Augen gehalten, was er alles getan habe, um die Achtung, die Lieb und das Vertrauen seiner Frau zu verlieren, und er hatte ihm gezeigt, wie er es anfangen müsse, um dies alles wiederzugewinnen.

Gillberg hatte schon lange aufgegeben, dem Freund zu widersprechen; er sah es ein, der meinte es gut mit ihm und seiner Frau, und vor allen Dingen hatte der recht mit dem, was er sagte. In den stillen Stunden der Nacht lag er lange wach und dachte über

sich selbst nach. Er war ein heftig aufbrausender Charakter, aber er war dabei eine wahre Natur.

Und je länger Thea fortblieb, je weniger sie auf seine Briefe einging, desto mehr erregte das zwar in den ersten Tagen seinen Zorn, machte ihn aber mit der Zeit um so zerknirschter und gedrückter. Sein erster Gedanke war natürlich gewesen, gleich Urlaub zu nehmen und seiner Frau nachzureisen, — aber der Dienst hielt ihn zurück.

Thea mußte bald zurückkommen, sie fehlte ihm überall, er sehnte sich nach ihren Liebkosungen, nach ihrem Lachen und Scherzen, nach ihren komischen Anschauungen über den Dienst, nach ihrer Gegenwart bei den Mahlzeiten und ihrer Begleitung auf den Spaziergängen. Er fühlte, er würde wirklich krank werden, wenn sie nicht nur Wochen, sondern vielleicht monatelang fortblieb. Du großer Gott, warum hatte er denn geheiratet, wenn seine Frau nicht bei ihm war?

Und Thea schien noch gar nicht an die Rückreise zu denken; erst heute mittag hatte sie auf einer Postkarte gebeten, ihr umgehend verschiedene Sachen zu schicken, die sie dringend brauche, und die sie in der Eile der Abreise vergessen habe.

Gillberg ahnte nicht, daß Frau Thea diese Karte auf Dörmanns Veranlassung geschrieben hatte, noch weniger aber, daß seine Frau sich bereits auf der Rückreise befand und morgen abend da sein würde. Dörmann hatte telegraphiert, sie könne jetzt zurückkommen,

und er wußte, daß sie keine Minute zögern würde, abzureisen.

Aber bevor Dörmann dem Freunde die Frau zurückgab, redete er ihm noch einmal ganz gehörig ins Gewissen und er endigte mit den Worten: „Meine Kehle ist ausgetrocknet wie die Wüste Sahara, die drei Jahre lang keinen Tropfen Regen, sondern nur endlose Sonnenstrahlen zu sehen bekam. Setze mich, bitte, unter irgend eine Flüssigkeit, die aber nicht gerade Wasser zu sein braucht. Laß viel Bier holen, es soll nichts davon übrig bleiben, und das erste Glas wollen wir darauf leeren, daß Frau Thea in drei oder vier Wochen zurückkommen kann.“

Gillberg machte ein ganz unglückliches Gesicht.

„Aber warum soll sie denn noch so lange fortbleiben?“ fragte er kleinlaut. „Mich noch mehr ändern, als ich es schon tat, kann ich doch nicht.“

Dörmann verspürte aufrichtiges Mitleid mit dem Freund; trotzdem sagte er: „Es ist bei den meisten Ehemännern ein weitverbreiteter Irrtum, daß sie glauben, in wenigen Tagen wieder gutmachen zu können, was sie in vielen Wochen sündigten. Gewiß ist eine Frau leicht geneigt, zu verzeihen, aber sie kann vielleicht gerade deshalb nicht so schnell vergessen. Deine Frau muß erst überwinden, was Du ihr tatest – daß es vorläufig noch nicht so weit ist, beweisen ja ihre Karten. Und es ist besser für Euch beide, wenn ihr mit dem Wiedersehen noch ein paar Wochen wartet. Auch die Zeit wird vergehen. Sei nicht

traurig, daß Deine Frau nicht schon morgen oder übermorgen kommt, sondern freue Dich, daß sie überhaupt wiederkommt. Und wie ich Dir schon erzählte, Du bist dicht daran gewesen, sie für immer zu verlieren."

„Ja, ja, ich weiß, Du hast es mir schon oft genug gesagt."

„Darauf kommt es nicht an, ich will es Dir gern noch hundertmal sagen. Die Hauptsache ist, daß Du es einsiehst! Na, nun laß den Kopf nicht mehr hängen, hier, schenk Dir ein Glas ein, wir wollen anstoßen auf eine frohe Zukunft."

Die Gläser klangen aneinander, und Dörmann sah deutlich, wie es in Gillbergs Augen hell und freudig aufblitzte.





XII.

Eine Schreckensnachricht durcheilte die Stadt, Se. Hoheit war gestern abend, — wenige Tage, bevor er in seine Garnison kommen sollte, um bei der Verleihung des Namenszuges an das Regiment persönlich zugegen zu sein, — einem Schlaganfall erlegen, so plötzlich und so überraschend, daß selbst die nächste Umgebung zuerst nur an einen schweren Ohnmachtsanfall glaubte, bis es sich dann doch herausstellte, daß ein Herzschlag dem Leben Sr. Hoheit ein rasches Ende bereitet habe. Allerdings, ganz wohl hatte sich der hohe Herr in den letzten Tagen nicht gefühlt, trotzdem war er gestern abend noch stundenlang auf einem Ball gewesen und hatte dort wie immer alle Welt mit seiner Liebenswürdigkeit bezaubert. Aber die Anstrengungen des Festes mochten wohl seinen Tod beschleunigt haben.

Se. Hoheit war tot, und infolgedessen erhielt das Regiment nun keinen Namenszug, keine Stickerei am Kragen, und es wurde kein Grenadierregiment. Es blieb, was es bisher gewesen war. Mit der frohen Zuversicht, nun bald beinahe Garde zu sein, war es ein für alle Mal aus. Von der Kaserne herunter weht die Fahne auf Halbmast, und auch viele Privat-

häuser haben die Trauerfahne herausgesteckt, denn was das Regiment betraf, betraf die ganze Stadt — nicht nur, weil man schon den schweren Tafelaufsatz und den Ehrenbecher gekauft hatte, für die nun kaum mehr eine Verwendung da war, sondern weil die Beziehungen zwischen dem Militär und der Bürgerschaft tatsächlich die denkbar besten waren.

Se. Hoheit war tot; man konnte und wollte es immer noch nicht glauben, man hatte sich zu sehr auf seinen Besuch, auf die Parade und alles mögliche gefreut, um sich nun so schnell darein zu finden, daß es damit nun nichts wäre. Traurigen Herzens dachten die jungen Damen an ihre neuen Kleider, die fix und fertig im Schrank hingen, und die sie bei dem Besuch Sr. Hoheit zum ersten Mal hatten anziehen wollen. Nun war es auch damit nichts mehr, ebensowenig, wie mit dem schönen Gedanken, Bernburgs Braut zu werden. Dessen Verlobung wirkte geradezu niederschmetternd auf die jungen Mädchenherzen, die Zahl der Freier war nicht allzugroß, nun war wieder eine günstige Chance verloren gegangen, nun hieß es von neuem warten, bis einer kam, der sich mit Heiratsgedanken trug. Und ob er halb so wohlhabend sein würde wie Bernburg, das war doch noch sehr die Frage.

Ein wahres Glück, daß Bernburg sich mit Elisabeth von Rockhausen verlobt hatte, also in seinen Kreisen geblieben war. Hätte er sich eine Braut genommen, die nicht schon durch die Stellung ihres

Vaters von Anfang an dem Offiziersstand angehörte, dann hätte der Neid und die Mißgunst der anderen jungen Damen keine Grenzen gekannt. So tröstete man sich denn schließlich damit, daß die beste Freundin bei dem Rennen um Bernburg genau so gut unterlegen sei wie man selbst. Und das gab ihnen schließlich die Lebensfreude zurück.

Seine Hoheit war tot, und die Trauermiene, mit der die Offiziere einherschritten, war echt.

Gleich, nachdem der Oberst die Nachricht von dem Ableben Sr. Hoheit erhalten hatte, berief er seine Offiziere ins Kasino, um ihnen in längerer Rede auseinanderzusetzen, wie sie wohl alle Ursache hätten, darüber traurig zu sein, daß ein edler Fürst so plötzlich hatte sterben müssen, wie sie aber dabei nicht an sich selbst denken dürften. Sie dürften nicht etwa trauern, weil sie nun den Namenszug nicht erhielten. Gewiß, es wäre eine große Auszeichnung für sie gewesen, aber sie hätten nach wie vor alle Ursache, sich darüber zu freuen, einem so schönen Regiment anzugehören.

Was der Kommandeur zu seinen Offizieren sagte, war ungefähr dasselbe, was er Josefinen erklärt hatte, aber seine Worte machten keinen allzutiefen Eindruck: „Der Oberst hat gut reden, der fährt nun mit dem Adjutanten und einem Hauptmann zur Beisetzung und ergattert sich bei der Gelegenheit zu den vielen Orden, die er schon hat, noch einen neuen hinzu. Das ist immerhin wenigstens etwas, wenn es auch im

Vergleich zu dem, was wir verlieren, verdammt wenig ist. Was der Oberst sagt, ist ja alles ganz gut und schön, wenigstens in der Theorie, aber in der Praxis macht sich die Sache doch sehr anders. Mehr zu werden, als man war, ist immer tausendmal besser, als das zu bleiben, was man ist. Daran ändert keine Phantasie etwas."

Das waren so ungefähr die Gedanken, mit denen sich die Offiziere trugen, während die Mannschaften zuerst derartig vor den Kopf geschlagen waren, daß sie zunächst noch weniger denken konnten als sonst.

Endlich wurde es aber doch in ihren dicken Schädeln hell; „sie wurden nun nicht Garde.“ Das Wort „beinahe“ hatten sie ihren Schönen gegenüber schon lange gestrichen, um diese zu immer größeren Versprechungen zu verleiten. Sie blieben nun die ganz gewöhnlichen „Muschkos“, die sie bisher gewesen waren.

Das war eine *Gemeinheit*, ein anderes Wort gab es dafür überhaupt nicht.

Die Musketiere sanken vor Enttäuschung förmlich in sich zusammen, still und wortlos gingen sie an einander vorüber, selbst der Witzbold, der auf jeder Kompagnie ist, machte heute keine Scherze, und die Unteroffiziere gaben vorübergehend alles Fluchen und Schelten auf. Was hatte das nun noch für einen Zweck? Mit der Goldstickerei und dem Namenszug war es ja doch nichts.

Se. Hoheit war tot. Überall wurde davon gesprochen, nur in einem Hause schien man dafür so gut wie gar keine Teilnahme zu haben, das war bei Gillbergs.

Vorgestern war Frau Thea, für ihren Mann gänzlich unerwartet, zurückgekommen — freudestrahlend, womöglich noch hübscher und jugendlicher als sonst. Sie hatte ihren Mann immer wieder geküßt, aber dann hatte sie mit einem Male auch Dörmann einen Kuß auf den Mund gegeben. Sie wurde danach fast noch verlegener als der, aber sie hatte erklärt: „Verdient haben Sie den Kuß reichlich, aber ob es ganz passend war, darüber können wir ein andermal sprechen. Vorläufig haben Sie ihn, und wenn Sie ihn nicht behalten wollen —“

„Dann gebe ich ihn an den Absender zurück,“ hatte Dörmann sie unterbrochen, und seinen Worten gleich die Tat folgen lassen wollen, aber da hatte Frau Thea sich doch lachend gesträubt: „Das geht nicht, Dörmann, Sie wissen, zur Ansicht geschickte Waren können acht Tage zur Probe behalten werden — dann ist es immer noch Zeit.“

Nachdem Dörmann im Verein mit Frau Thea den ganz erstaunten Gillberg über die plötzliche Rückkehr seiner Frau aufgeklärt hatte, ließ er die beiden allein. Um Mittag hatte er aber sein Kommen fest zusagen müssen, und so saß er nun mit ihnen zusammen bei Tisch und freute sich über das Glück seiner Freunde. Und aus Gillbergs ganzem Wesen sprach

heute etwas, das Dörmann die feste Gewißheit gab, daß er in Zukunft ähnliche Szenen wie früher nicht wiederholen würde.

„Wenn ich neidisch sein könnte, Frau Thea,“ meinte er jetzt, „dann würde ich Sie beneiden, Sie selbst zu sein, um einen so guten Mann zu haben. Daß man einen Mann um seine Frau beneidet, ist etwas ganz Selbstverständliches, denn gute Frauen sind die Regel – gute Männer aber eine Ausnahme, – und Sie haben einen.“

Sie dankte ihm mit einem freundlichen Blick, daß er ihren Fritz lobte, sie wußte, das war Absicht, um in ihrem Mann das stolze Gefühl wach zu halten, sich wirklich zu seinem Vorteil verändert zu haben.

Man plauderte über tausend Sachen. Frau Thea hatte soviel zu erzählen, daß man darüber den Tod Sr. Hoheit ganz vergaß, aber schließlich kam das Gespräch doch darauf.

Sonderbarer Weise wurde Dörmann plötzlich ganz ernst.

„Nehmen Sie es sich so zu Herzen, daß Sie keinen Namenszug erhalten?“ neckte ihn Frau Thea.

„Sie kennen mich doch leider immer noch nicht,“ meinte er, sich verteidigend, „sonst müßten Sie wissen, daß ich zu dumm bin, um in dem landläufigen Sinne eitel zu sein, ich betone, im „landläufigen“ Sinne, denn die andere Eitelkeit besitze ich sehr wohl. Ich hätte mich über die Auszeichnung gefreut, – aber ich weine ihr keine Träne nach; mich betrübt etwas

anderes. Ich bin so ziemlich der abergläubigste Mensch, der jemals den Fahneneid geschworen hat. Ja, lachen Sie mich nur ruhig aus, ich kann nichts dafür, ich habe das tatsächlich mit der Ammenmilch eingesogen, denn meine Amme war, wie ich leider zu späte in Erfahrung brachte, wegen ihres Aberglaubens einmal auf einer Ausstellung prämiert worden. Wie meine Amme, so bin auch ich der felsenfesten Überzeugung, daß alles auf der Welt etwas zu bedeuten hat, und darum sage ich: „Herrschaften, paßt auf! Mit dem Tod Sr. Hoheit ist es für uns nicht abgetan, wir werden sonst noch etwas erleben.“

Seine Stimme klang so feierlich, daß die beiden anderen unwillkürlich erschrakten, dann aber lachten sie ihn aus: „Dörmann, wie kann man nur!“

Der aber blieb ganz ernsthaft: „Denkt an meine Worte, wenn es soweit ist! Es spukt etwas in der Luft herum, wir werden schon bald genug erfahren, was!“

Viel lebhafter als im Haus Gillbergs wurde der Tod Sr. Hoheit natürlich im Hause des Obersten besprochen. So aufrichtig der Kommandeur auch den Tod als solchen betrauerte, es tat ihm doch auch für sich selbst und das Regiment leid, daß all die viele Arbeit und Mühe umsonst gewesen war.

Frau Rita war außer sich, nicht nur, um ihrer selbst willen, obgleich auch sie sich sehr auf den Besuch Sr. Hoheit gefreut hatte, sondern hauptsächlich für ihren Mann, die Offiziere und die Mannschaften.

Und doch traf niemanden die Nachricht so niederschmetternd wie Josefinen. Sie hatte einsehen müssen, daß ihr Bruder ihr niemals ihre taktlose Äußerung vergeben würde, ein Zusammenleben war also für die Zukunft ganz ausgeschlossen, das sah sie jede Stunde deutlicher ein. Und wenn sie trotzdem ihre Koffer noch nicht gepackt hatte, so lag das lediglich an dem bevorstehenden Besuch Sr. Hoheit. Seinetwegen war sie gekommen, seinetwegen mußte sie nicht nur für den Augenblick, sondern für immer hier aushalten, das war ja natürlich, daß Se. Hoheit das Regiment alljährlich besuchte, und die Ansprache, mit der er sie dann stets beehren würde, hätte sie dann für die übrigen Tage des Jahres entschädigt.

Nun war Se. Hoheit gestorben, und Josefine fand tatsächlich keine Worte, um ihren Schmerz auszudrücken, denn sie sah sofort mit schrecklicher Deutlichkeit, daß sie nun nicht mehr bleiben konnte. Jetzt mußte sie fort, jetzt hielt sie hier nichts mehr! Denn sie dachte nicht daran, sich bis an ihr Lebensende von ihren Verwandten als ein mehr oder weniger unbequemer Gast betrachten zu lassen. Wozu war sie denn so reich, wenn sie nichts von ihrem Geld haben sollte? Warum hatte sie denn die lange unglückliche Ehe mit Rücksicht auf den Reichtum ihres Mannes solange ertragen, ohne sich scheiden zu lassen, wenn sie ihre Millionen jetzt nicht zeigen, damit den anderen nicht imponieren konnte?

„Vielleicht kommt Otto doch noch im letzten

Augenblick zur Vernunft, wenn ich ihm meinen Entschluß, zu reisen, mitteile," sagte sich Josefine. Aber der Oberst dachte nicht daran, er blieb unerbittlich, trotzdem auch seine Frau ihn umzustimmen versuchte.

„Josefine kann als Gast bleiben solange wie sie will, jahraus, jahrein, aber Geld nehme ich von ihr nicht mehr an.“

Frau Rita wußte nicht, wie alles werden sollte, aber sie fügte sich trotzdem schweigend in das Unvermeidliche.

Der Oberst reiste zur Beisetzung Sr. Hoheit, und Josefine benutzte seine Abwesenheit, um ihre Abschiedsbesuche zu machen; sie tat es in ohnmächtiger Wut, im größten Zorn gegen ihren Bruder. Wenn sie wenigstens noch in ihre alte Stadt am Rhein hätte zurückkehren können, aber das war ausgeschlossen. Was sollten die Leute sagen, wenn sie da so plötzlich wieder auftauchte? Dann würde es heißen, sie sei ein so unverträglicher Charakter, daß selbst der eigene Bruder es nicht mit ihr hätte aushalten können, und noch mehr als sonst würden sich die Leute von ihr zurückziehen. So hatte sie denn beschlossen, nach Berlin zu gehen, dort lebten verschiedene Verwandte ihres verstorbenen Mannes, dort würde sie schon einen Kreis finden, in dem sie sich wohlfühlte.

Frau Thea und zu Frau Hauptmann Ahlert fuhr Josefine natürlich nicht, aber allen anderen Damen sagte sie adieu.

Daß Frau Josefine plötzlich für immer wieder

abreisen wollte, das kam allen tatsächlich derartig überraschend, daß sie aus Josefine herauszubringen versuchten, was sie denn dazu veranlaßte, ihren Entschluß so schnell zu ändern.

Josefine ließ sich überall lange bitten, ehe sie einer jeden das Geheimnis unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraute. „Ich sage es natürlich nur, damit nicht etwa der Verdacht aufkommt, mein Bruder hätte mir die Gastfreundschaft gekündigt, im Gegenteil, er hat mich beschworen, für immer bei ihm zu bleiben, aber auf die Dauer geht es doch nicht. Damals, als ich herkam, dachte ich anders, da hatten meine lieben Verwandten etwas sehr über ihre Verhältnisse gelebt, da waren sie etwas sehr reichlich, wenn auch nicht gerade übertrieben, verschuldet. Du lieber Gott, daraus kann man ihnen keinen Vorwurf machen, namentlich Frau Rita ist ja noch ein Kind, und wer so schön ist wie sie, hat auch die Pflicht, sich luxuriös zu kleiden. Ich habe ihnen ja gerne geholfen, und hätte es auch gerne weiter getan, aber wenn ich auch nicht gerade zu jenen Naturen gehöre, die für das Gute, das sie tun, Dank erwarten, so will man doch auch nicht gerade Undank ernten. Ich opferte meinem Bruder doch schließlich viele Zehntausende, und ob jede Schwester so gehandelt hätte, das steht noch dahin.“

Was die Damen da zu hören bekamen, war ihnen so neu, daß sie es nicht glauben konnten, und Oberst von Eckern und seine schöne Frau erfreuten sich solcher

Beliebtheit und genossen ein so großes Ansehen, daß man Josefinen auch nicht glauben wollte. Das merkte sie natürlich sehr genau, aber sie glaubte, es ihrer Ehre schuldig zu sein, jetzt, wo sie ging, nicht als Lügnerin dazustehen – und so plauderte sie denn immer mehr aus, bis allen auch der letzte Zweifel daran genommen wurde, daß Josefine wirklich mit ihrem Geld ihren total verschuldeten Bruder hatte helfen müssen, damit der nicht vielleicht sogar ehrengerichtlich verabschiedet worden wäre.

Drei Tage blieb der Oberst fort, anderthalb Tag brauchte Josefine für ihre Visiten, dann behauptete sie plötzlich, einen Brief aus Berlin erhalten zu haben, der ihre sofortige Abreise nötig mache und fuhr, bevor ihr Bruder zurück war, Hals über Kopf ab: „Es ist am besten so, glaube es mir, Rita. Der Abschied von Otto würde mir nach allem, was ich für ihn getan, doch zu schwer werden. Wegen meiner Sachen brauchst Du Dich nicht zu beunruhigen, die Kleinigkeiten habe ich eingepackt, die anderen lasse ich, ebenso wie meine Wagen und meine Pferde, holen, sobald ich eine passende Wohnung gefunden habe.“

Josefine war nicht zu halten. Sie wußte, ihr Bruder würde sofort erfahren, daß sie der Wahrheit die Ehre gegeben und den Grund ihrer Abreise genannt hatte. Verschieden wie ihre Auffassungen nun einmal waren, erwartete sie, daß der Oberst ihr eine Szene machen würde, und das wollte sie vermeiden. Sie hatte sich in ihrer langen Ehe so oft ärgern müssen,

daß sie sich jetzt jeden Verdruß nach Möglichkeit fernhielt.

Als der Kommandeur von seiner Reise zurückkam und Josefine nicht mehr antraf, erriet er sofort den Zusammenhang. Aber Frau Rita widersprach ihm, als er seine Vermutung äußerte: „Du tust ihr Unrecht, so häßlich, so schlecht kann Josefine nicht sein.“

Aber er ließ sich nicht beirren: „Wir wollen es abwarten. Vielleicht bringt der morgige Tag schon Aufklärung, denn daß Josefine so schnell abreiste, hat sicher etwas zu bedeuten.“

Doch zunächst brachte der folgende Tag dem Oberst etwas anderes. Gegen Mittag erschien Hauptmann Ahlert auf dem Regimentsbureau. Frau Josefine sei abgereist und habe allen Damen, nur nicht seiner Frau und Frau Leutnant Gillberg adieu gesagt. Wenn er auch gehört habe, daß Leutnant Gillberg sich das ruhig gefallen lassen wolle, und sogar darüber gelacht hätte, so denke er über den Punkt anders. Er müsse auch strenger urteilen, denn bei den Gerüchten, die leider immer noch über seine Frau in der Stadt umherschwirrten, müsse er unter allen Umständen darauf halten, daß man seiner Frau die nötige Achtung nicht vorenthalte. Und deshalb müsse er verlangen, daß Frau Josefine seine Frau zum mindesten nachträglich schriftlich um Verzeihung bitte.

Der Hauptmann sprach in seiner Erregung in einem Ton, der sich einem Vorgesetzten gegenüber nicht

ganz gehörte, aber trotzdem ließ ihn der Oberst ruhig ausreden, ohne ihn zu unterbrechen. Er war froh, daß es nun über die Frau zu einer Entscheidung kam, ohne daß er dieselbe dienstlich herbeizuführen gezwungen gewesen wäre.

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Hauptmann,“ nahm der Oberst jetzt das Wort, „daß meine Schwester

sich kaum bereit finden lassen wird, Ihrer Frau Gemahlin die gewünschte Genugtuung zu geben, und daß meine Schwester auch der Frau Leutnant Gillberg nicht adieu sagte, beweist am besten, daß Sie keineswegs Veranlassung haben, den Fall tragisch zu nehmen. Sie sprachen aber vorhin selbst von den Gerüchten, die leider immer noch über Ihre Frau Gemahlin und den Referendar im Umlauf sind, und ich will Ihnen bei dieser Gelegenheit sagen, daß diese Gerüchte endlich verstummen müssen, sowohl mit Rücksicht auf Sie und Ihre Frau Gemahlin selbst, als auch mit Rücksicht auf das ganze Regiment. Was Sie in der Angelegenheit tun wollen, hängt natürlich ganz davon ab, wie Sie persönlich über die Angelegenheit denken. Glauben Sie an die Verdächtigungen, dann sind Sie es als Offizier Ihrer Ehre schuldig, den andern zu fordern, sind Sie davon überzeugt, daß die Beziehungen zwischen dem Referendar und Ihrer Frau Gemahlin wirklich rein freundschaftliche sind, dann wird es genügen, daß Sie sich in ein anderes Regiment versetzen lassen. Nicht als Ihr Vorgesetzter, sondern als Ihr älterer Kamerad möchte ich Sie

bitten, die Versetzung sehr bald, womöglich noch heute, beantragen zu wollen."

Der Hauptmann wurde bei den Worten des Herrn Oberst ganz blaß. Wenn der Oberst wüßte, wie felsenfest er von dem Fehltritt seiner Frau überzeugt war! Gewiß, nach den Ehrengesetzen blieb ihm nichts übrig, als den andern zu fordern, aber das sollte ihm gerade noch fehlen, wegen dieser Frau, die ihn belog und betrog, sein Leben aufs Spiel zu setzen und sich womöglich noch totschießen zu lassen. Dazu hatte er das Leben denn doch zu lieb!

So sagte er denn: „Ich brauche dem Herrn Oberst wohl kaum zu versichern, daß ich von der Unschuld meiner Frau ebenso felsenfest überzeugt bin, wie von der Ehrenhaftigkeit des Referendars. Aber gerade deshalb sehe ich ein, daß diesen Verdächtigungen ein Ende gemacht werden muß. Ich stimme darin dem Herrn Oberst bei, und da ich keinen anderen Ausweg weiß, erkläre ich mich bereit, noch heute um meine Versetzung einzukommen. Ich darf den Herrn Oberst wohl gehorsamst bitten, sich etwas dafür verwenden zu wollen, daß meine zukünftige Garnison nicht gar zu traurig ist.“

„Gewiß, was ich in dieser Hinsicht tun kann, soll geschehen, das verspreche ich Ihnen.“

Eine Viertelstunde später war der Oberst allein. Ein Gefühl der Geringschätzung gegen den Hauptmann wurde in ihm wach. Er hatte nur zu deutlich aus jedem Wort herausgehört, wie wenig der selbst das

glaubte, was er sagte. Der Hauptmann mußte es mit seinem eigenen Gewissen ausmachen, wie er ferner mit seiner Frau zusammenleben wollte — für ihn, für das Regiment und für alle war es das beste, daß die Angelegenheit in dieser Weise aus der Welt geschafft wurde.

Der Oberst atmete ordentlich erleichtert auf, daß diese unangenehme Geschichte, die ihm so viele böse Stunden bereitet hatte, so glatt abgelaufen war. Er befand sich in einer fast frohen Stimmung und war glücklich, daß Josefine heute nicht mehr im Hause waltete, um ihm seine Laune sofort wieder zu verderben. Gewiß, zuweilen kam es ihm wohl so vor, als hätte er seine Schwester unter allen Umständen zurückhalten müssen, sie nicht erzürnt abreisen lassen dürfen, nachdem sie soviel für ihn getan. Aber er hatte sie ja gebeten, als sein Gast, event. bis an ihr Lebensende, bei ihm zu bleiben. Er war nicht undankbar für das Opfer, das sie ihm gebracht hatte, sondern er wollte nur keine weiteren Geschenke von ihr annehmen.

Zu einer so plötzlichen Abreise lag seiner Meinung nach keine Veranlassung vor, es müßte denn sein, daß sie seine Abwesenheit benutzt hatte, um alles, was sie für ihn tat, an die große Glocke zu bringen.

Seine Frau hatte diesen seinen Verdacht gestern für eine Unmöglichkeit erklärt, aber als er jetzt in ihr Zimmer trat und ihr totenblasses, entsetztes Gesicht

sah, erriet er sofort, daß er mit seiner Vermutung recht gehabt hatte. Und trotzdem erschrak auch er, da er seinen Verdacht bestätigt fand.

Er nahm seine Frau zärtlich in die Arme und küßte sie, er quälte sie mit keiner Frage.

Ängstlich schmiegte sich Frau Rita an ihn: „Heute morgen waren verschiedene Damen des Regiments bei mir und haben mir wiederberichtet, was Josefine ihnen erzählte — sie baten mich um Verzeihung, daß sie es vorübergehend geglaubt hätten, aber sie wären sich alle darüber einig geworden, Josefine hätte nur aus Niedertracht so gesprochen, um sich dafür zu rächen, daß sie fort müsse.“

In kurz abgerissenen Sätzen kam dies Geständnis über ihre Lippen.

„Und was hast Du geantwortet?“ fragte er mit einer Ruhe, die sie erschreckte.

„Nichts! Was sollte ich sagen? — Ich erklärte, Josefine hätte mir natürlich manches schöne Geschenk gemacht, es sei ja doch auch keine Sünde, das von einer Schwägerin anzunehmen, und ich begriffe nicht, wie Josefine darüber soviel Worte verlieren und sogar behaupten könne, sie habe uns vor dem finanziellen Zusammenbruch gerettet. Ich bemühte mich, so ruhig wie möglich zu bleiben, aber ich wußte trotzdem kaum, was ich alles sagte.“

Er hatte sie zu der Chaiselongue geführt und

ließ sich jetzt an ihrer Seite nieder: „Und was meinst Du, was nun werden soll?“ fragte er, ihre Hände in den seinen haltend.

„Das ist es ja gerade, was mich so quält und beunruhigt,“ rief sie erregt. „Die Frage habe ich mir natürlich auch sofort vorgelegt, und da meine ich, wir müssen den anderen zu beweisen versuchen, daß Josefine stark übertrieb, wir müssen zeigen, daß wir auch ohne sie weiterleben können, wir müssen nach wie vor ein großes Haus machen. Denn wenn es herauskommt, daß wir nur noch Deinen Gehalt haben, dann ist es mit Deiner Karriere so gut wie vorbei, und wenn die anderen erfahren, daß wir wirklich Schulden hatten — ach Otto, es ist gar nicht auszudenken!“ Und heiße Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Er zog sie von neuem zärtlich an sich, dann sagte er mit fester Stimme: „Du urteilst von Deinem Standpunkt als Frau — ich aber denke ganz anders. Die Welt wird erfahren, wie verschuldet wir waren, daß wir nicht ein noch aus wußten. Und wir müssen das offen und ehrlich zugeben — es wäre feige, leugnen zu wollen und unehrenhaft, Josefine als Lügnerin hinzustellen. Ich weiß, daß man jetzt über mich den Stab brechen wird, und man wird mich mit vollem Recht verurteilen, denn die Tatsache, daß wir unseren Verpflichtungen, — allerdings durch Josefinens Hilfe, — gerecht werden konnten, ändert nichts daran, daß wir über unsere Verhältnisse lebten. Und jetzt, wo alles bekannt geworden ist, muß ich auch den

Mut haben, die Folgen zu tragen und für das, was ich tat, mit meiner Person einzustehen."

Sie hatte seine Ausführungen voller Angst und Entsetzen zugehört. Sie schrie jetzt förmlich auf: „Das soll doch nicht etwa heißen, daß Du Dich wirklich mit dem Gedanken trägst . . . ?“

Sie wagte nicht, das Wort „Abschied“ über die Lippen zu bringen.

Er sah sie traurig an und strich ihr zärtlich mit der Hand über die Wangen: „Doch, Rita! Es bleibt mir kein anderer Ausweg, ich habe mir schon heute nacht alles reiflich überlegt.“

Frau Rita war völlig gebrochen: „Du hast ja Recht, mit dem was Du sagst, aber trotzdem überlege es Dir nochmals! Es muß noch einen anderen Ausweg geben.“

„Es gibt keinen,“ widersprach er, „und wir dürfen auch nicht allzusehr klagen, denn wir haben beide Schuld an unserem Unglück.“

„Aber ich habe doch nur Dein Bestes gewollt, Otto, Du weißt, ich habe nur immer an Dich und Deine Karriere gedacht.“

Es dauerte viele Stunden, bis Frau Rita sich endlich beruhigte – aber die Liebe zu ihrem Mann ließ sie sich schließlich in ihr Schicksal finden.

Schon am nächsten Tag wurde es bekannt, daß Oberst von Eckern seinen Abschied einreichen wolle.

Dörmann brachte die Nachricht zu Gillberg, der keinen Dienst gehabt hatte und nicht in der Kaserne gewesen war.

Alle drei waren außer sich, sie wußten, einen solchen Oberst, eine solche Kommandeuse würden sie nie wieder bekommen.

Thea weinte heiße Tränen, daß sie Frau Rita so plötzlich verlieren solle, und vergebens versuchte ihr Mann sie zu trösten.

„Laß sie nur weinen, Gillberg,“ meinte Dörmann, „die Frau hat es reichlich um uns alle verdient, daß wir ihr Scheiden bedauern, und, hol mich der Teufel, wenn ich erst am Kupee stehe und ihr die Blumen zum Abschied in die Hand drücke, dann fange ich wohl selbst mit an zu heulen — auch um ihn, denn er war ein Gentleman, was bei Gott nicht jeder Oberst von sich behaupten kann, allerdings ist es ja auch ganz gleichgültig, was ein Vorgesetzter von sich selbst denkt. Sein Wert ist nur abhängig von dem Urteil seiner Untergebenen, und wenn wir unserem Kommandeur zum Abschied eine Konduite ausstellen würden, dann dürfte er auf die tausendmal stolzer sein, als auf all den Unsinn, den die Höheren über ihn zusammengeschrieben haben. Denn die reden nur von seinen militärischen Fähigkeiten, darauf, wie der Oberst als Mensch war, kommt es ihnen verdammt wenig an. — Gib mir einen Kognak, Gillberg, aber einen ganz großen, mir ist wahrhaftig elendiglich zu Mute, so,

als stände ich am Grab eines Menschen, den ich sehr lieb gehabt habe. Und eins tut mir besonders leid, daß ich nie Gelegenheit fand, mit dieser Frau Josefine einmal eine Stunde unter vier Augen zu sprechen, denn daß die von ihr in Umlauf gesetzten Erzählungen den Oberst bewogen haben, zu gehen, ist ja ganz klar. Gewiß hätte er keine Schulden machen dürfen, denn daß wir alle es tun, ist für den einzelnen leider keine Entschuldigung."

„So, nun trocknen Sie ihre Tränen, Frau Thea, ich kann's nicht mehr mit ansehen. Aber kommt mir noch einmal damit, daß Ihr nicht an Ahnungen glaubt. Meine Amme steigt immer mehr in meiner Achtung! Und ich habe Recht behalten, Ahlerts Fortgang war die Fortsetzung, der Abschied des Oberst ist der Schluß. Ein wahres Glück, daß die Hoheit starb, sonst hätten die beiden Geschichten viel böses Blut gemacht und viel Staub aufgewirbelt. Nun geht man darüber zur Tagesordnung über."

Er leerte sein Glas auf einen Zug, dann meinte er: „Und das wollen wir auch jetzt tun, Kinder. Wer als Offizier heiratet, muß damit rechnen, daß ihm unter Umständen seine eigene Frau das Genick brechen kann, sei es aus Mangel an Liebe, wie bei Frau Hauptmann Ahlert, die ihrem Mann kurz oder lang sicher zum Abschied verhilft, oder aus zu großer Liebe, wie bei Frau von Eckern. Aber auch die Niederträchtigkeit der Verwandten kann zuweilen das Unglück herbeiführen, wie Frau Josefine in traurigster

Weise bewiesen hat. Die Ehe ist für einen Offizier ein noch größeres Lotteriespiel als für den Zivilisten – der Dienst greift zu sehr in die Ehe hinein, und das verträgt nicht jede Frau, die eine stumpft dadurch ab, die andere wird ehrgeizig, wieder bei einer anderen regt sich der Widerspruch. – Nein, Frau Thea, das geht nicht auf Sie, Sie sind die Perle Ihres Geschlechts, und Ihre Ehe, deren Frieden ich auf Grund Ihrer zahllosen Tugenden wieder begründete, ist mir der beste Beweis dafür, daß es trotz allem was ich sagte, natürlich auch sehr viele glückliche Offiziers-ehen gibt.“

E n d e.

Inhalt:

Kapitel 1	<u>Seite 3</u>
Kapitel 2	<u>Seite 27</u>
Kapitel 3	<u>Seite 45</u>
Kapitel 4	<u>Seite 75</u>
Kapitel 5	<u>Seite 92</u>
Kapitel 6	<u>Seite 118</u>
Kapitel 7	<u>Seite 146</u>
Kapitel 7 (sic!)	<u>Seite 174</u>
Kapitel 8	<u>Seite 196</u>
Kapitel 9	<u>Seite 223</u>
Kapitel 10	<u>Seite 251</u>
Kapitel 11	<u>Seite 271</u>
Kapitel 12	<u>Seite 299</u>

In der „Kölnischen Volkszeitung“, Nr. 800 vom 23. Sept. 1903, fand sich im Feuilleton ein kurzer Artikel, der eine Ergänzung zum Thema des vorliegenden Romans bringt:

Aus der Frauenwelt.

Der Aufwand im Offizierstande.

Die zunehmenden unvermeidlichen Ausgaben, welche das Kasino und die Equipierung vom Offizier verlangen, die Geselligkeit usw. beansprucht, haben bereits zu allerhand Klagen in der Presse, zu vielen Erörterungen und zu ungezählten geheimen Seufzern geführt und dieses wichtige Thema von der Standessache zur Familiensache erhoben; denn tief einschneidend wirkt dieses Übel auf die Berufswahl der Söhne, auf die Ehwahl der Töchter und nicht zuletzt auf die Berufsmöglichkeit, Ausbildung und Vermögenslage dieser Töchter. Wir Frauen dürfen uns daher schon mit diesem Gegenstand beschäftigen; Ratschläge betreffend Abschaffung der vielen Geschenke unter den Regimentsangehörigen, der teuren Kasinovereinigungen, der vermehrten Kleiderausgaben, dürfen wir uns allerdings kaum erlauben; wir müssen dies schon berufenerer, unterrichteterer Seite überlassen, aber die Nachteile, welche die erhöhten geldlichen Anforderungen des Offizierstandes der Frauenwelt bringen, die dürfen wir schon erörtern.

Es mangelt bereits an jungen Offizieren in der

Armee. Warum? Weil das billigste Regiment jetzt für die Söhne mancher Beamten- und Offiziersfamilien, welche für ihre Kinder diesen schönen und ehrenvollen Stand stets bevorzugten, zu teuer geworden ist; eine mäßige Zulage reicht nicht mehr aus. Die Eltern thun alles, was sie können, oft über ihr Vermögen, aber der Sohn kann sich auch bei der Infanterie oft nicht mehr halten.

Nur eine reiche Heirat vermag dem selbst Vermögenslosen standesgemäßes Leben und Auftreten zu sichern; er darf also nicht unter den besten Töchtern des Landes Umschau nach einer Lebensgefährtin halten, sondern nur unter den reichsten. Der Luxus der verwöhnten Millionärinnen, der Töchter reicher Großkaufleute und Fabrikanten, er steigert noch den Luxus des Regiments; und selbst beim sonst gut situierten verheirateten Offizier zieht die Sorge ins Familienleben ein. Mitmachen heißt es, Schritt halten und nichts merken lassen, daß man an vielleicht Nötigem entbehren muß. Wie viel Glück, wie viel Liebe zerteilt diese Wahrheit! Wie viele treffliche Mädchen, auch mit Vermögen, werden durch diese modernen erhöhten Anforderungen zum Entsagen verurteilt, oder, wenn sie ihre Neigung durchsetzen, zu einem Scheinleben aufreibenster Art, bei welchem Mann und Frau gleich leiden; denn sparen und glänzen, wie schwer sind diese beiden zu vereinen!

Wir sehen, der Aufwand in der Armee trifft oft die Frauen hart in der sorgenden, vielleicht darbenden Mutter, in der zum Opfer bringen genötigten Gattin, in manchem um sein Lebensglück gebrachten Mädchen, und ganz besonders in den vielen, durch die unvermeidliche

geldliche Bevorzugung der Offiziersbrüder zurückgesetzten und geschädigten Töchter der guten Beamten- und Militärkreise.

Wie viel Begabung, wie viel Talent, wie viel Arbeitskraft, wie viel berufliche Befriedigung muß stillschweigend, geduldig geopfert werden für den Bruder im Regiment, neben so viel berechtigtem Lebenskomfort und verdienter Lebensfreude. Man ahnt ja nur das wenigste von dem, was Familienpflicht und Standesrücksicht gerade hier alljährlich erbarmungslos an jungem Leben und an junger Kraft aufzehren; wie viele Verzichtsgelüste segeln unter der Flagge: Wenn die Brüder nicht wären, wenn unser Leutnant nicht so viel haben müßte!

Die Tochter muß nähen, dilettantische Arbeiten je nach Talent und Liebhaberei machen, um die Pfennige für ihre Toilette zu erwerben, während sie die Begabung zu einem mit der Zeit für sie selbst auskömmlichen Beruf besitzt; es ist so schade, nein nicht nur schade, sondern tieftraurig, daß man sie sich nicht ausbilden lassen kann, weil auch eine ganz kleine Summe nicht aufgebracht werden kann, seit der Bruder Offizier ist. Mit ihrem mühsamen Verdienst hilft sie ihm sogar in großer Bedrängnis noch aus. Ihr Herz möchte sprechen, aber sie weiß, den Eltern ist es jetzt nicht möglich, die Aussteuer für sie zu beschaffen, später, wenn er Hauptmann ist oder versorgt . . .

Inzwischen werden diese Mädchen alt, ihre Jugend ist im Entsagen dahin gegangen; sie bleiben allein und mittellos im Leben zurück mit enttäuschten Herzen,

ohne Beruf und ohne gute Erwerbsmöglichkeit. Jetzt ist es zum Lernen zu spät, die Auswahl der Berufe wird in vorgerückten Jahren sehr gering, auch fehlen abermals die Mittel. Da bleibt nur ein armes, kümmerliches Dasein ohne Glück, ohne Befriedigung.

Man wird sagen, diese Erscheinungen der benachteiligten Schwestern sind nichts neues im gesellschaftlichen Leben; allerdings, aber sie vermehren sich durch die jetzigen Zustände, welche die Möglichkeiten für die Schwestern immer mehr einschränken.

Der Offizierstand ist schön und ehrend, aber er erfordert Vermögen, wenn er nicht Männersorgen, Mutterleid, Frauenopfer, Mädchenthänen und Familienunglück nach sich ziehen soll; weil dem so ist, deshalb müssen die Frauen sich auch mit den Schattenseiten dieses vornehmen Berufes näher bekannt machen. Vielleicht daß ihre Einsicht und ihr Einfluß diese oder jene Übelstände auch auf diesem das Familienleben und das Einzelglück so nahe angehenden Gebiete zu beseitigen vermöchte.
